
BADEN
Druck v. J. Niederbühl
H.Gugeler sc.

Bilder

aus dem

Soldatenleben im Kriege

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Zweite unveränderte Auflage.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1850.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Prinzen von Preußen

widmet diese Blätter

als

Ausdruck ehrfurchtvollster und dankbarster Gesinnung

ganz unterthänigst und treugehorsamst

der Verfasser.

Malghera und Rastatt.

1849.

I.

Brescia.

Das lebendige und bunte Treiben, welches in den ersten Tagen unseres Einzugs in Mailand auf den Straßen herrschte, bot dem Beobachter manches eigenthümliche interessante Bild.

Der Soldat, welcher sich in den Gefechten des dießjährigen Feldzuges tapfer geschlagen, der sich bewußt war, zum seltenen glänzenden Erfolg desselben mitgewirkt zu haben, ging stolz und erhobenen Hauptes durch die Straßen. Zeigten auch seine Kleider hie und da noch Spuren vom Bivouak und den Strapazen harter Märsche, so war doch seine Miene desto frischer, und man las aus seinen von Glück und Stolz strahlenden Augen das ihn beseligende Gefühl, „der italienischen, der sieggekrönten Armee anzugehören."

Die Offiziere, deren frohes Aeußeres Zeugniß gleicher erhebenden Gefühle ablegte, waren auch schon

damit beschäftigt, sich auf's Neue häuslich einzurichten. Alte Bekanntschaften wurden wieder aufgesucht, und wie freute man sich, hie und da einen Bekannten wieder zu finden, den man seit dem Ausmarsche nicht mehr gesehen, und von dem man nicht wußte, hatte ihn eine feindliche tödtliche Kugel getroffen, war er gänzlich verschont geblieben, oder mußte er vielleicht in Novara oder Pavia verwundet im Spitale zurückbleiben, den Heimziehenden sehnsüchtig nachblickend.

Solche Scenen des Wiederfindens und der innigen Freude, einander glücklich wieder zu sehen, gewahrte man häufig und nicht bloß zwischen österreichischen Soldaten und Offizieren. Auch sehr viele von den Einwohnern Mailands drückten dem alten Bekannten, dem heimkehrenden Streiter freundlich die Hand und hießen ihn willkommen.

Das über alle Erwartungen glänzende Resultat des Feldzuges, sein mit dem Anfange fast zusammenfallendes Ende, und alles, was darüber im Publikum verlautete, grenzte so an das Fabelhafte, daß Viele ihren Ohren und Augen nicht trauen wollten, und sich daher des Gedankens nicht wehren konnten, Radetzky sey geschlagen und auf dem Rückzug begriffen. Man hörte daher von den Bewohnern Mailands hie und da in allem Ernste die Frage: „Aber sagt mir

aufrichtig, bleibt ihr hier oder gehts morgen weiter? Ist es wirklich wahr, daß der alte Marschall geschlagen und sich an die Etsch zurückzieht?"

So sprachen wohl Viele in den ersten Tagen, und manche Gruppen von hochgewachsenen schönen Männern mit gewaltig starken Bärten und außerordentlich keck umgeworfenen Mänteln sah ich beisammen stehen und hörte sie sagen, wenn die Soldaten mit dem dürren und doch so frischen Siegesreis auf dem Tschakow lustig vorüberzogen, daß es ganz bestimmt sey, daß Radetzky sich nur zwei Tage in Mailand aufhalte und alsdann genöthigt sey, sich wie im Jahr 1848 unter die Mauern Verona's zurückzuziehen.

Die unangenehme Enttäuschung ließ denn freilich nicht lange auf sich warten. So erzählte man uns auch, daß während der Schlacht von Novara Tausende von Menschen auf den alten Wällen Mailands und vor dessen Thoren sich gesammelt hatten, und daß Viele deutlich hören wollten, wie sich der Schall des Kanonendonners allmählig über Vigevano und Gambolo gegen Pavia hin entferne. Mit allgemeinem Jubel wurde dieser kühne, nur zu bald getäuschte Glaube begrüßt; denn nun schien es sicher, daß die österreichische Armee vollständig geschlagen war, ja, daß die Piemontesen sie bei La Cava

vollständig umzingelt hatten. Umsonst veröffentlichte die Behörde ein Bulletin von dem Gefechte bei Mortara, umsonst ließ sie es an die Straßenecken und Plätze anheften, man lachte darüber und zuckte ungläubig die Achseln, weil das Placat keine Unterschrift hatte.

Außerdem fehlte es nicht an Personen, welche von dem Schauplatz der Kämpfe Nachrichten erhalten haben wollten und die lügenhaftesten Berichte über die Siege der Piemontesen verbreiteten. Aus diesem Kaffeehausgeschwätz nun formirten leichtsinnige böswillige Menschen sogar eine Waffenstillstandsurkunde mit den härtesten Bedingungen für die Oesterreicher, welche der geschlagene Feldmarschall sich gezwungen sah, anzunehmen.

In Mailand selbst hatten die Lügen weiter keine Folgen, als einzelne Reibereien zwischen Gensdarmerie und Leuten der niederen Volksklassen, welche Auftritte jedoch selbst noch am Tage des Einzugs statt fanden. So wurden zwei Offiziere, die den Truppen entgegen ritten, an diesem Tage vom Pöbel belästigt und wären wahrscheinlich ernstlich insultirt worden, wenn nicht in diesem Augenblicke in der Nähe der betreffenden Straße ein heimkehrendes Regiment mit festem Schritt und lustiger Feldmusik einmarschirt wäre. Bei diesem Anblick aber, welcher die gehegten Erwartungen „eine geschlagene Armee einziehen zu sehen,“ auf das

Unangenehmste täuschte, stob der Volkshaufen erschrocken auseinander, ließ sich aber freilich an andern Orten auf's Neue täuschen.

In andern Theilen der Lombardei, vorzüglich aber in den Gebirgen und namentlich in der Landschaft Brescia begannen, wie man weiß, nach dem Abmarsch der Oesterreicher Unruhen ernsterer Art und die Revolutionsmänner mit ihrem Anhang, Deserteuren, Schleichhändlern und gemeinen Verbrechern aller Art tauchten plötzlich wieder an das Tageslicht empor und wenn auch meist eine kleine, aber entschlossene Schaar, tyrannisirte sie doch die Mehrzahl, die friedlichen Bürger, weil diesen, statt jenen auf die Köpfe zu schlagen, auch hier, wie an so vielen andern Orten, die nöthige Energie zu entschiedenem Handeln fehlte.

In Folge des leichtsinnigen Aufrufes des Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan waren bedeutende Waffensendungen durch die Propaganda in die Lombardei eingeführt worden, mit welchen sich dort die Rebellen, an andern gemäßigteren Orten die Bürger bewaffneten, eine Art Civica herstellten, um auf alle Fälle gerüstet zu seyn und der allgemeinen Sache dienen zu können, je nachdem sie jenseits des Tessin entschieden würden. Wären die Oesterreicher besiegt worden, so hätte sich bei deren Durchmarsch manches Städtchen in ein zweites Melegnano verwandelt. Da dieß aber

glücklicherweise nicht der Fall war, so hatte sich die Bürgerwehr angeblich nur zu Aufrechthaltung der Ordnung constituirt, ja empfing die zurückkehrenden Truppen an manchen Orten in Parade, präsentirte das Gewehr und lieferte alsdann ihre Waffen ruhig wieder ab. An manchen Orten mochte es, so wie dieß verlangt wurde, nun freilich mit diesem friedlichen Benehmen Ernst und daher diese neu entstandene Civica sehr erfreut gewesen seyn, als sie bei der Rückkehr der Oesterreicher ihres Dienstes enthoben wurden.

Anders aber gestalteten sich die Dinge in der Hauptstadt Brescia, deren Einwohner unter allen Lombarden für die trotzigsten und tapfersten gelten. „Was vom Regimente Haugwitz," sagt der Berichterstatter der italienischen Ereignisse in Italien, „voriges Jahr in seiner Treue verharrte, schlug sich tapfer für Oesterreich, was abfiel, war kein verächtlicher Feind," und die Piemontesen rühmten die Brescianer ihres 21. Regiments. Schon in alter Zeit galt bekanntlich Brescia für eine unruhige Stadt. Im Jahre 1796 empörten sie sich, von den Franzosen aufgehetzt, gegen die Stadt Venedig, ihr rechtmäßiges Oberhaupt, und riefen die Franzosen in's Land. So wurden sie Unterthanen Frankreichs, welches sie dann mit eiserner Ruthe im Zaum hielt. Dennoch fand später Oesterreichs milder Scepter an ihnen keine

treuen dankbaren Unterthanen. Die Dankbarkeit der Völker gehört leider nicht zu den Tugenden der Gegenwart. Schon im vorjährigen Aufstand übertrafen die Brescianer durch treuloses grausames Benehmen gegen gefangene österreichische Offiziere und deren Weiber und Kinder alle lombardischen Städte.

Am 23. März 1849 erhoben sich nun die Stadt und ihre Umgegend in hellem Aufstand; der Postwagen von Mailand wurde ausgeraubt, das Gepäck des Regiments Albrecht weggenommen, vereinzelte Militärs gefangen gemacht, einige Anhänger oder Angestellte der Regierung eingesperrt, schrecklich mißhandelt und zum Theil selbst ermordet. Im Castell, welches sofort nach ausgebrochener Empörung sein Geschütz gegen die Stadt spielen ließ, lag nur eine schwache kaiserliche Besatzung. An diese wurde, nachdem das Feuer auf die Stadt begonnen, ein Geistlicher als Parlamentär abgeordnet, welcher der Besatzung eröffnete, daß für jeden Schuß auf die Stadt ein kranker Soldat, deren sich zur Zeit des Aufstandes in dem Haupthospital Nr. 2 gegen 300 befanden, würde umgebracht werden.

Der Commandant des Castells stellte nun einstweilen das Feuern ein. Im Spital aber, dessen Zugänge gesperrt waren, stand, wie man später erfuhr, jeder, der sich nur einigermaßen aufrecht halten

konnte, zur äußersten Vertheidigung bereit, da die Unglücklichen wußten, welche Gefahr ihnen drohe.

Das Commando im lombardisch-venetianischen Königreiche führte während des Feldmarschalls Entfernung Feldmarschalllieutenant Haynau. Sein Hauptquartier hatte er in Padua. Sogleich, als er die Nachricht von dem Aufstand in Brescia erfuhr, beorderte er aus Mantua und Verona einige Truppen zu Bezwingung der Empörung. Auch Radetzky entsendete von Novara, wo er am Tage nach der Schlacht von diesem Aufstand Kunde erhielt, unverzüglich den Feldmarschalllieutenant Appel mit dem 3. Armeecorps nach derselben Gegend, und verfügte sich persönlich mit dem ersten Reservecorps nach Mailand.

Die Verblendung der Brescianer ging sogar so weit, daß sie die Quartiermacher des dritten Armeecorps, deren Erscheinung hätte genügen sollen, sie zur Besinnung zu bringen, ohne weiteres gefangen nahmen. Daß vor Ankunft dieser bedeutenden, gegen Brescia beorderten Truppenmacht der Aufruhr bekämpft war, ist bekannt.

Das oben erwähnte Schweigen des Geschützes vom Castell in Brescia, die Vorsicht, womit das von Verona und Mantua sich nähernde kleine Corps zu Werke ging, hatte unterdessen den Uebermuth der Insurgenten gesteigert. Generalmajor Graf Nugent,

Sohn des Feldzeugmeisters, hatte am 27. März die Insurgenten aus der eine Stunde von der Stadt entfernten Ortschaft Santa Eufemia vertrieben, und machte am folgenden Morgen den Versuch, sie aus Brescia mittelst eines Scheinangriffs herauszulocken, was jedoch nicht gelang. Es kam nur zu einem unbedeutenden Gefechte, wobei indessen das neu formirte dritte Bataillon des Regiments Ceccopieri (Italiener) die Gelegenheit ergriff, durch treues Verhalten im Gefechte sein vorjähriges pflichtwidriges Benehmen gut zu machen.

Inzwischen traf Haynau vor der Stadt ein, und vernahm, daß die Insurgenten sich zum äußersten Widerstand rüsteten, und in allen Gassen, je auf 20 Schritt, Barrikaden erbaut hatten. Wenn nun von der einen Seite vielleicht Klugheit gebot, mit dem Angriff auf die Stadt zu zögern, bis das Corps des General Appel eingetroffen, so war von der andern Seite zu fürchten, daß durch diese Verzögerung vielleicht das oben erwähnte Militärhospital in Brescia in die Hände der Insurgenten falle. Die ehrenwerthe Rücksicht auf die bedrohliche Lage der kranken Kameraden in der Stadt, welche schon seit drei Tagen an Lebensmitteln Mangel litten, gab den Ausschlag. Der sofortige Angriff wurde beschlossen, und der heldenmüthige Feldherr unternahm es, eine insurgirte Stadt

von 50,000 Einwohnern mit einem Häufchen von 2300 Mann und 4 Kanonen anzugreifen. Allerdings unterstützte diesen Angriff das Feuer von 30 schweren Geschützen vom Castell her.

Die Truppen, mit welchen Haynau dieses Unternehmen ausführte, waren ein Bataillon Siebenbürger Romanen, sonst Wallachen (aus welchen französische Blätter ausgewanderte Römer von der Partei des Papstes gemacht haben), das erste und dritte Bataillon Baden. Dieses schöne Regiment gehörte zur Besatzung von Verona, und hatte bereits daran verzweifelt, im dießjährigen Feldzug durch den Gebrauch der Waffen im offenen Kampf mitwirken zu können. Es erhielt aber nun noch seinen schönen Theil daran.

Ueber die unter heldenmäßigen Bestürmungen erfolgte Einnahme dieser unglücklichen Stadt kam am 3. April nachfolgender Bericht des Feldmarschalllieutenant Haynau in's Hauptquartier.

„Indem ich nicht zweifle, daß die Ereignisse in und um Brescia bis zum 30. März l. J. Euer Excellenz durch das lombardisch-venetianische General-Commando bereits berichtet worden sind, beeile ich mich, Euer Excellenz nachstehend die Relation von dem am 31. März und 1. April unternommenen Angriff und der Bezwingung dieser rebellischen Stadt zu unterlegen. Bis zum 30. März hatte sich die

gegen Brescia bis St. Eufemia vorgeschobene Brigade des Generalmajors Grafen Nugent damit begnügt, die Stadt von dieser einzigen Seite zu bedrohen, und hatte es nicht dahin gebracht, sich mit dem Castell in Verbindung zu setzen. Als mir in der Nacht vom 29. zum 30. die Kunde zukam, daß der Aufruhr in Brescia immer mehr überhand nehme, eilte ich am 30. von Padua über Verona bis St. Eufemia, traf alle erforderlichen Anstalten zum Nachsenden einiger Truppenkörper, so wie zur Verstärkung der Garnison von Verona, und erließ die geeigneten Dispositionen, um mit der bei St. Eufemia concentrirten Brigade Nugent am 31. März die Einschließung und die Erstürmung der an allen Ausgängen stark verbarrikadirten Stadt Brescia zu bewirken. Diese Brigade bestand aus dem ersten romanisch-banater Grenzbataillon, 2 Bataillon Großherzog Baden, 2 Divisionen von Ceccopieri-Infanterie, 1 Schwadron Liechtenstein Cheveauxlegers, in 4 sechspfündigen Geschützen, im Ganzen 2300 Mann und 50 Pferden. Ungeachtet dieser geringen Truppenmacht zweifelte ich nicht an dem Erfolg, und durfte den Angriff nicht länger aufschieben, da die Insurgenten in Brescia aus dem nahen Gebirg täglich Zuwachs erhielten.

Am 31. mit Tagesanbruch wurde die Einschließung der Stadt mittelst 5 Colonnen bewirkt, welche

um die Stadt herum der Art disponirt wurden, daß die fünf Chausseen, welche zur Stadt führten, besetzt und die fünf Thore derselben bedroht wurden. Das erste Bataillon Baden jedoch führte ich selbst über die Abfälle des Gebirgs und das rückwärtige Ausfallthor in das Castell von Brescia. Alle diese Colonnen mußten zum Theil unter dem Feuer der auf den Stadtwällen zahlreich postirten Insurgenten ihren Weg nehmen, so daß wir auf diesem Marsche einen Todten und 12—14 Verwundete hatten. Obgleich heftiger Regen diese Unternehmung besonders für die das Gebirg überschreitende Colonne erschwerte, so wurde sie andererseits durch den Nebel begünstigt. Gegen Mittag war die Einschließung der Stadt bewirkt, in welcher die Pöbelherrschaft und vollständige Anarchie herrschte. Ich ließ der Stadt bekannt machen, daß ich im Castell angekommen sey und sie durch die in der Anlage abschriftlich mitfolgende Notifikation zur Unterwerfung auffordern. Um 12 Uhr Vormittags erschien eine Deputation der Stadt, welche die Unmacht der Municipalbehörde und des besser gesinnten Theils der Bewohner gegen die Aufrührer bekannte, zugleich aber eine Sprache führte, welche offenbar bewies, daß sie ihr Verbrechen keineswegs erkennen, sondern die wahnsinnige Idee durchblicken ließ, als stünden sie in Vertheidigung der Stadt gegen

die K. K. Truppen bei dem Wiederbeginne der Feindseligkeiten zwischen Piemont und Oesterreich auf legalem Boden. Sie baten um Aufschub der Gewaltmaßregeln bis 2 Uhr Nachmittags, welche Zeit unumgänglich nöthig schien, um die Insurgenten zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Ich bewilligte diesen Aufschub, immer noch hoffend, daß die Rebellen das wahnsinnige Vorhaben der Vertheidigung aufgeben werden. Statt der Antwort wurde um 2 Uhr mit allen Glocken der Stadt Sturm geläutet und aus den das Castell umgebenden Häuserreihen, aus den Thürmen und von allen Dächern ein ununterbrochenes Feuer auf das Castell gerichtet. Ich verlängerte freiwillig den Termin noch bis halb 4 Uhr Nachmittags. Als aber der Aufruhr um diese Stunde immer mehr zunahm, ließ ich das Feuer aus dem Castell auf die Stadt eröffnen und den Sturm von allen Seiten ausführen. Da ich bloß 4 Feldgeschütze bei der Porta Torre longa (Straße von Verona) hatte und alle Eingänge sehr stark verbarrikadirt waren, so konnte im ersten Augenblick bloß durch dieses Thor eingedrungen werden. Ich ließ diesen Angriff auf die Porta longa durch eine Abtheilung von Reconvalescenten unter Führung des Lieutenants Sinrizek von Ludwig-Infanterie dadurch erleichtern, daß ich diese Abtheilung aus dem Castell

längs dem Stadtwalle in die Flanke der Thorbarrikade disponirte. Lieutenant Sinrizek führte diesen Angriff mit ausgezeichneter Bravour aus, so daß die Insurgenten auf den ersten Anlauf vom Thore vertrieben und dieses ohne einen Schuß der Colonne des Generalmajors Grafen Nugent geöffnet war. Als die Colonne des Generalmajors Grafen Nugent eingedrungen war, ließ ich das erste Bataillon Baden-Infanterie aus dem Castell in die Stadt ausfallen. Es begann nun ein mörderischer Kampf, der von den Insurgenten mit der größten Hartnäckigkeit von Barrikade zu Barrikade, von Haus zu Haus geführt wurde. Ich hätte nie geglaubt, daß eine so schlechte Sache mit so viel Ausdauer vertheidigt werden könnte. Ungeachtet dieses verzweifelten Widerstandes und obgleich der Sturm nur theilweise und wenig durch Geschütz vorbereitet werden konnte, erstürmten unsere braven Truppen heldenmüthig und leider unter großem Verlust eine Häuserreihe um die andere. Da jedoch nicht alle Colonnen gleichzeitig in die Stadt zu dringen vermochten, auch die Nacht bereits hereinbrach, so befahl ich, für heute die weitere Vorrückung einzustellen und die eroberten Stadttheile zu behaupten. Bis spät in die Nacht währte der Kampf fort. Am 1. April mit Anbruch des Tages erneuerte sich das Sturmgeläute heftiger noch als Tags zuvor, und

der Kampf begann von Seiten der Insurgenten mit noch größerer Erbitterung. Ich ließ nun ein fürchterliches Bombardement auf die Stadt eröffnen und sodann den Sturm erneuern. Bei den großen Verlusten, die wir bereits erlitten hatten, und bei der Hartnäckigkeit und Wuth des Gegners mußte zu den kräftigsten Maßregeln geschritten werden. Ich befahl daher, daß kein Gefangener gemacht, sondern jeder augenblicklich niedergemacht werde, welcher mit den Waffen in der Hand ergriffen würde; die Häuser, aus welchen geschossen wurde, befahl ich in Brand zu stecken, und so geschah es, daß schon vorgestern Abends, mehr aber noch gestern, theils durch das Bombardement, theils durch Brandlegung an sehr vielen Stellen Feuer entstand. Unsere Truppen machten allmählig immer noch Fortschritte, doch konnte nur Schritt vor Schritt vorgerückt werden, da die Zahl der verfügbaren Truppen für diese ausgedehnte und aus so vielen engen Gassen bestehende Stadt zu gering war. Nach und nach wurden durch Flankenangriffe die Thore Porta Alessandro, Porta Mazzaro und endlich gegen Abend auch Porta S. Giovanni (gegen Mailand) genommen und besetzt, und in gleichem Maße auch die Stadt von den Insurgenten gesäubert, die nun schon häufiger suchten, über die Stadtmauern in das freie Feld zu entfliehen. Sie

wurden alle in das Eck zwischen Porta S. Giovanni und Porta Pila gedrückt. Um 4 Uhr Nachmittags war ein Bataillon des 1. Banater Grenzregiments und eine Schwadron Dragoner, welche ich aus Novara hatte nachrücken lassen, dann eine aus Mantua gesendete Mörser-Batterie in Brescia eingetroffen. Das Grenzbataillon wurde sogleich verwendet und dadurch die Beendigung des Kampfes beschleunigt. Allmählig ließ der Widerstand der Rebellen nach, und um 6 Uhr Abends waren unsere Truppen nicht nur im Besitz der ganzen Stadt, sondern auch die Ruhe in derselben hergestellt. Unser Verlust in diesem hartnäckigen mörderischen Kampfe, welcher — mit Unterbrechung von wenigen Stunden in der Nacht — von halb 4 Uhr Nachmittags des 31. März bis 5 Uhr Nachmittags des 1. Aprils wüthete, war bedeutend. Noch vermag ich keine genaue Verlustangabe zu senden; doch muß ich vor der Hand gehorsamst melden, daß Generalmajor Graf Nugent am Knöchel eines Fußes der Art verwundet wurde, daß der Fuß amputirt werden mußte; daß ferner der an Generalmajor Nugents Stelle das Commando führende Oberst Graf Favencourt von Baden-Infanterie an der Spitze seiner Truppen einen Schuß durch die Brust erhielt und in kurzer Zeit darauf starb; daß Oberstlieutenant Miletz desselben Regiments schwer verwundet fiel und

von den Insurgenten auf gräßliche Weise ermordet und sein Leichnam verstümmelt wurde. Im Ganzen dürfte der Verlust betragen an Todten 5—6 Offiziere und 80 Mann, an Verwundeten aber 10—12 Offiziere, mehr als 150 Mann. Die genaue Angabe dieser Verluste werde ich nachzutragen die Ehre haben. Den Verlust der Insurgenten vermag ich noch nicht zu schätzen, doch kann ich anführen, daß aller Orten eine bedeutende Anzahl Leichen gefunden wurde. Alle Truppen, ihre braven Offiziere an der Spitze, haben mit außerordentlicher Tapferkeit und Hingebung gekämpft, und ihr Benehmen verdient die größte Anerkennung. Wenn dieser lange und erbitterte Straßenkampf nicht ohne Excesse verlief, so ist dieß unter solchen Umständen selbst bei der bestdisciplinirten Truppe nicht zu verhindern. Ich werde nun auf das Eifrigste bemüht seyn, Ordnung und Gesetz in der Stadt schnell herzustellen, und werde den Rückmarsch meiner Truppen erst dann anordnen, wenn ich die Stadt an Feldmarschallieutenant Baron Appel übergeben haben werde, welcher laut einer erhaltenen Mittheilung mit einem Theil seines Armeecorps heute den 2. April in Brescia eintreffen wird. Vorläufig habe ich alle Thore stark besetzt und lasse Niemanden aus der Stadt sich entfernen, um wo möglich der Haupträdelsführer habhaft zu werden."

Die Nachricht von der Einnahme Brescia's, die wenige Tage nachher in Mailand bekannt wurde, rief eine große Bestürzung in der Bevölkerung hervor. Jetzt erst fiel manchen Leichtgläubigen, welche sich bisher durch allerlei Lügen hatten täuschen lassen, die Binde von den Augen, und sie sahen mit Schrecken ein, wie gefahrdrohend das Schwert des Feldmarschalls über ihren Häuptern schwebte. Doch bemerkte man auf den Straßen selbst keine besondere Bewegung, und sogar die prahlenden Kaffeehauspolitiker, die bis jetzt noch manches Trottoir mit dichten sie umgebenden und ihren Lügen und kühnen Phantasien lauschenden Gruppen behauptet hatten, verschwanden allmählig und trugen ihren Grimm nicht öffentlich zur Schau. Ja schon nach einigen Tagen nahm das Gewoge des Stadtlebens einen so friedlichen und natürlichen Charakter wieder an, daß man hätte glauben können, Stadt und Land erfreuen sich seit langen Jahren eines ununterbrochenen tiefen Friedens. Wie noch vor wenig Wochen ganze Wagenzüge Abreisende beförderten, so kehrten dieselben jetzt bei dem herrlichsten Frühlingswetter in eben so großer Anzahl wieder zurück. Nur das frühere so rege Leben in den Theatern und auf dem Corso stellte sich nicht so schnell wieder ein. In der Oper sah man außer wenigen Damen und einigen Fremden nur österreichische Uniformen, und

auf dem Corso erblickte man selbst an den schönsten Tagen kaum ein halbes Dutzend Wagen, die fast unbemerkt vorüber rollten und gewaltig gegen das bunte belebte Treiben des Corso's in seiner frühern glänzenden Zeit abstachen.

Nach der Rückkehr der Oesterreicher nach Mailand im vergangenen Jahr war der Corso eben so leer, wie in den Tagen, von welchen ich hier rede, weßhalb Offiziere und Soldaten sich damals bemühten, denselben einigermaßen zu füllen und den Corsotagen einen neuen, wenn auch andern Glanz zu verleihen. Bei dieser Veranlassung sollen aber die lustigen Soldaten in ihrer Siegesfreude mit solchen abenteuerlichen Equipagen und mit so sonderbaren Pferden und andern Reitthieren erschienen seyn, daß sich Vater Radetzky veranlaßt sah, den Uebermuth seiner Kinder etwas zu zügeln und einen Befehl zu erlassen, wonach es nur eleganten oder doch wenigstens anständigen Equipagen und Reitern auf guten Pferden erlaubt seyn solle, sich an der Corsofahrt zu betheiligen.

II.

In der Villa reale. — Nach Malghera.

Der Feldmarschall hatte Abends gegen neun Uhr seine kleine Abendgesellschaft entlassen und sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen.

Als er zur Ruhe gegangen war, wurde es allmählig stiller in der Villa reale zu Mailand, und dem geräuschvollen Leben auf Treppen und Höfen folgte bald die tiefe Stille einer schönen ruhigen Nacht. Wer hätte es aber auch gewagt, in dieser Stunde, an diesem Orte unnöthigen Lärm zu machen? Nicht aus Furcht vor Strafe flüsterten nur die Sereschaner im Vorzimmer zusammen oder gingen die Wachen draußen im Gange mit langsamem leisem Schritte. Nein! aus des Herzens Innigsten, aus den kindlichen Gefühlen kam diese Sorge für den Schlaf des geliebten Feldherrn. Hat er sich doch für seine Soldaten angestrengt, hat er doch für sie gedacht und gewirkt, und muß er doch in sanftem Schlaf Erquickung und

neue Kräfte sammeln, der alte 84jährige Mann, um morgen das Wohl und Wehe seiner „Kinder" wieder mit erneuerter Kraft leiten zu können. Darum Stille! —

Der junge Ordonnanzoffizier vom Dienst macht sich auf dem Sopha des Vorzimmers wohlgemuth sein Lager zurecht, und ist stolz darauf, jede Minute des Winkes seines hohen Führers gewärtig seyn zu dürfen.

Während so in der Villa reale, entlegen von dem Geräusch der stolzen Königsstadt, mit der Nacht auch Ruhe und Frieden einzog und den Schlaf des alten Feldherrn vor Störung schützte, pflegte Mailand in dieser Stunde einen ganz andern Anblick zu bieten. Jetzt erst, mit dem Verschwinden der Tageshitze, wurde es schön und lebendig. Der Corso strahlt mit unzähligen Lichtern, alle Gewölbe und Café's sind glänzend beleuchtet, Tausende von Spaziergängern strömen auf und ab und die dröhnenden Straßenorgeln spielen den Radetzkymarsch, daß es weit hinaus in die Nacht schallt. In den Militärcafé's drängen sich Offiziere aller Waffengrade, erzählen einander von dem vergangenen Feldzug, tauschen ihre Abenteuer aus, und Freunde berichten, wo sie während der Schlacht in dem und dem Augenblicke gewesen; kleine arme Savoyarden umstehen in ihrem schmutzigen

Schornsteinfegergewand die glänzenden Offiziergruppen und schauen mit ihren großen treuherzigen Augen verwundert in die hellen Gasflammen. Hier vor diesen Café's sind die reichlichst strömenden Erwerbsquellen dieser armen Knaben: sie verspeisen Gefrorenes und machen erschreckliche Grimassen, während sie es zerkauen; sie schlagen die zierlichsten Purzelbäume, und haben eine komische dummdreiste Art, das Kupferstück, welches der Kellner einem zahlenden Gaste herausgibt, zu verlangen, daß man es ihnen nicht abschlagen kann.

Während dem wogt der Strom der Spaziergänger in dichter Masse den Corso auf und ab, und oft, wenn der Eine oder der Andere der Vorüberwandernden in den Lichtkreis des hell erleuchteten Café kommt, erkennt man einander und sehnsüchtige Blicke fliegen häufig hin und her.

So ist's draußen auf dem Corso, und daran denkt auch der einsame Ordonnanzoffizier in der Villa reale, während er Säbel und Tschako ablegt und sich für die kommende Nacht vorbereitet. Doch ist er stolz wie ein König und möchte den kleinen Sopha in diesem Augenblick nicht mit einem reichen Fauteuil in der Scala vertauschen; er hat ja das ehrenwerthe Loos, in der Nähe der fast geheiligten Person des Feldmarschalls seyn zu dürfen.

Drunten in der Wachtstube summt es leiser und draußen auf dem Hof spazieren die Grenadierwachen festen Schrittes und aufmerksamen Blickes umher. Sie halten das Gewehr straff im Arm und beobachten das kleinste Geräusch in ihrer Nähe. Hie und da kommt noch ein Offizier aus dem innern Gebäude, der vielleicht so spät auf seiner Kanzlei beschäftigt war; er hält den Säbel fest im Arm, damit er nicht auf der Treppe klirre und die tiefe feierliche Stille unterbreche.

Im dunkeln Garten der Villa steht der Grenadier vor seinem Schilderhaus, ein gebräunter Ungar mit langem dunklem Bart, und die große Bärenmütze wirft noch einen schwärzeren Schatten auf das ohnehin schon tiefdunkle Gesicht. Er hat den Blick erhoben, aber seine glänzenden Augen haften nicht an dem dunkelblauen Nachthimmel, er steht regungslos und schaut auf ein Fenster im ersten Stock, aus welchem durch dichte Fenstervorhänge ein gedämpfter Lichtschein in den Garten hinausdrängt. Der Grenadier denkt an Santa Lucia und Curtatone, Sommacampagna und an Novara und dabei sieht er immerfort den Lichtschein an, und da der Ungar voller Phantasie ist, so bilden sich ihm sonderbare Bilder aus den dichten Falten des Vorhangs. Das Fenster wird zu einem Zauberspiegel, der, anfänglich verhüllt, sich

geheimnißvoll aufklärt, wie langsam verziehender Pulverdampf. Dort reitet der Marschall auf seinem Schimmel, und nachdem er einem Adjutanten ein paar Worte gesagt, winkt er nach der Gegend, wo seine viertausend Grenadiere stehen, unthätig und deßhalb unmuthig. Schon lange haben ihre eifersüchtigen Blicke zornig die Bewegungen der Jägerbataillone verfolgt, und es ärgert den Grenadier, daß die kleinen Kerle immer das beste Fett von der Suppe nehmen. Aber jetzt kommt der Adjutant näher, und der Ungar im Garten, der dieß alles denkt, lächelt, als er sich die Freude eines vergangenen schönen Augenblicks in's Gedächtniß zurückruft. Er fällt das Gewehr und marschirt auf dem feinen Sand des Gartens mit festem Tritt einige Schritte vorwärts, den glänzenden Blick fest auf das erleuchtete Fenster gerichtet, er hört den Trommelwirbel und öffnet schon den Mund zu einem kräftigen Hurrah — schade, daß in dem Garten kein feindliches Bataillon steht, daß der Feldzug vorüber; lachend schultert er jetzt sein Gewehr und geht dann wieder ruhig auf und ab.

Droben erlöscht der Lichtschein, der Feldmarschall hat sich zur Ruhe begeben.

An einem solchen Abend saß ich in dem untern Zimmer der Villa reale bei meinem lieben

Oberstlieutenant C. Wir rauchten unsere Cigarren und unterhielten uns von dem viertägigen Feldzuge, aus dem wir seit einigen Tagen heimgekehrt waren.

„Sie müssen morgen schon nach Mestre gehen und die interessante Belagerung Malghera's anschauen," sagte der Oberstlieutenant; „leider bin ich durch eine Uebermasse von Geschäften hier zurückgehalten, und kann nicht daran denken, einen Urlaub zu nehmen."

Ich hatte mich schon seit einigen Tagen mit diesem Projekt beschäftigt, auch heute sogar schon für diese kleine Reise von dem Feldmarschall mich verabschiedet. Der alte Herr war auch bei dieser Gelegenheit freundlich, gut und lieb, wie immer. Er wollte gerade ausreiten und saß schon zu Pferde, als er mich im Hofe stehen sah. Er winkte mir, näher zu treten, und ich bat ihn um Erlaubniß, für einige Zeit zu dem Belagerungscorps nach Mestre gehen zu dürfen. Mit den freundlichsten Worten lobte er meinen Entschluß, reichte mir die Hand und sagte mit seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit: „Kommen Sie aber ja bald wieder zu uns zurück."

Damit ritt er fort, ich aber blieb noch lange im Hofe stehen und schaute ihm wahrhaft wehmüthig in dem Gefühl nach, ihn während einiger Zeit nicht zu sehen. Ich gestehe es gern, alle die lieben

wohlwollenden Worte, die der große Mann während des Feldzuges, so wie später, mir zu Theil werden ließ, waren mir wie eben so viel kostbare Geschenke, die unverwischbar in meine Seele niedergelegt, in der Erinnerung immer kostbarer werden, und die ich mir nie anders als mit dem innigsten Danke vergegenwärtigen werde.

Um nach Mestre zu gelangen, gab es verschiedene Wege und Gelegenheiten. Ueber Verona ging die Post bis Vicenza; die Plätze waren aber damals stets lange vorher bestellt und sehr stark besetzt. Von Vicenza nach Mestre wurde die Eisenbahn nur zu militärischen Zwecken benutzt, doch konnte ich, durch die Güte des für mich freundlichen Oberst Schlitter, Generaladjutanten des Feldmarschalls, mit einem Paß des Hauptquartiers versehen, wahrscheinlich mit derselben befördert werden.

Für die nächsten vier Tage war auf der Post kein Platz mehr zu haben und doch drängte die Zeit, denn allem Anschein nach sollte ehestens bei dem Belagerungscorps vor Venedig etwas bedeutendes geschehen.

Nachdem mir Oberstlieutenant C. jenen Vorschlag gemacht hatte, saßen wir noch zusammen und berathschlagten, auf welche Weise ich nach Mestre gelangen könnte, als von der geheimen Operations-

Kanzlei dem Oberstlieutenant der Befehl zugeschickt wurde, noch in derselben Nacht einen Courier abzufertigen, der eine wichtige Depesche nach Ollmütz zu überbringen habe. Es war schon spät geworden, und da mehrere Offiziere, die zu Courierreisen vorgezeichnet waren, nicht aufgefunden werden konnten, so wurde der Hauptmann der Grenadiercompagnie, welcher heute die Wache that, beordert, noch in derselben Nacht abzugehen. Das war eine Gelegenheit für mich, wie sie nicht besser hätte kommen können. Der Grenadiercapitän, ein sehr freundlicher, artiger Mann mit großem pechschwarzem Backen- und Schnurrbart, ging über Verona und Vicenza und erklärte sich auf Befragen mit Vergnügen bereit, mir den zweiten Platz in seiner Reisekalesche einzuräumen. Meine Sachen waren bald zusammengepackt. Der Oberstlieutenant versah mich mit einem Empfehlungsschreiben an den Commandirenden von Mestre, Feldmarschalllieutenant Baron Haynau, und schon Nachts um 12 Uhr rollten wir durch die leerer werdenden Straßen von Mailand zur Porta Orientale hinaus auf der Landstraße gegen Verona.

Fahrten bei dunkler Nacht haben, finden sie in diesem oder jenem Lande statt, wenig Eigenthümliches. Die Nacht ist Nacht, sey es in dem rauhen Norden oder in dem milden Süden, und der einzige

Unterschied von Nachtreisen in verschiedenen Ländern liegt wohl darin, daß man, je nach Verschiedenheit des Klima's, mehr oder weniger friert.

Die Leiden und Freuden des Extrapostreisens wechseln bekanntlich so ziemlich mit einander ab, doch sind die ersteren bedeutend überwiegend, wenn man, wie wir in dieser Nacht, in keiner eigenen Equipage reist und deßhalb den Wagen auf jeder Station wechseln muß. Es war sehr dunkel, nur unsere Cigarren, so wie die des Postillons leuchteten wie große Glanzkäfer durch die Nacht. Der edle Rosselenker, der, vor uns auf einem Harttraber sitzend, komische Bewegungen machte und mit Beinen und Armen focht, um sich zu erwärmen, sah hiebei in seiner rothen, verschossenen Uniform mit dem gewaltigen Hut wie ein hölzerner Harlekin aus, der, an einem Faden gezogen, seine Glieder taktmäßig in die Luft hebt. Er hatte ein kurzes sehr dünnes Mäntelchen umhängen, das er beständig dahin dirigirte, wo der Wind herblies. Die Peitsche knallte, der Grenadiercapitän fluchte hie und da derb über schlechtes Fahren; die Laternen warfen einen zitternden Schein auf die Landstraße, die großen dunkeln Pappeln schienen wie aufgeschreckte Gespenster vorbeizuhuschen, und bald schimmerte vor uns ein Licht — die Station. Alles lag im tiefen Schlaf, und es dauerte lange, ehe

Stallieri und Postillon aufgeweckt und bereit waren. Ein neuer Wagen wurde hervorgezogen, frisch geschmiert, der Postillon ermahnt, gut zu fahren, und nach einem Aufenthalt von einer starken Viertelstunde ging's weiter.

Die ersten Nachtstunden von zehn bis drei sind, wie jeder Gereiste weiß, was den Aufenthalt auf den Stationen anbelangt, für den Reisenden die unangenehmsten. Der Postillon kommt aus dem Wirthshaus, schläft nach vielgenossenem Getränk den Schlaf des Gerechten und ist schwer zu erwecken. Nach drei Uhr aber kommt bald die Fütterung der Pferde und die Thiere erwarten dieselbe mit ungeduldigem Schütteln und Schnauben; den Postknecht friert's bei herannahendem Morgen in seinem schlechten italienischen Bett, die Hähne begrüßen rufend den neuen Tag und das Rollen eines Wagens ist weithin hörbar — eine Extrapost! Der Postillon freut sich auf das zu erwartende Trinkgeld und auf den warmen Kaffee, den ihm dasselbe verschafft. Er springt hurtiger von seinem Lager, die Kälte des Morgens läßt ihn die Pferde rascher aufschirren, und auf diese Art wird der Reisende beim Anbruch des neuen Tages rascher befördert als in der Abendstunde.

Unsere Nacht schwand unter einem leichten Schlummer dahin, und zog über uns hinweg wie ein

schwarzer dichter mit Sternen verzierter Schleier, der allmählig den Glanz der sinkenden Abendsonne verdeckt, und rasch dahin flattert, um dem rosigen Morgenlicht Platz zu machen.

Bald sahen wir die Gegenstände vor uns deutlicher, erkannten die Farbe der Pferde, unterschieden das Riemenzeug, dann jeden Knopf, jede Schalle an demselben und endlich auch die Physiognomie des Postillons, welcher sich umwendet und sagt: „molto freddo," dabei dampft er aus dem Munde wie seine Pferde. Er hat die Arme unter dem Mantel verborgen, die Peitsche in dem Stiefel stecken und ermahnt die Thiere, schneller zu laufen, indem er ihnen einen warmen Stall und sehr guten Hafer verspricht. So erscheint die neue Station, der Wagen hält, der Dampf der warmen Pferde steigt gerade in die Luft und verdeckt dieselben beinahe unserm Blick. Der Postillon hüpft herum, um seine Füße zu erwärmen, der neue Stallieri löst die Stränge, führt die dampfenden Pferde hinweg und fragt, bis wann man die neuen befehle. Hier ist die Frühstücksstation, weßhalb der Grenadiercapitän einige Minuten bewilligt, um vor allem Haar und Bart in Ordnung zu bringen und dann den warmen Kaffee zu nehmen. In dem Lokale, wo dieß geschieht, sind, obgleich es erst fünf Uhr ist, mehrere Gäste. Der Italiener steht sehr

früh auf, und wenn er sich überhaupt schon in's Café begibt, so ist das Heranrollen einer Extrapost ein Ereigniß, das ihn noch schneller in die Kleider und auf die Straße treibt; er wirft den Mantel um und betrachtet, wenn auch zitternd vor Frost, die Angekommenen und den Wagen.

Bald war der Kaffee genossen, die Cigarre angesteckt und wir rollten, die Stationen Gorgonzola, Treviglio und Chiara hinter uns, gegen Brescia, begierig, ob in dieser Stadt von den Verheerungen des letzten Kampfes noch viel zu sehen sey. Bald erreichten wir die ersten Häuser, ohne auf dieser Seite etwas von den erwarteten Schutt- und Trümmerhaufen zu sehen. In den Straßen der Stadt selbst ging Alles seinen Geschäften nach, und das Einzige, was hier an die Revolution erinnerte, waren lange weiße Kalkstriche, die man an Häusern und öffentlichen Gebäuden bemerkt. Diese Kalkstriche verdeckten die Inschriften, welche vor Ausbruch des Kampfes dort angeschrieben waren und die „deutschen Barbaren" mit Tod und Verderben bedrohten. Ebenso war es in Mailand, und man las auch dort überall die Worte: „Morte ai Tedeschi!" und „Morte agli Austriacci!" Zuweilen waren diese Inschriften noch kräftiger, wie: „Tod und Verderben den deutschen Barbaren!"

Der Italiener bedarf einer solchen Aufregung,

um, wenn es energisches Handeln gilt, sich in die gehörige Wuthverfassung zu setzen, und je häufiger er diese Worte, besonders, wenn er sie selbst hingeschrieben, liest, um so heftiger ist für den Augenblick seine Kampfbegierde. Dazu läuten sie, wenn es zum Kampfe kommen soll, mit allen Glocken und erregen ihre reizbaren Nerven auf eine furchtbare Weise. Uebrigens war der Kampf in Brescia dießmal sehr ernster Natur, und es bedurfte des eisernen Willens und der kräftigen und umsichtigen Führung des Feldmarschallieutenants Haynau, um mit seinen 2300 Mann die insurgirte Stadt von 40,000 Einwohnern zu bändigen. Daß dabei viel Blut geflossen, ist, da der Kampf äußerst hartnäckig war und die Brescianer sich fürchterlich wehrten, sehr begreiflich. Augenzeugen haben mir versichert, daß die Barrikaden haushoch aus Erdfässern und Faschinen gebaut, alles andere der Art bis jetzt Geleistete weit übertroffen hätten. Durch die Straßenkämpfe hier und anderwärts haben aber die Heerführer Manches und namentlich gelernt einzusehen, daß es in solchen Fällen nichts mehr bedarf, als die Truppen schleunigst aus den Straßen hinauszuziehen, und dann langsam vorgehend, Haus um Haus wieder zu nehmen; eine blutige Arbeit, aber mit guten getreuen Soldaten und tüchtigen Offizieren fast unfehlbar von dem besten Erfolg.

Ich kann nicht unterlassen, hier eines sehr ergötzlichen Artikels zu erwähnen, den das Journal des debats vom 8. April über den Straßenkampf von Brescia brachte. Nach der Mailänder Zeituug erzählt dasselbe den Vorfall von Euphemia und Brescia und sagt: „Le Général Nugent se dirigea sur Brescia avec un bataillon du régiment Ceccopieri et un autre bataillon italien composé de *réfugiés romains partisans du Pape* (confinali romani)“ Diese Confinali romaui sind aber romanische Grenzer (Wallachen). Es heißt alsdann weiter: „l'affaire du Brescia, au milieu d'évènements bien plus graves n'a d'important que cette circonstance trop significative que les patriotes italiens étaient attaqués et battus *par des soldats italiens dont une partie n'appartenant même pas aux contrées de la domination autrichienne.*“ Ein vollkommenes Seitenstück zur alten Haidschnuckengeschichte.

Wir spannten in Brescia um und fuhren zu dem Thore gegen Verona hinaus. Hier sah man die furchtbaren Zerstörungen, die der Straßenkampf hinterlassen. Große Schutt- und Trümmerhaufen bezeichneten den Ort, wo einzelne Häuser gestanden, andere Gebäude, deren schwarz gefärbte Mauern noch standen, waren im Innern ganz ausgebrannt, und an den leeren Fensteröffnungen sah man, wo der

schwarze Dampf hinausgeschlagen hatte. Ein Café in der Nähe des Thors war bis auf den untern Stock zusammengestürzt, und dort hing noch das halb verkohlte Schild mit der Aufschrift: „Café.“ Die goldenen Buchstaben waren weiß gebrannt. Diese Trümmerhaufen und verbrannten Häuser zogen sich von dem Thore bis zu dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe St. Euphemia, wo der Kampf am heftigsten gewüthet.

Es war uns leichter um's Herz, als wir diese traurigen Anblicke hinter uns hatten und durch die lachende, reizende Gegend dahin rollten. Der Frühling trat mit aller Kraft auf und sein warmer Hauch sprengte die Knospen der Bäume; so weit das Auge sah, sproßte saftiges Grün auf Feldern und Wiesen, an Bäumen und Rebgeländen. Rasch fuhren wir abwärts und bald sahen wir die violett gefärbten Bergformen, welche den Gardasee einschließen, und im nächsten Augenblick entdeckten wir zwischen den Hügeln vor uns den tiefblauen Wasserspiegel des herrlichen, mir bis jetzt unbekannten Sees. Der Postillon klatschte laut schreiend mit der Peitsche, die Pferde galoppirten lustig einen kleinen Abhang hinab, und in kurzer Zeit hielten wir vor dem Posthause in Desenzano am Ufer des Sees, wo seine leicht gekräuselten Wellen die Mauern der Straße bespülen.

Der Anblick des Gardasees ist durch die tiefblaue Farbe seines Wassers und durch herrlich geformte Berge und Felsen, die ihn umgeben, einer der reizendsten Seen, die man sehen kann. Schöne Inseln liegen in demselben, doch sind sie, wie überhaupt die Ufer des Gardasees, wenig bebaut, auch spärlich von Fremden besucht und deßhalb wenig bekannt. Es liegt dieß häuptsächlich wohl daran, daß dem Fremden die Transportmittel, „Dampfboote, Eilwagen“ nicht so häufig und bequem zu Gebote stehen, wie an dem Comer See und Lago maggiore. Auch sieht man hier wenig Landhäuser und Villen, und größere Städte wie Lecco und Como fehlen gänzlich. Die Partien auf dem Gardasee sollen großartig und reizend seyn und sehr der Mühe lohnen, ihnen einige Tage zu widmen. Man findet in den Städten Desenzano und Riva gute Gasthöfe, und die Preise für Fahrten auf dem Gardasee sind sehr billig. Die Umgebungen des Gardasees sind ernster und großartiger, als die der andern italienischen Seen. Er ist ein ächter Alpensee, in heitern klaren Tagen voll lieblicher und pittoresker Schönheit, aber leicht erregbar und bei Gewitter und Sturm sehr gefährlich. Der Postillon versicherte mich, daß seine Wellen oftmals bis auf die Straße von Desenzano herüberschlagen.

Bald fuhren wir weiter und erreichten in kurzer

Zeit die kleine, durch den vorjährigen Feldzug so bekannt gewordene Festung Peschiera. Sie bildet eine Spitze des berühmten Dreiecks, dessen beide andern Mantua und Verona sind, und in welches sich der große Feldherr mit seiner Armee zurückzog, um auf den rechten Moment zum entschiedenen Handeln zu warten. Dieses gefährliche Dreieck respektirte der Sardenkönig außerordentlich, und wenn er auch an den Grenzen desselben erzürnt umherstreifte, wagte er sich doch selten hinein.

III.

Peschiera. — Verona.

Es waren an dem Tage, von welchem ich hier rede, wenige Wochen vergangen, als ich mit der siegreichen österreichischen Armee aus dem glänzenden dießjährigen Feldzug zurückkehrte und mir hoch erfreut gestand, ein Stück Weltgeschichte mit erlebt zu haben. Hier nun, vor Peschiera, war abermals ein schönes denkwürdiges Bild aus der Kriegsgeschichte zu meinen Füßen aufgerollt und wie in einem Buche konnte man hier Schritt vor Schritt große Thaten des vorigen Jahres in lebendigen Bildern ablesen.

Peschiera ist eine kleine niedliche Festung, und die alten Werke und Bastionen spiegeln sich in der freundlichen klaren Fluth des Gardasees. Damit es ihr auch im Innern an Wasser nicht fehle, so fließt ein Arm des Mincio mitten durch die Stadt und füllt die Festungsgräben. Gewöhnlich haben kleine Festungen im Innern etwas Oedes und Trauriges;

Peschiera nicht, und das macht gerade wohl dieß Wasser des Mincio. Alte unregelmäßige Häuser stehen im Innern der Festung an dem Wasser und hier herrscht reger Verkehr. Hier wohnen Handwerker und Wäscherinnen; kleine Kinder spielen unter lautem Geschrei da herum. Der einzige Platz der Festung, mit grünen Bäumen bepflanzt, auf welchem sich Spaziergänge finden, stößt an das Ufer des Flusses.

Beim Ausbruch des Krieges commandirte hier der Feldmarschalllieutenant Baron Joseph Rath, Ritter des Theresienordens, ein tüchtiger Offizier. Die Besatzung, 15—1600 Mann, bestand aus der nöthigen Artillerie, einem Zug Husaren und einem Bataillon Ottochaner, ausgezeichneten Soldaten. Die Ottochaner, ein Gebirgsvolk, sind schöne, große, schlanke Männer mit gebräuntem Gesicht, feurigem Auge und starker Stimme. Da sie auch zu Haus mitten im Frieden, gegenüber ihren kühnen und räuberischen Nachbarn in türkisch Croatien und Bosnien, beständig einen strengen Vorpostendienst in Wald und Gebirg haben, so ist diese beständige Uebung eine gute Schule, die sie im österreichischen Heer zu einer vortrefflichen leichten Infanterie macht.

Dem Feldmarschall Radetzky mußte viel daran liegen, Peschiera zu behaupten, deßhalb vertraute er

es dem Commando eines tüchtigen Offiziers, welcher das in ihn gesetzte Vertrauen dadurch rechtfertigte, daß er mit seiner Besatzung mehrere Angriffe der Piemontesen tapfer abschlug. Peschiera ist für eine Festung nicht günstig gelegen. Auf der Landseite befinden sich bedeutende Höhenzüge, welche den Hauptwall auf eine Entfernung von tausend bis zwölfhundert Schritt dominiren. Doch hat man dagegen einige feste Vorwerke angelegt, welche mit der Festung durch gedeckte Communikation zusammenhängen. Gestatte man mir einen flüchtigen Rückblick auf den ersten italienischen Feldzug anno 1848.

Am 18. Mai vorigen Jahres wurde Peschiera von dem General Vanno (unter welchem der Herzog von Genua seine Lieblingswaffe, die Artillerie, commandirte) nachdrücklich angegriffen. Die eben erwähnten Vorwerke, das Fort Salvi und das Fort Mandela waren durch die Uebermacht der piemontesischen Artillerie schon am 25sten gänzlich zum Schweigen gebracht und die Brustwehren zerstört. Eine Aufforderung zur Uebergabe wies indessen der Feldmarschalllieutenant Rath, obgleich die Besatzung nichts mehr als Mais ohne Salz und Oel hatte, unbedingt zurück. Der König von Piemont war ebenfalls bei der Belagerung zugegen und betrachtete sich diese von einer der umliegenden Höhen, wo er stundenlang auf einem

Sessel saß und wie aus einer Theaterloge auf die blutige Bühne von Peschiera niederschaute.

Obgleich die Festung an vierzigtausend Schüsse ausgehalten, obgleich der größte Theil der Wallgeschütze demontirt war und auf zwei derselben zur Bedienung nur ein Mann kam, obgleich alle Mühlen zerstört waren und die Kost nur noch aus Pferdefleisch und grobgequetschtem Mais bestand, so zögerte doch der tapfere greise Commandant mit der Uebergabe bis nach dem Sieg von Curtatone und dem Gefecht von Goito, wo er sah, daß es dem Feldmarschall unmöglich sey, ihn zu entsetzen.

Ueber dieses Gefecht bei Goito sind damals eine Menge Lügen zum Nachtheil der kaiserlichen Waffen verbreitet worden, obgleich dieses Gefecht doch für Jeden, der die näheren Details kennt, den österreichischen Truppen nur zur größten Ehre gereicht. Man ließ dieselben über achttausend Mann verlieren und die Armee geschlagen nach Mantua entfliehen. Nun war aber von der ganzen Armee nur die Brigade Benedek, bestehend aus sechs Bataillonen der Regimenter Baumgarten, Giulay und Hohenlohe, bei Goito im Feuer, derselben Regimenter, welche in Curtatone gesiegt hatten. Diese Brigade hatte eigentlich nicht den Befehl, Goito zu nehmen, sondern sollte nur eine Recognoscirung unternehmen, um

einen Angriff, der den andern Tag erfolgen sollte, vorzubereiten. Benedek ließ aber, von Kampfeslust überwältigt, angreifen. Es gelang ihm auch, bis über die Brücke des Mincio zu bringen und sich in den ersten Häusern festzusetzen. Da er aber von der Armee nicht unterstützt wurde, Goito selbst eine der festesten Stellen am Mincio ist und die dortigen Schanzen durch 40 Kanonen mit achtzehn bis zwanzigtausend Piemontesen vertheidigt waren, so wurde sein Rückzug um so unvermeidlicher, als ein Theil seiner Artillerie demontirt und mehrere Trainpferde zusammengeschossen waren. Dieser Rückzug, obgleich im furchtbarsten Feuer ausgeführt, ging in bester Ordnung von Statten. Nicht ein Gefangener fiel in Feindes Hand, und selbst die demontirten Geschütze und Pulverwagen wurden durch hundert Freiwillige von Giulay, welche während des furchtbarsten Feuers erst Maulbeerbäume zur Wegbahnung fällen mußten, zurückgebracht, so daß der Feind nicht eine Trophäe aufzuweisen hatte.

Nach diesem Gefecht nun übergab Feldmarschalllieutenant Rath die Festung den Piemontesen und erhielt als Anerkennung für sein tapferes Aushalten freien Abzug mit allen möglichen Ehrenbezeugungen. Peschiera blieb dann bis nach der Schlacht von Custozza in den Händen der Piemontesen und wurde alsdann

von Feldmarschalllieutenant Haynau aufs Neue belagert. Dieser bedrängte die Festung aufs Aeußerste, zerstörte die von den Piemontesen wieder aufgeführten Werke, und hätte er die Festung von der Seeseite einschließen können, so würde er bald Meister derselben gewesen seyn und die bekannten Differenzen wegen des großen Geschützparks von Peschiera wären nicht entstanden. Da aber die Insurgenten die Dampfboote auf dem Gardasee in ihrer Gewalt hatten, so führten sie der Besatzung während der Belagerung durch Haynau fortwährend Lebensmittel zu.

Während dem flog aber der Feldmarschall Radetzky von Sieg zu Sieg, rückte in Mailand ein und schloß mit Carl Albert den Waffenstillstand, durch welchen die Festungen Peschiera, Rocca d'Anfo und Oscopa geräumt, die Grenze der beiderseitigen Reiche als Demarcationslinie angenommen und der Flotte des Königs zur Pflicht gemacht wurde, Venedig zu verlassen und nach den sardinischen Staaten zurückzukehren.

Dem Feldmarschalllieutenant Haynau kam dieser Waffenstillstand durchaus nicht gelegen, denn als die Botschaft hievon im Lager von Peschiera eintraf, hätte sich vielleicht die Festung nicht einen Tag mehr halten können, und alsdann wäre der ganze feindliche Geschützespark Oesterreich verblieben. Am 10. August,

an dem Tage, an welchem Abends die Uebergabe so unerwartet erfolgte, schoß gerade die österreichische Artillerie mit bewundernswürdiger Genauigkeit und großem Glück. Nebendem, daß mehrere Granaten in die Kaserne schlugen, fiel auch eine Granate und eine Bombe zu gleicher Zeit in ein Magazin mit gefüllten Bomben, welche sich entzündeten und eine furchtbare Verwüstung anrichteten. Die Bestürzung der Besatzung bei dieser Explosion war nach den Berichten der Piemontesen unbeschreiblich. Man denke sich aber auch in dem beschränkten Raum dieser kleinen Festung einige hundert Granaten, die sich entzündeten und indem sie zerplatzten, nach allen Seiten Tod und Verderben hintrugen. Wir sahen in der Festung die ungeheure Oeffnung, welche diese Explosion in Wall und Mauer gerissen. Ueberall lagen große Schutthaufen und mehrere umliegende Gebäude waren theilweise durch die Gewalt der platzenden Kugeln zerstört. Auch hinter Peschiera sah man die deutlichen Spuren vieler Kämpfe und Gefechte, welche hier stattgefunden. Rechts auf den Hügeln lagen die halbzerstörten Angriffsbatterien der Piemontesen und Oesterreicher; zwischen ihnen und der Festung die Forts Mandella und Salvi, an deren Ausbesserung fleißig gearbeitet wurde. Links von der Straße sahen wir einzelne Bauernhöfe und

Casine im traurigsten Zustand, theils gänzlich verwüstet, theils abgebrannt. Doch war man auch hier meist eifrig beschäftigt, den Schaden wieder herzustellen und wer vielleicht schon nach einem Jahre durch diese herrliche Gegend fährt, sieht wohl von dem furchtbaren Kampfe nichts mehr, als hie und da unförmliche, vom Regen abgewaschene Erdhaufen mit Einschnitten, welche ein kundiges Auge für Verschanzungen und Schießscharten erklärt.

Bald lag Verona vor uns, die herrliche, liebe, alte Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen, wie an das Gebirge angeschmiegt, das sich hinter ihr erhebt und die Stadt im Halbkreis umschlingt. Die Bergwand, welche die Stadt umschließt, ist dicht mit unzähligen Höfen und kleineren und größeren Villen bedeckt, daß wenn man Verona und seine nächsten Umgebungen von ferne sieht, man glaubt, die Stadt setze sich das Berggelände hinauf fort und erstrecke sich bis auf die Höhe desselben, wo die großen und starken Festungswerke des Castells liegen. Ich kenne denn auch keine Landstadt, welche eine schönere Lage als Verona hat.

Neben uns hatten wir das berühmte Plateau von Rivoli, wo die Piemontesen die erste Schlacht des Feldzugs bei St. Lucia verloren, eine Hochebene, die der König von Sardinien zu seinem Unglück so

lange festhielt und vertheidigte. Die schönste Straße führt schnurgerade nach den Thoren von Verona, und bald erreichten wir die neuen imposanten Festungswerke. Für die Befestigung von Verona wurde schon im vorigen Jahre durch den Feldmarschall, welcher die Wichtigkeit dieses Punktes tief empfand, alles mögliche gethan. Die umliegenden Ortschaften, Tombetta, Santa Lucia, San Massimo und Crocebianca wurden durch Schießlöcher in den Mauern für Infanterie und Schießscharten für das Geschütz zum tüchtigen Widerstande fähig gemacht. Auch wurden am Rande des Abhangs, von dem ich vorhin sprach, sieben Redouten erbaut und mit Zwölf und Achtzehnpfündern besetzt. Was sich nun an diesen improvisirten Werken als nothwendig und tüchtig erwies, wurde jetzt nach den Regeln der Kunst neu angelegt und ausgeführt, und so entstanden mehrere Forts um die Stadt, welche dem bedeutenden Waffenplatz eine noch größere Stärke geben.

Diese Redouten und Batterien, sagt General Willisen in seinem italienischen Feldzug von 1848, sind auf eine sehr nachahmungswerthe Weise nach den Führern benannt, welche sich am 6. Mai am meisten ausgezeichnet haben. Sie heißen vom linken zum rechten Flügel Redoute Clam, Wratislaw, Schwarzenberg, d'Aspre, Batterie Strassoldo, Kopal-

Redoute Fritz Liechtenstein und Wallmoden. Die Führer der Armee baten den Feldmarschall, daß das Hauptwerk seinen Namen tragen dürfe. So heißt das stärkste Werk in der Mitte der Linie bei St. Massimo Fort Radetzky. Solche Mittel, die Thatkraft zu spannen, gehören unter die wirksamsten und edelsten.

Verona ist eine ächt italienische Stadt mit massiv gebauten, von Alter geschwärzten Häusern, von denen die meisten eine schöne, edle Architektur und herrliche Sculpturen zeigen. Geschäftiges Leben herrscht auf den Straßen, die Werkstätten der Handwerker stehen weit offen und man sieht Schuster und Schreiner, Sattler und Schmiede, wenn man vorüberwandelt, in völler Thätigkeit; daneben befinden sich große Gewölbe mit riesenhaften Käshaufen, mit Fleisch und Würsten aller Art und großen Obstkörben voll Orangen und Citronen, Granatäpfeln und großen schönen Melonen. Zu diesen Südfrüchten und dem ganzen Anblick der Stadt passen auch die schönen Gestalten und edlen Gesichtszüge der Vornehmen. Die Frauen und Mädchen zeichnen sich durch schönes starkes schwarzes Haar und feurige Augen aus, welche noch mehr hervorgehoben werden durch den weißen Schleier, womit sie ihr Haupt bedecken.

Hier sieht man beim Vorüberfahren einen colossalen schwärzlichen Pallast, die hohen Fenster kunstreich

vergittert, und blickt durch die große Einfahrt in einen mit Säulen verzierten Hof, in welchem ein klarer Springbrunnen plätschert. Dort ist ein merkwürdiges Bauwesen quer über die Straße gesprengt in hohen weiten Bogen, die große Thore bilden. Ueber denselben blicken den Durchwandelnden aus seltsamen reichverzierten Nischen halbverwitterte Steinfiguren an. Ganz Verona ist wie ein Museum von merkwürdigen Ueberbleibseln großartiger Architektur und Bildhauerarbeit der alten Römerzeiten und dem kriegerisch bewegten Leben des Mittelalters. In einer Seitenstraße erblickt man die seltsam geformten, aus Eisen zierlich erbauten Grabmäler der Scaliger, und was man an andern Orten in Kirchen sieht, zeigt sich hier auf offener Straße, wodurch der Eindruck auf den Beschauenden ein ganz eigenthümlicher ist. Neben einem ambulanten Obstladen, dessen Südfrüchte in allen Farben spielen, erhebt sich das dunkele verwitterte Gitterwerk jener Grabmäler; neben der Pfanne, in welcher die Kastanien braten, steht der riesenhafte Sarkophag des Can Grande, welcher in voller Rüstung auf seinem steinernen Paradebett ruhend aufwärts in den tiefblauen Himmel blickt, der sich freundlich über Verona ausspannt.

Ein Theil der Stadt wird von der Etsch durchströmt, und mehrere massiv gebaute Brücken mit

weitgesprengten Bogen verbinden beide Stadttheile. Alte Steinfiguren auf dem Geländer blicken hinab in den klaren Bergstrom, der auch hier reißend und wild dahinbraust.

An den Ufern fast aller Flüsse, die eine Stadt durchströmen, haben die Gebäude ein alterthümliches und wunderliches Aussehen. Alles hat sich nach dem Flusse hingedrängt und die hohen Gebäude scheinen sich auf- und übereinander hinzudrängen, um nur den Anblick des klaren Wassers zu genießen, vor welchem sie in schwindelnder Höhe plötzlich gezwungen sind Halt zu machen und wo sie einander durch den Strom getrennt, von hüben und drüben mit tausenden der verschiedenartigsten Fensteröffnungen verwundert anschauen. Hoch über dieses Alles nun erhebt sich hier in Verona das alte graue Amphitheater, die Arena, ein Denkmal der ältesten Römerzeit.

In den engen Straßen der Stadt zwischen den alten massiven Bauwerken tritt die Erinnerung an frühere Zeiten, namentlich an das Mittelalter, dem Dahinwandelnden fast wie in keiner andern Stadt lebhaft entgegen. Die festungsartigen alterthümlichen Palläste, Steinbilder der Madonna, mit vergilbten Rosen und verblichenem Flitterwerk umgeben, bilden einen Schauplatz, auf dem noch zu Tage die alten Scaliger, die fürstlichen Familien des Visconti und

Carrara mit glänzendem Gefolge auftreten und die Montecchi und Capuletti ihre Kämpfe ausfechten könnten, ohne in ihren schweren Rüstungen, ohne in ihren glänzenden mittelalterlichen Gewändern für die Straßen und Häuser des heutigen Verona's unpassend zu erscheinen. Ja, wenn man in heller Mondscheinnacht bei dem Grabmale der Familie della Scala vorbeigeht und der weiße Strahl des Lichts auf der Rüstung des Can Grande schimmert, so ist man versucht zu glauben, der alte Herr der Stadt habe sich in der milden Nachtluft unter dem eisernen Baldachin ein wenig zur Ruhe gelegt; man tritt leise auf und blickt sich an der Ecke scheu um, ob der gewappnete Herzog nicht langsam den Kopf erhebt, um dem Davonschleichenden, der ihm wohl wie ein Gespenst einer ihm unbekannten verweichlichten Zeit erscheinen dürfte, bedenklich nachzuschauen.

Ob die schöne liebeglühende Sage von Romeo und Julie wahr ist, ist am Ende gleichgültig, doch flocht sie einen duftigen Brautkranz um die grauen Mauern der Stadt, einen Brautkranz, den selbst der harte Tod der Liebenden nicht zu verwelken vermochte. Noch heute, namentlich in stiller Nacht, zittert ein geheimnißvoller Ton davon durch die enge Gasse Verona's, in welcher das Haus der Capulet steht, ein Ton, der ins Innere des Herzens dringt, und

es in lebendiger glaubiger Erinnerung des hier Vorgefallenen eigenthümlich errege. Das Haus selbst ist ein altes schwarzes Gebäude mit einem düstern Hofraum, der sich gegen die Etsch hin erstreckt und mit verfallenen Mauern umgeben und mit Schutthaufen und Steintrümmern bedeckt ist. Einstens mag dieß ein duftender Garten gewesen seyn. Der klare Fluß fließt dort vorbei, und die Nachtigallen lieben das Wasser —

„Dort vom Granatbaum sang sie jede Nacht.“

Das Grabmal der Julia, oder vielleicht richtiger das alte Gewölbe, wo der sarkophag-ähnliche Stein liegt, besuchte ich eines Tages. Ich kenne es, ich glaube nicht an diesen Theil der schönen poetischen Sage und bin überzeugt, dieser Stein ist nie zu dem bestimmt gewesen, was ihm jetzt beigelegt wird; aber doch ging ich hin und trat feiernd und nachsinnend auf, als sey ich fest überzeugt, hier habe die unglückseligste aller Liebenden einst wirklich geruht. Die Wahl des Ortes verleiht allerdings der Sage, welche an ihn geknüpft ist, einige Wahrscheinlichkeit. Ein altes Mauerwerk vor der Stadt mit einem großen Thor, durch welches man in einen mit Mauern umgebenen Raum tritt, der zu einem Rebengarten umgewandelt ist, ist die angebliche Ruhestätte der treuesten der

Liebenden. In den sonderbarsten Windungen und seltsamsten Verrenkungen ziehen die dicken Rebschenkel an Mauern und Bäumen umher und ruhen auf alten Steinen und morschen Baumstämmen; Blätter bilden ein duftiges Laubdach und man wandelt auf altem Steingeröll und ringsum herrscht eine tiefe Stille, wie auf einem Friedhofe. Rechts in diesem Garten, am Ende desselben befindet sich über der Erde ein altes, halb eingestürztes Gewölbe, unterstützt von aufeinander gethürmten Steinen und neuerem Mauerwerk; dort liegt der Grabstein. Eine dichte Epheuwand bekleidet die alten Mauern und die immer grünen Blätter, vom Luftzug bewegt, zittern über dem offenen Sarkophag. Der alte Stein ist sehr beschädigt, da sich die Besuchenden häufig Steinchen davon abschlagen. Auch mir bot der Führer ein solches an; doch begnügte ich mich mit einem Epheublatt von einem uralten Stamm, welcher schon lange über den Stein hing und seit alten Zeiten in die leere Oeffnung geschaut.

Während ich bei meinem dießmaligen, sehr kurzen Aufenthalt in Verona nur Zeit hatte, die alte Piazza Brà für wenige Augenblicke zu besuchen, hatte mein Begleiter, welcher sehr eilig war, ein kleines Pranzo (Mittagessen) bestellt, das wir in einer anspruchlosen Osteria in der Nähe der Post

einnahmen. Osteria und Pranzo waren gleich schlecht. Das Gastzimmer ging in einen verfallenen Hof und hatte vergitterte Fensteröffnungen ohne Gläser; Küche, Treppe und Zimmer waren schmutzig und in jeder Beziehung vernachlässigt, — Wirth und Wirthin ebenso. Zu allem diesem herrschte noch ein unangenehmer Geruch von verbranntem Fett in jenem Raume und das Pranzo war in beklagenswerther Harmonie mit den angeführten Erscheinungen.

Bald saßen wir auch wieder in unserer Kalesche und verließen das alte, mir so liebe Verona.

Die Eisenbahn, welche die beiden Hauptstädte des lombardisch-venetianischen Königreichs, Mailand und Venedig, vereinigen soll, ist, obgleich in der Poebene, wo von Terrainschwierigkeiten gar keine Rede ist, noch lange nicht beendigt. Feldmarschall Radetzky, groß als Staatsmann wie als Feldherr, hat trotz der Kriegsjahre und seiner beschränkten Mittel das Mögliche für den Bau derselben gethan, und so ist die Strecke von Verona nach Vicenza beinahe vollendet, und wird wohl noch zu Ende des Jahrs 1849 befahren werden können. Damit ist schon recht viel gewonnen. Die große Lagunenbrücke, obgleich sie bei der Belagerung viel gelitten, wird baldigst wieder hergestellt seyn, und so sind die beiden wichtigen Plätze, Venedig und Verona, auf wenige

Stunden nahe gerückt. Man wird zur Eisenbahnfahrt von Venedig hierher kaum vier Stunden brauchen, von Verona nach Trevillo mit dem Eilwagen neun Stunden, und von dort nach Mailand mit der Eisenbahn zwei, also im ganzen fünfzehn Stunden.

Gleich hinter Verona sieht man den Eisenbahndamm und bleibt in seiner Nähe bis nach Vicenza. Der Weg dahin, eine schöne Chaussee, bietet außer einigen alten Schlössern, die auf der linken Seite an den Bergabhängen liegen, wenig Interessantes. Nachts gegen zehn Uhr erreichten wir Vincenza, wo ich mich von meinem freundlichen, liebenswürdigen Grenadiercapitän mit meinem herzlichsten Dank trennte. Er fuhr über Treviso weiter gegen Wien, und ich begab mich in einen Gasthof der Stadt, gegenüber der Pferdepost, der mir als vorzüglich bezeichnet war. Sein gutes Renommé war begründet. Früher war dieser Gasthof, ein großes massives Gebäude, Sitz und Wohnhaus eines der mächtigen Geschlechter von Vicenza. Eine breite, mit Statuen besetzte Treppe führt nach oben auf einen ungewöhnlich großen Vorplatz, der als Bildergallerie und Eßsaal dient, und auf welchen die Thüren zu den Gastzimmern münden. Ein sehr dienstfertiger Kellner schürte in dem übergroßen Kamin, obgleich ich der einzige Fremde im Hause war, ein hellloderndes Feuer an, empfahl

mir das Beste aus der Küche und nöthigte mich mit vieler Redseligkeit eine Reihe Zimmer anzusehen, weil dort der große Marschall gewohnt. Dieser Kellner war überhaupt sehr geschwätziger Natur und log mir die merkwürdigsten Einzelnheiten von der Belagerung Malghera's mit einer Umständlichkeit vor, die ans Unglaubliche grenzte. Dagegen war sein Souper vortrefflich, und das Bett in einem hohen Zimmer mit alter vergoldeter Holzschnitzerei für eine Person so übermäßig groß, daß man sich in demselben ganz einsam fühlen konnte.

IV.

Vicenza.

Bei dem Erwachen am andern Morgen war mein erster Gedanke, auf welche Art ich nach Mestre gelangen könne. Die Eisenbahn ging freilich dahin, wurde aber nur, wie mir der Kellner anvertraute, zu militärischen Zwecken benützt. Das Resultat meines Nachdenkens war die Entscheidung, diese Frage den Zufälligkeiten der nächsten Stunden und meinem Reiseglück zu überlassen.

Ich schickte vor allem, so bald es die Zeit erlaubte, meinen Paß in das Commandanturgebäude, um ihn, wie es nothwendig war, visiren zu lassen. Der Commandirende hier war der Oberst Müllner, Chef von Boyneburg-Dragoner, der mich auf das Zuvorkommendste und Freundlichste behandelte. Er ließ mir seinen Wagen anbieten, um in bequemer Weise die merkwürdigsten Punkte des blutigen Kampfes bei Vicenza sehen zu können, und als ich meinen Dank hiefür

selbst abstattete, erwies er mir die Ehre, mich zu begleiten.

Gegen zehn Uhr Morgens fuhren wir von Vicenza ab, nachdem ich zuvor in der alten Stadt die merkwürdigen und schönen Bauwerke Palladio's gesehen, mit welchen dieser große Architekt seine Vaterstadt so schön geschmückt hat. Man sieht hier, was gute Vorbilder vermögen, denn auch die meisten später entstandenen Gebäude haben angenehme und edle Formen und zeigen die vortreffliche Schule des großen Baumeisters. Vicenza ist überhaupt eine sehr angenehme und hübsche Stadt. Die Straßen sind gerade und reinlich, die öffentlichen Plätze groß und mit schönen Bauwerken umgeben, und dabei liegt Vicenza in einer fruchtbaren, wasserreichen, herrlich angebauten Gegend an den Ufern des Bachiglione, der mit seinem klaren schönen Wasser bei den alten, mit Epheu bedeckten Stadtmauern vorbei fließt und dort zwischen alten Gebäuden mit schönen Brücken und zerfallenen Mauern die malerischsten und schönsten Ansichten bildet.

Die Gegend, in welcher Vicenza liegt, ist der Garten von Venedig und verdient diesen Namen mit Recht. Aber nicht bloß die Vegetation, auch die Menschen sind hier schön. Berühmt waren von jeher namentlich die Mädchen von Vicenza wegen ihrer

Schönheit, doch vertraute mir mein Kellner mit einem tiefen Seufzer, daß seit der Zeit, wo die fremden Legionen unter Durando hier gehaust, manche Schönheit verblüht und manche Schöne mit dem abziehenden Heer verschwunden sey. Ueberhaupt kam mir die Stadt etwas verödet vor, was nach dem gewaltigen und blutigen Schlag, den die Oesterreicher im vorjährigen Feldzug hier gegen die Piemontesen und ihre Verbündeten ausführten, nicht zu verwundern ist. Klang doch damals die Einnahme von Vicenza und die Erstürmung der stark verschanzten Anhöhen der Monti Bericci wie eine Fabel. „Dort werden die österreichischen Divisionen Halt machen," hieß es, „hier wird ihr keckes Stürmen nicht gelingen." Da kam aber der alte Marschall, und seine braven Truppen erstiegen an einem schönen Vormittag diese Anhöhen mit ihren fürchterlichen Verschanzungen, nahmen eine Batterie nach der andern im Sturmschritt und hatten die ganze Position erobert, ehe man sich dessen versah.

Die Anhöhen, welche die Stadt auf einer Seite umschließen, die Monti Bericci, erheben sich aus den herrlichen Fluren der Vicentinischen Ebenen und bilden eine malerische Gruppe von Hügeln und leichten Bergen. Ihre Ausdehnung von ihrem nördlichen Fuß, an welchem Vicenza liegt, bis zu dem Fuße

nach Süden beträgt ungefähr zwei und eine halbe Stunde; von Ost nach West ungefähr anderthalb Stunden. Die unteren Abhänge sind gut angebaut, und auf den Höhen sieht man kleine Dörfer, Höfe und Casinen, zu welchen schmale, enge und steile Fahrwege führen, die das ohnehin schon durch Schluchten zerschnittene Terrain noch schwieriger machen. Hier hatte sich General Durando seit dem 23. Mai vorigen Jahres fürchterlich befestigt. Auf diesen Monti Bericci waren alle Vorsprünge, welche die Ebene beherrschen, mit sehr festen, soliden Werken und mit Batterien vom schwersten Kaliber versehen. Geschütze und Munition hatte man mit der Eisenbahn von Venedig kommen lassen. Die Batterien lagen etagenförmig über einander und unterstützten das Kloster und die Kirche Madonna del Monte, welches äußerst massiv erbaut zu einer kleinen Festung umgeschaffen und, als ein Hauptschlüssel der ganzen Vertheidigung, mit den besten Truppen, mit Schweizern, besetzt war. Seitwärts dieses Klosters, wo sich die Berge etwas höher erheben, fingen die Verschanzungen wieder an und erstreckten sich bis zu dem höchsten Gipfel, wo auf einer kegelförmigen, einzeln stehenden Spitze „zur schönen Aussicht" ein sehr festes Blockhaus aufgeführt war, welches in der Verlängerung des einzigen, breiten Wegs, der über diese Höhen führt, so stand,

daß man denselben vom Blockhaus aus sehr wirksam mit Kartätschen bestreichen konnte. Alle diese Verschanzungen waren außerordentlich fest und umfangreich und aus allem möglichen Material gebaut, eine wahre Musterkarte von Batterien. Neben Schanzen von Faschinen und Erde war an einem steilen Abhang eine Sandsackbatterie erbaut, welche den untern Theil des eben erwähnten Weges Verderben drohend beherrschte.

Nachdem ich diese Befestigungen gesehen — sie waren zum größten Theil, obgleich zerstört und zerschossen, noch vorhanden — so begriff ich vollkommen, wie sich die österreichischen Offiziere am Tage nach der Einnahme auf's Höchste verwunderten, wie es eigentlich möglich gewesen, diese Stellung einzunehmen. Die Bergwände, welche von den Oesterreichern zu erstürmen waren, sind mit Steingerölle bedeckt, zerklüftet und mit niederem Strauchwerk versehen, das wenig Deckung gegen die feindlichen Kugeln bietet und nur das Vordringen erschwert.

Außerdem befand sich die Stadt selbst noch in einem Achtung gebietenden Vertheidigungszustande. Ueber zweihundert Barrikaden sperrten die Gassen, alle Brücken waren abgebrochen, das Pflaster aufgerissen und jedes Haus so zu sagen zu einer Festung gemacht. Neben einer fanatisirten Bevölkerung befanden

sich überdieß bei 15,000 Mann Truppen in der Stadt. Kurz die Piemontesen hatten Behufs der Vertheidigung nichts versäumt und glaubten nicht, daß es den Oesterreichern möglich seyn werde, Vicenza zu erobern. General Durando, der Oberbefehlshaber der päpstlichen Truppen, erklärte öffentlich, es sey unmöglich, Vicenza in kurzer Zeit und ohne die größten Verluste zu nehmen, selbst wenn 200,000 Oesterreicher es angreifen würden. Doch sollte er bitter enttäuscht werden. Die Italiener sind keine Spanier und Vicenza sollte kein Saragossa werden.

In einem leichten Wagen mit zwei guten Pferden bespannt fuhren wir den Monte Berico hinauf und der freundliche Oberst zeigte mir jede Position und erklärte mir mit der Sachkenntniß seines Standes den Verlauf der Schlacht. Die Brigade des General Culoz hatte die Ehre der gefährlichsten Stellung und des ersten Angriffs. Sie war auf den Höhen bei Arcugnano aufgestellt, um auf deren Rücken vorgehend die Verschanzungen oben anzugreifen und in erster Linie das starke, oben erwähnte Blockhaus zu nehmen. Das erste Armeecorps war unten im Thal bei Longara und Debba am rechten Ufer des Bachiglione aufgestellt, sein rechter Flügel sollte gegen die Stadt vorgehen, sein linker die Höhen des Monte

Berico langsam erklimmen und sich mit der Brigade Culoz in Verbindung setzen. Die Brigade Wohlgemuth auf dem linken Ufer des Bachiglione sollte von Secula her vorrücken, um mit dem zweiten Armeecorps die Verbindung zu unterhalten. Dieß zweite Armeecorps, welches auf der Straße von Padua stand, hatte die Bestimmung, die Stadt von der Ostseite anzugreifen. Man sieht aus dieser Disposition, daß die Oesterreicher die Stadt in einem großen Halbkreis eingeschlossen hatten, dessen rechter Flügel sich unten im Thale, der linke auf den Anhöhen bei Arcugnano befand.

Wir fuhren bis auf die Spitze des Berges, wo eine prachtvolle Villa, die Casa Ramboldo, mit einer herrlichen Aussicht nach allen Seiten hin, einsam und trauernd in einem jetzt stillen und melancholischen Garten liegt, umgeben von hohen Fichten und dunkeln Pinien. Das Haus war verlassen und nur von einem Aufseher bewohnt. Es hatte bei dem Kampfe, welcher hier begann, nicht so viel gelitten, als man wohl glauben könnte. In dem Garten mit seinen schönen Blumenbeeten, mit Teichen voll stillen Wassers, mit Brücken und feinen Kieswegen, herrschte tiefe Stille. Kein seidenes Kleid rauschte zwischen den Laubgängen und kein menschlicher Laut störte die ländliche Ruhe. Der Wind rauschte durch die Pinien

und hoch über uns stieß zuweilen ein Raubvogel einen kurzen gellenden Schrei aus! — Auch die Berge vor uns lagen wie in tiefem Schweigen erstarrt nach all dem Schrecklichen, das sie vor nicht langer Zeit erlebt, und dem Traurigen, was sie in ihrem Schooße bargen: — wir sahen an vielen Orten große Gräber der hier gefallenen Krieger. Von hier aus soll des Morgens der Anblick der kämpfenden Armeen ein herrlicher gewesen seyn. Das Wiederhallen des Geschützes in den Bergschluchten, das Aufblitzen aus den Batterien, der Pulverdampf, der in den verschiedenartigsten Formen über dem grünen Strauchwerk herdrang; das Hurrah der angreifenden Jäger, welche an den Abhängen vertheilt unaufhaltsam vordrangen, und dazu die weite Aussicht auf das Thal, wo im Sonnenschein die Bajonette der österreichischen Truppen in langen Reihen blitzten und wo der schwarze Adler im gelben Felde munter flatterte; weiter hinaus gegen Venedig aber die schöne fruchtbare Ebene, wie im tiefsten Frieden mit wallenden Korn- und Reisfeldern, mit Rebgeländen und immer grünen Olivenbäumen reich bepflanzt.

Casa Ramboldo wurde schon vor Tagesanbruch durch Oberst Hahne von den Oesterreichern genommen. Vor sich hatten die tapfern Truppen den breiten Weg, der an mehreren Stellen abgegraben war und auf

welchen das in der Verlängerung desselben gelegene Blockhaus einen furchtbaren Kugelregen aussprühte; rechts und links warf sich die tapfere Infanterie (Latour und Oguliner) in die Gebüsche an der Straße und ging im Sturmschritt vorwärts. Das Blockhaus wurde mit Raketen in Brand gesteckt und alsdann von der Infanterie erstürmt. Wie freudig mag es dem Feldmarschall und der Armee in der Ebene, wie traurig aber den Italienern zu Muth gewesen seyn, als sie auf der Spitze des Berges die grauen Rauchwolken des brennenden Blockhauses erblickten. Die Erstürmung desselben war ein schöner Anfang des glorreichen Endes und dem General Durando mögen diese Rauchwolken mit dem Blitzen der Geschütze als ein Verderben verkündendes Gewitter erschienen seyn, das anfing sich über Vicenza und seinem Haupte zu entladen.

Ueber den Verlauf dieses Kampfes schreibt der Berichterstatter über: „die kriegerischen Ereignisse in Italien im Jahr 1848" (ein gediegenes Werk) Folgendes:

„Es trat nun eine Pause ein, weil dem Feldmarschall ein vereinzeltes Vordringen der Brigade Culoz, bevor der combinirte Angriff aller Corps erfolgen konnte, nicht räthlich schien. Dieser General erhielt gleichzeitig einige Verstärkung an Truppen und

Geschütz. Des Feldmarschalls Anordnungen waren auf möglichste Schonung der Truppen berechnet, seine überlegene Artillerie hauptsächlich sollte die Bezwingung des Feindes erwirken. Er verfügte sich persönlich auf einen Hügel in der Nähe des Monte Berico und hielt den linken Flügel so lange zurück, bis die mit einer großen Linksschwenkung verbundene Vorrückung des rechten Flügels vollzogen war und der letztere auf allen Punkten im Gefechte stand. Erst um zwei Uhr Nachmittags eröffnete General Culoz das Feuer seiner Geschütze gegen die Verschanzungen des Monte Berico.

Diesen Angriff unterstützte die zur Rechten gegen die Villa Rotonda sich bewegende Brigade Clam. Nachdem das Geschütz- und Plänklerfeuer eine Stunde angehalten hatte, unternahmen die Schweizer einen kühnen Ausfall vom Monte Berico gegen den Monte di bella vista und näherten sich der österreichischen Stellung bis auf fünfzig Schritte, allein eine Kartätschenlage und das gleichzeitige Heranrücken des zehnten Jägerbataillons, so wie der Regimenter Latour und Reisinger nöthigte sie zum Rückzug. Die römischen Civicisten ergriffen zum größten Theil die Flucht oder versteckten sich in Häusern und Kellern. Das zehnte Jägerbataillon erstürmte den Monte Berico, Hauptmann Jablonski war der erste auf der

Schanze. Die Oesterreicher, schreibt ein päpstlicher Schweizeroffizier, schlugen sich äußerst tapfer, besonders sah man ihre Offiziere mit der größten Todesverachtung kämpfen.

Nun war zunächst das Kloster Madonna del Monte zu behaupten, allein den Schweizern wurde befohlen, sich nach der Stadt zurückzuziehen. Murrend gehorchten sie, doch wurden noch der Thurm und vereinzelte Häuser vertheidigt, aber vom nachdringenden Feind erstürmt. Unter den erwähnten Säulenhallen setzten sich die Schweizer auf's Neue, allein da nun auch die Brigade Clam nach Erstürmung der Villa Rotonda ihre linke Flanke bedrohte, zog man die Truppen gänzlich nach der Stadt zurück.

Auf dem linken Ufer des Bachiglione erschwerte den Angriff die dichte Cultur, welche den Kanonen die Zielpunkte verbarg und die Wirkung des Horizontalschusses schwächte. Es ließ sich daher einzig vom Wurfgeschütz ein befriedigendes Ergebniß erwarten. In dieser Voraussicht hatte man in Mantua eine Batterie von vier Mörsern ausgerüstet, welche jetzt gute Dienste leisteten. Ohne alle künstliche Deckung gegen den feindlichen geraden Schuß wurden sie im Beiseyn des Obersten Stwrtnik auf offenem Felde nur auf fünfhundert Schritte von der feindlichen Linie aufgestellt (eine Arbeit, die nicht so leicht

vor sich geht, wie das Auffahren von Feldkanonen) und warfen noch im Laufe des Abends neunzig Bomben in die Stadt. Noch schwieriger war die Aufgabe der auf dieser Seite von dem General Fürst Friedrich Liechtenstein vorgeführten Infanterie. Bei der Paduanischen Vorstadt wehrten ein Erdwall und die neben demselben befindlichen durch einen tiefen Graben und starken Verhau geschützten Häuser dem Vordringen der Oesterreicher und die zwischen dieser Vorstadt und derjenigen von Santa Lucia gelegene Linie war neben verschiedenen Schanzen und Gebäuden durch einen breiten nassen Graben geschützt, durch welchen die Jäger des achten Bataillons und die Ungarn von Franz Karl im Sturm unversehens aufgehalten wurden. Nur mit empfindlichem Verlust zogen sie sich aus dieser Lage. Die Vorstadt Santa Lucia selbst griff Generalmajor Fürst Wilhelm Taxis an und bemächtigte sich einiger Häuser, allein die Barrikaden, welche zwei Compagnien Schweizer besetzt hielten und das nächstgelegene Seminar blieben im Besitz der tapfern Vertheidiger und die heldenmüthigen Anstrengungen der Regimenter Kaiser und Haugwitz erreichten nichts mehr als die Wiedereinnahme einiger anstoßenden Häuser, aus welchen sie der entschlossene Feind nach dem ersten Angriff verdrängt hatte.

Bald nach dem Verlust des Monte Berico wehte

von mehreren Thürmen der Stadt die weiße Fahne. Auch an einigen Barrikaden wurde sie aufgepflanzt, von den Schweizern aber sogleich heruntergerissen. Um Mitternacht jedoch erschienen Parlamentäre bei den österreichischen Vorposten, um im Namen Durando's wegen Uebergabe der Stadt zu unterhandeln.

Die Capitulation wurde am 11. Juni um 6 Uhr früh unterzeichnet. Sie lautete dahin, daß die päpstlichen Truppen in der Mittagsstunde ihren Abzug über Este und Rovigo nach dem Po anzutreten hatten, und sich verpflichteten, drei Monate nicht gegen Oesterreich zu dienen. In Betreff der Einwohner gab der Feldmarschall das Versprechen, sie in Beziehung auf das Vorgefallene nach den wohlwollenden Grundsätzen seiner Regierung zu behandeln."

„Die Oesterreicher," schreibt ein päpstlicher Schweizeroffizier, „behandeln unsere Verwundeten nicht wie Feinde, sondern wie Brüder, und gemeine Soldaten haben nach ihrer Heimkehr zu erzählen gewußt, wie der Feldmarschall in Person den Spital besucht und sie freundlich getröstet habe."

Noch am Ende des 11. Juni brach General Culoz nach Verona auf, am 12. in der Frühe folgte das erste Armeecorps ihm nach. Der Feldmarschall eilte dem letztern persönlich dahin voraus. Das zweite Armeecorps blieb einstweilen in Vicenza.

Das Defiliren der abziehenden italienischen Besatzung von Vicenza, Schweizer, Piemontesen, Römer, Linientruppen und Freischaaren durcheinander soll, namentlich was die letztern anbelangt, ein ganz ergötzlicher Anblick gewesen seyn. Der alte Marschall hatte sich mit seinem Generalstabe vor das Thor gegen Verona aufgestellt und ließ die feindlichen Truppen bei sich vorüberziehen. Zuerst kamen die Schweizer, sodann die Artillerie, und ihnen folgte die reguläre Infanterie, dann die Guardia Civica von Rom, Bologna &c., Crociati und Freischaaren, und, da das Schönste immer zuletzt, so machte den Beschluß ein Corps Amazonen — zum Theil sehr hübsche Mädchen — mit Schwertern umgürtet und Blicke auf die österreichischen Truppen werfend, als wollten sie den siegreichen Feind damit vernichten. Als dieses Corps der Rache vorbei marschirte, lächelte der alte Marschall und eine große Heiterkeit bemächtigte sich der ganzen Umgebung.

Unter der Besichtigung dieses denkwürdigen Schlachtfeldes, unter den interessanten Mittheilungen meines gütigen Begleiters war die Zeit schnell in angenehmster Weise dahingeeilt. Es war Mittag geworden, als wir nach Vicenza zurückkehrten, und unterdessen hatte sich für mich eine herrliche Gelegenheit gefunden, nach Mestre zu kommen. Es ging nämlich um zwei Uhr auf der Eisenbahn ein Convoi

mit einem großen Pulvertransport zu dem Belagerungsheer, dem ich mich anzuschließen die Erlaubniß bekam. Die Zeit bis zur Abfahrt benützte ich zu einem sehr soliden Frühstück und besuchte zu dem Ende die berühmte Restauration ai tre Garofanni, die beste in Vicenza, ja vielleicht in ganz Italien.

Vor zwei Uhr ging ich zur Eisenbahn und fand da, von Mailand angekommen, die Erzherzoge Franz Karl und Leopold, so wie den Herzog von Württemberg und mehrere andere Offiziere, welche ebenfalls an der Belagerung von Malghera Antheil nehmen wollten. Unter ihnen befand sich zu meinem großen Vergnügen Oberst Schlitter, so wie auch der Oberst Baron Reischach, Commandeur von der Prohasca-Infanterie. Wir fuhren ab, ließen die Monti Bericci hinter uns und glitten mit Windeseile durch die weite Ebene, die sich von hier bis zu den Lagunen von Venedig erstreckt. Rechts sahen wir neben uns das berühmteste Bauwerk Palladio's, die Villa Rotonda, deren Anblick mir um so interessanter war, da sie im Kampfe von Vicenza von den Schweizern hartnäckig vertheidigt und von dem tapfern Oberst Reischach, der mit uns im Wagen war, an der Spitze seiner braven Infanterie genommen wurde. Der Oberst holte sich hier eine

starke Verwundung, aber auch als wohlverdienten Lohn — das Theresienkreuz.

Nach einer Stunde erreichten wir Padua und bemerkten bald darauf am Horizont, daß wir uns einer belagerten Festung näherten. Hie und da stieg weißer Pulverdampf auf und ein dumpfer Schuß dröhnte von dem Fort Malghera herüber. Als wir näher kamen, bemerkte man deutlich, daß sie mit schweren sechzigpfündigen Bomben nach Mestre warfen. Bald sah man eines der schweren Geschoße zu unserer Seite in den Boden hineinschlagen und die Gewalt der platzenden Klugel warf die Erde hoch empor; bald zersprang eine Bombe in der Luft und man hörte einen dumpfen Knall und hoch über uns, an der Stelle, wo die Kugel zersprungen, schwebte eine schwarze compacte Rauchwolke, die erst nach einiger Zeit vom Winde langsam verweht wurde. Da die Eisenbahnstation von Mestre den feindlichen Schüssen zu sehr ausgesetzt war, und die Kugeln oftmals weit darüber hinausschlugen, so machte der Convoi diesseits desselben, bei dem letzten Telegraphenthurm vor Mestre, Halt, wo wir dann ausstiegen.

V.

Mestre. — Straßenleben. — Feldmarschall-lieutenant Haynau.

Es war ein etwas trüber, neblicher Tag und nur aufmerksam gemacht durch den Blitz und Pulverdampf sah man das Fort Malghera in unbestimmten Umrissen. Mestre, das kleine Städtchen, lag dicht vor uns, aber statt der langen Waarenzüge, die in früheren Zeiten zu allen Stunden des Tages mit Obst und Gemüse beladen, nach Mestre zogen, um die jenseits gelegene Königin des Meeres, die stolze Venezia, damit zu versehen, erblickte man heute nach allen Seiten nichts als Militär mit Transporten oder Belagerungsarbeiten beschäftigt. Dort zogen lange Reihen von Wagen, meist mit Ochsen bespannt, und fuhren Reisig und Baumzweige, aus welchen Faschinen und Schanzkörbe angefertigt wurden. Ihnen folgten große Züge Munitionswagen

und Artilleristen mit ledigen Pferden, welche Geschütze von einem Ort zum andern gebracht. Quer die Felder durchschneidend, kamen von den außerhalb des Orts liegenden Häusern große Haufen Infanterie, aber ohne Waffen. Sie hatten den langen grauen Mantel an, und die Holzmütze auf dem Kopfe. Ihre dunkeln, broncefarbenen Gesichter zeigten an, daß es Croaten seyen, so wie die Schaufeln und Hacken, daß sie zur Schanzarbeit gingen. Einzelne Ordonnanzen ritten dazwischen durch und Offiziere des Geniecorps und der Artillerie sprengten mit ihrem Gefolge über Wiesen und Gräben und ritten hinaus zu den angefangenen Werken, um sie in Augenschein zu nehmen. Das alles zusammen bot ein lebendiges militärisches Bild von ganz anderem, ungleich ernsterem Charakter, als ich es früher beim Bivouak, ja sogar bei der Schlacht gesehen. Im Gewühl der Schlacht rollen die Trommeln, knallen Gewehrschüsse, lustiges Hurrah der Angreifenden ertönt, Cavallerie klirrt und rasselt vorbei, die Pferde schnauben, die Reiter glänzen, Staubwolken fliegen auf, zwischen ihnen durch strahlen tausende von Bajonneten und über allem das Flattern der bunten Fahnen im frischen Winde. Hier dagegen von allem dem nichts: es glänzt kein Säbel und keine Bajonnetspitze, rings umher tiefe Ruhe, eine unheimliche Stille, nur

unterbrochen durch die dumpfen Schüsse aus der Festung oder das Sausen einer Granate, die zufälliger und unangenehmer Weise etwas nahe kommt. Der Soldat marschirt schweigend dahin, er darf nicht singen oder Hurrah rufen, um den Feind in der Festung nicht unnöthiger Weise aufmerksam zu machen, und der ganze Trupp, der dort hinaus zur Arbeit zieht im Mantel, dessen graue Farbe nicht vom Weiß des Lederzeugs unterbrochen wird, sieht aus, als zöge er zu einer Leichenfeier, zu einem Begräbniß. Dieß ist denn in der That auch der richtige Ausdruck, denn die Offiziere und Soldaten, welche in die Tranchéen oder zum Batterienbau beordert sind, müssen immer der Kugel gewärtig seyn, sie können sich nicht dagegen schützen, sie graben sehr häufig ihr eigenes Grab und das ihrer nachfolgenden Kameraden, die vielleicht in den tiefen Laufgräben von der Vollkugel darniedergestreckt oder von der Granate zerrissen werden.

Einzelne solcher armen Blessirten wurden zur Eisenbahn hin uns entgegengetragen, um mit dem zurückkehrenden Convoi auf die sanfteste Art in das große Militärhospital nach Padua gebracht zu werden. Die Eisenbahn war überhaupt von großem Nutzen für die Belagerer, sowohl um Verwundete, als auch Truppen zu transportiren und Baumaterialien, Pulver, Kugeln, Geschütze von den Festungen Verona

und Mantua zu beziehen. Auf unserem Wege nach Mestre — der Telegraphenthurm, wo der Convoi hielt, liegt ungefähr eine kleine halbe Stunde vor dem Ort — kamen wir bei dem großen Artilleriepark vorbei, der auf der Landstraße aufgefahren war. Die Felder um Mestre waren durch Regen und durch Nachbarschaft der Lagunen so mit Wasser getränkt, daß die schweren Geschütze dort unfehlbar eingesunken wären und deßhalb hier auf der festen Straße aufgestellt werden mußten. Hier war eine Gesellschaft schöner Stücke beisammen; neben schwarz und gelben Laffetten sah man dunkelblaue piemontesische, von dem bekannten Geschützpark aus Peschiera, unter ihnen die berühmten sechs Apostel, schöne, schlanke, metallene Zweiunddreißigpfünder, die einen guten Effekt versprachen, sobald ihnen gestattet würde, ihren metallenen Mund aufzuthun.

Im Ganzen waren hier: 14 Stück sechzigpfündige Mörser, 31 Stück vierundzwanzigpfündige Kanonen, 10 Stück achtzehnpfündige Kanonen, 8 Stück lange Haubitzen, 7 Stück schwere Paixhans, 6 Stück zweiunddreißigpfündige Kononen, 4 Stück kurze schwere Haubitzen und 3 Stück zwölfpfünder.

Man begreift leicht, daß Mestre mit Soldaten überfüllt war, da in dem kleinen Ort und den umliegenden Höfen 25,000 Mann zusammengezogen waren. Selbst vor dem kleinsten Hause, an welchem

wir vorbeikamen, sah man eine Menge Soldaten sitzen, und wo irgend ein ansehnliches Gebäude war, sah es aus, wie vor einer Kaserne. Das Lederzeug hing am Fenster und oben wurde geputzt und angestrichen, unten aber saßen die Soldaten, auch hier meistens von den Grenzregimentern, in langen Reihen und ruhten von der Arbeit aus oder bereiteten sich vor, mit der Dämmerung in die Laufgräben hinauszugehen. Die meisten Einwohner waren theils vor der übergroßen Einquartierung, theils vor den Kugeln aus Malghera, die schon jetzt auf verschiedenen Punkten in die Stadt einschlugen, mit ihren Habseligkeiten geflüchtet; deßhalb waren die Neuangekommenen, mit Ausnahme der Erzherzoge, was unser Unterkommen anbetraf, in ziemlicher Ungewißheit. Der Oberst Schlitter nahm sich meiner, wie gewöhnlich, freundlichst an, und wir beschloßen, der Reihe nach in den Häusern am Wege, nach einem bescheidenen Plätzchen für uns zu forschen. Lange suchten wir vergebens und wo wir ein anständiges Haus sahen und auf Aufnahme darin hofften, war es schon besetzt.

Endlich fanden wir im Orte selbst eine gastliche Thür, gutwillige freundliche Hausleute, die uns wenigstens für die Nacht ein Unterkommen versprachen. Sie hatten in ihrem Hause noch zwei Zimmer

unbesetzt, welche unter den gegenwärtigen Umständen, was Reinlichkeit und Bett anbelangt, unsere kühnsten Erwartungen übertrafen. Ich hatte sogar einen Lehnstuhl in meinem Zimmer. Diese Gemächer waren allerdings für ein Paar höhere Offiziere bestimmt, die erwartet wurden, doch, so lange dieselben nicht ankamen, konnten wir da bleiben. Das Haus hatte einen kleinen hübschen Garten mit einigen zertretenen Blumenbeeten, mit Rebgängen und sogar einigen großen weißen Töpfen, in welchen Aloen und Orangen wuchsen. Hinter dem Garten war der Kanal von Mestre, über uns ein schöner tiefblauer Himmel, und so waren wir vor der Hand aufs Allerbeste eingerichtet.

Wie hatte sich Mestre geändert, seit ich diese kleine Stadt nicht mehr gesehen! Die Jahreszeit war damals keine freundlichere als jetzt; denn es war zu Beginn des Winters, und es sproßte weder Grün an den Bäumen noch auf den Feldern und Wiesen; aber ein lebhafter Handelsverkehr herrschte auf den Straßen des Städtchens. Bauern aus der ganzen Umgegend, an ihren verschiedenartigen Costümen kenntlich, standen in Gruppen beisammen, dazwischen Kaufleute aus Venedig, Gondelführer, Weiber, Kinder, und Alles das handelte und lärmte und schrie durcheinander. Dazwischen fuhren langsam große

Wagen mit Fischen beladen, mit Früchten und Gemüsen aller Art, und Alles das wurde von den Karren in die großen Marktboote geladen und hinausgerudert in das Wasser, weit hinaus bis zu der schönen Stadt, die, inmitten der stillen Fluthen thronend, diesen Tribut von dem umliegenden Land verlangt und zu ihrer Erhaltung nothwendig braucht. Welche Menge kleiner schwarzer Gondeln lag damals hier beisammen, und man hatte die Auswahl unter zwanzig bis dreißig, und warf sich in die schwellenden Kissen, vergnügt, bald nach Venedig zu kommen. Der Gondolier trieb sein Schifflein durch die dicht zusammengedrängte Masse von Fahrzeugen aller Art und fluchte halblaut und auch wohl recht laut, je nachdem ihn eine andere Gondel berührte, oder ein großes schmutziges Marktschiff streifte. Bald war man im freien Wasser des Kanals von Mestre und die Gondel schoß wie ein Delphin dahin. Nach einer kleinen halben Viertelstunde wandte sich der Gondolier um, zeigte auf einige Erdwerke rechts und links oder auf einen österreichischen Soldaten, der da oben stand, Gewehr im Arm, und sich die Vorüberschiffenden neugierig betrachtete, und sagte: Malghera. So, das ist Malghera, das Hauptfort, der Brückenkopf von Venedig. Man fuhr gleichgültig durch die Werke, sah Pallisaden und Schießscharten und vergaß im nächsten

Moment beim Anblick der weitern Wasserfläche, in welche man nun hinausruderte, das Fort wieder.

So damals — nicht so heute.

Die erste Nacht unseres Aufenthalts hatten wir alle recht gut geschlafen; nur zuweilen wurde ich aufgeschreckt durch einen Schuß aus Malghera, der dumpf herüberkrachte und die Fensterscheiben erzittern ließ. Als ich am andern Morgen die hölzernen Läden meines Fensters öffnete, strahlte mir ein entzückend schöner Frühlingstag entgegen. Die Sonne glänzte und spiegelte sich auf dem Kanal zu meinen Füßen und warf einen goldenen Schimmer auf die saftig grünen Reis- und Fruchtfelder. Die Luft war klar und blau, und der Rauch aus den Schornsteinen so wie aus den Feldern, wo die Wachtfeuer munter brannten, stieg kerzengerad in die Höhe. Die Feldtoilette war bald in Ordnung, und ich ging in das Kaffeehaus auf dem Marktplatz der Stadt, nachdem ich vorher einen kleinen Gang durch verschiedene Straßen gemacht. Wie war hier Alles verändert! Von den Einwohnern war fast niemand mehr zurückgeblieben, und aus den Fenstern, die nicht verschlossen waren, blickten Offiziere und Soldaten heraus. Auf den Straßen sah man ebenfalls nur Militär, in Trupps beisammen stehend oder vorübermarschirend oder kleine häusliche Arbeiten verrichtend. Nur

wenige öffentliche Anstalten der Stadt waren als Ausnahme von der Regel des Augenblicks von ihren Besitzern nicht verlassen. Es waren dieß zwei oder drei Kramladen, das Café und der erste Gasthof der Stadt. Die beiden letztern Anstalten mußten, wie man sagte auf Befehl des Commandirenden, in vollkommen solidem Stand fortgeführt werden. Natürlich brauchte der Wirth nur gegen gute Zahlung und nur das zu liefern, was ihm aus der Umgegend herbeigeschafft wurde; doch fehlte es für die Offiziere nie am Nothwendigsten. Im Café hatte man Morgens seinen guten Kaffee, weiß oder schwarz, wie man es verlangte, auch Brod dazu, und zweierlei Cigarren, sogenannte Havannah und Rattenschwänze. Im Gasthaus gab es beständig nach der Karte zwei- bis dreierlei Fleisch, Gemüse oder Mehlspeise und Salat. Die Zubereitung ließ aber viel zu wünschen übrig, und was die Reinlichkeit anbelangte, so mußte man beide Augen zuschließen. Der Koch dieses Etablissements hatte begreiflicher Weise eine gewaltige Furcht vor den schweren Bomben, die zuweilen in die Stadt einschlugen, und dieser Ehrenmann konnte einigemal nur durch eine Wache, die man ihm beigab, vermocht werden, nicht bei Nacht und Nebel durchzugehen. Aber er sowohl wie der Wirth ließen sich Angst und Schrecken gehörig bezahlen, und man

dinirte hier theurer als in der besten Trattorie zu Mailand.

Vor dem Kaffeehaus waren schon in aller Frühe eine Menge Offiziere der verschiedensten Waffenarten und Regimenter beisammen, namentlich von den Grenzregimentern, aus welchen der größte Theil des Belagerungscorps bestand, sah man eine große Anzahl. Sie zeichnen sich von den Infanterieregimentern dadurch aus, daß ihre Waffenröcke statt weiß von dunklem Tuch sind. Außer ihnen sah man viele Offiziere der steyerischen freiwilligen Schützen mit der weißen Spielhahnfeder auf dem grauen Tyrolerhute; ferner Offiziere des Generalstabs der Artillerie, namentlich aber des Geniecorps, welche letztere hier außerordentlich schweren Dienst hatten. Von zwölf zu zwölf Stunden sollte sie abgelöst werden, waren aber oftmals von 48 Stunder 36 im Dienst, und in welch anstrengendem Dienst! Oft Tage lang in Wasser und Schlamm stehend, immer bei den vordersten Arbeitern wußten diese braven Offiziere durch ihr Beispiel den Muth ihrer Leute aufrecht zu erhalten und die Arbeiten mit einer Ausdauer fortzuführen, die ans Wunderbare grenzte. Sie hatten sich auch hiezu mit zweckmäßigen Anzügen versehen, und während sie der graue sehr praktische Paletot von oben gegen den Regen sicherte, waren sie unten einigermaßen

geschützt durch große Wasserstiefel, welche bis über das Knie reichten. Wenn aber die Arbeit vorüber war und man sich im Café versammelte, war alles heiter und guter Dinge.

Ueberall in Italien ist das Café der Vereinigungspunkt der Offiziere der Garnison, um so mehr hier, wo es keine andere Zerstreuung gab und wo fast alle Truppen, welche in die Laufgräben beordert waren, hier vorbei mußten. Stillschweigend in grauem Mantel und Holzmütze marschirten die Abtheilungen hin und her, den Ausziehenden wurden freundliche Grüße nachgerufen — „Auf Wiedersehen! — Seyd's fleißig!" — den Zurückkehrenden drückte man die Hand und ließ sich schnell erzählen, wie es draußen bei den Belagerungsarbeiten stände. Wagen mit Munition, Schanzzeug und Kugeln beladen zogen in langen Reihen durch, um theils ihre Ladungen den Arbeitern zuzuführen, theils dieselben in den schon fertigen Pulverkammern unterzubringen. Artillerieoffiziere ritten hin und her, steckten sich bei dem Café ihre Cigarren an und erzählten von merkwürdigen Schüssen, die draußen geschehen. Man kann sich leicht denken, wie gespannt man auf den Tag war, an welchem unsere Batteriebauten beendigt seyn würden und die österreichische Artillerie die ewigen Neckereien aus Malghera beantworten könnte; doch

war bis dahin noch viel zu thun, und wer das Terrain um Malghera kennt, wer die sumpfige Niederung gesehen hat, in welche man Parallele und Laufgräben einschneiden mußte, der kann sich einen Begriff machen von der Mühseligkeit dieser Arbeit.

Malghera, welches westwärts von Venedig liegt, wurde von den Franzosen angelegt, und seine Befestigung von den Oesterreichern vervollkommnet, aber nicht ganz beendigt. Es hängt, vielleicht in der Hälfte seiner Umgebung, mit dem festen Lande zusammen, während die andere Hälfte an die Lagunen stößt. Das Fort besteht aus einem Fünfeck mit starken Erdwällen und Wassergräben, welche von dem Wasser der Lagunen angefüllt sind. Im Innern befinden sich zum Schutz der Mannschaft bombenfeste Kasernen. Die Vertheidigung Malghera's wird unterstützt durch verschiedene Außenwerke, nämlich an der Südseite durch das starke Fort Rizzardi, östlich durch eine Sternschanze und auf einer Insel in den Lagunen gelegen durch das Fort San Giuliano.

Schon am 20. April sollte die Eröffnung der Laufgräben beginnen, und sollten dieselben von der Chaussee nach Padua eingeschnitten werden. Es hatte aber vorher einige Wochen lang fast unaufhaltsam geregnet, und das ohnehin feuchte Terrain war hiedurch so mit Wasser getränkt, daß es eine Unmög-

lichkeit war, sich einzugraben. Schon bei einem Fuß Tiefe kam das Wasser zu Tage, die Leute sanken in den Morast ein wie die Geschütze auf den Feldern, und zu allem dem stauten die Belagerer die Kanäle des Sile und setzten die ganze Niederung unter Wasser. Das war nun unterdessen etwas besser geworden. Schon seit mehreren Tagen herrschte schöne trockene Witterung und ein frischer Ostwind unterstützte die Frühlingssonne und half das Terrain austrocknen.

Materialien zum Batteriebau, Faschinen, Schanzkörbe, Schanzsäcke, auch die Bettungen waren theilweise vorhanden, und so standen die Sachen, als wir am 28. April nach Mestre kamen. Die Erde war so weit trocken, daß am nächsten Tage, am 29. April, um Mitternacht die Erdarbeiten zu Laufgräben und Batterien beginnen sollten.

Der Commandirende der Belagerung, Feldmarschallieutenant Haynau, bewohnte ungefähr drei Miglien von Mestre, an der Chaussee nach Treviso, die Villa Papadopoli, eines der zahlreichen Landhäuser, welche reichen Venetianern gehörend, und jetzt in Folge des Krieges leer standen oder von Offizieren und Soldaten bewohnt wurden.

Gleich vor dem Thor von Mestre fangen diese Landhäuser an und liegen da in großer Anzahl, eines

neben dem andern, fast bis nach Treviso hinaus. Bald sind sie klein, bald groß, bald ein einfaches Häuschen mit einigen Bäumen, bald ein mächtiger Palast inmitten eines großen Gartens, der von Wassergräben durchschnitten und von schön gestutzten Hecken eingefaßt ist. Häufig sind die Villen mit großen Orangerien, zwischen denen Marmorfiguren stehen, versehen. Hier verbrachten die venetianischen Nobili den größten Theil der schönen Jahreszeit, und ebenso, wie sie dieselben vor Ausbruch der Revolution verließen, wohl eingerichtet, mit Allem versehen, was das gewöhnliche Leben verlangt, ja meistens mit dem größten Comfort, lagen sie heute noch da. Gewöhnlich blieb ein alter Portier zur Aufsicht da, hielt die Gartenthür fest verschlossen, und öffnete nur dann erst, wenn sich ein Quartiermacher sehen ließ, der die Räumlichkeiten in Augenschein nehmen wollte.

Papadopoli liegt ein paar hundert Schritte von der Straße ab und eine gerade Allee führt auf das ansehnliche zweistockige Haus. Dasselbe steht in einem gepflasterten Hofe, dem kein Baum, kein Strauch Schatten verleiht. Man findet dieses häufig bei den hiesigen Villen, und ich möchte den Grund hiezu nicht in dem Geize suchen, mit welchem der Italiener jeden Fußbreit Landes zur Nutzung anlegt, vielmehr

glaube ich, daß sie Bäume und Sträuche von ihren Wohnungen fern halten, um das Ungeziefer zu vermeiden, das sich in dem Grün gewöhnlich ansiedelt. Die Villa liegt ziemlich einsam, und man sah hier außer den Schildwachen nichts Militärisches.

Ich sollte hier dem Feldmarschallieutenant Haynau vorgestellt werden, und war äußerst begierig, diesen damals schon so hochgeachteten Mann und verdienten General kennen zu lernen. Er hatte ja noch vor ganz kurzer Zeit seinem militärischen Ruhme durch die heldenmüthige Einnahme von Brescia ein neues Lorbeerblatt hinzugefügt.

Baron Haynau war ausgefahren, als wir ankamen, und wir erwarteten ihn in dem Billardzimmer, welches sich im Erdgeschoß befand. Bald kam er an, stieg aus seinem Wagen und wir gingen ihm entgegen. Während er einige Rapporte und Briefe durchlas, hatte ich Zeit, ihn mir näher zu betrachten.

Feldmarschallieutenant Haynau ist sehr groß; er überragt um ein bedeutendes die größten Männer, welche ich neben ihm stehen sah. Dabei ist seine Figur außerordentlich schlank, ja mager, ebenso sein Kopf mit den scharfmarkirten Gesichtszügen. Er hat graue Haare, blitzende aber gutmüthige Augen, eine sehr hervorstehende Adlernase und einen selten langen

grauen Schnurrbart. Derselbe ist im Gegensatz zu den gewöhnlichen Bärten unter der Nase schmal und geht nach beiden Enden breit auseinander, was dem ganzen Kopfe, namentlich im Winde, wenn der Bart flattert, etwas Kühnes, ja Wildes gibt. Eigenthümlich ist bei dem langen, vollkommen proportionirten Gesicht das außerordentlich kleine und zurückfallende Kinn, welches in Verbindung mit dem freundlichen Blick der Augen den harten Ernst des Gesichtsausdrucks mildert, und ihn zwar nachdenkend, aber nicht finster erscheinen läßt. Baron Haynau ist im Umgang ein freundlicher, ja liebenswürdiger Mann; er hat durch ein bewegtes Leben viel gelernt, viel erfahren, und spricht, was sehr angenehm ist, neben dem ihm eigenen Verstand, mit vielem Humor. Auch den ernstesten Dingen weiß er in der Conversation eine heitere Seite abzugewinnen, und wenn er vom Krieg, von den Gräueln der Schlacht erzählt, so fühlt man, daß er es für vollkommen nothwendig hielt, so und so zu handeln, daß ihm aber menschliches Elend, Kummer und Noth wohl zu Herzen geht. Leute, die ihn genau kennen, sind überzeugt, er würde sich ohne viel Worte und ebenso bereitwillig dem Wohl des Ganzen zum Opfer bringen, als er auch seinen besten Freund würde erschießen lassen, wenn es so seyn müßte, nicht aber

ohne im letztern Falle vielleicht im Geheimen bittere Thränen über eine schwere Pflicht zu vergießen. Baron Haynau trug den grauen Generalüberrock und einen Hut mit grünen Federn. Er nahm mich sehr freundlich und gütig auf, erlaubte mir, in Mestre und dessen Umgebung alles anzusehen, was mir für meinen Zweck dienlich erschien, und lud mich zu Tische.

Nachmittags suchte ich den verehrten mir vom piemontesischen Feldzug her bekannten preußischen General Willisen auf, der nach Mestre gekommen war, um der Belagerung anzuwohnen. Ich fand ihn bald, und er war für mich freundlich und belehrend wie immer. Ein Gang durch Mestre, den ich ebenfalls an diesem Tag machte, zeigte mir die großen Verheerungen, die das Städtchen an der Südseite gegen Malghera betroffen. Hier, wo früher der größte Verkehr herrschte, wo auf dem Hauptkanal Gondel an Gondel lag, wo die buntbemalten Schiffe der Brenta aus- und einluden, wie war Alles hier verändert, verödet! — — Dort, wo sich ehemals an ihren Uferketten die Gondeln wiegten und jeder Gondolier dem ankommenden Fremden die seinige anpries, war heute nicht e i n Schiff, nicht e i n e menschliche Seele zu sehen. Eine Batterie sperrte den Kanal und dessen Mündungen. Schwere Geschütze schauten auf das stille Wasser gegen Malghera,

um die Stadt gegen einen Ausfall der Belagerten zu schützen. Die umliegenden Häuser, meistens geschlossen, oder auch hier und da mit zertrümmerten Fenstern und Läden, standen trauernd da, vor den Hausthüren lag zertretenes Stroh, Ueberbleibsel von Betten, welche die fliehenden Einwohner auf die Straße gezerrt, so wie alte Möbelstücke, welche ihnen nicht der Mühe werth geschienen mitzunehmen. Diese letzten Straßen der Stadt waren gänzlich verlassen, und da die Häuser derselben dem feindlichen Feuer bloßgestellt waren, lag auch kein Militär hier. Spuren der eingeschlagenen Bomben und Kugeln sah man aber an allen Ecken. Hier war ein Dach zerrissen, dort ein Balken zerschmettert, Mauern waren umgestürzt und zwei Fensteröffnungen in eine einzige verwandelt.

Obgleich die Belagerten aus dem Fort weder auf die Arbeiter an den Laufgräben, noch auf die Stadt selbst ein regelmäßiges Feuer unterhielten, so schossen sie doch während des Tages häufig herüber, bald mit schwerem Geschütz, bald warfen sie Bomben des größten Kalibers; man konnte nicht einen Schritt auf den Straßen gehen, ohne den dumpfen Knall eines Geschützes und gewöhnlich bald darauf das Zischen einer Bombe und den Schlag, wenn sie irgend einfiel und zersprang, zu hören. Sie schienen es

draußen zu wissen, daß der größte Theil der Einwohner mit ihren Habseligkeiten geflohen, denn erst am Nachmittag des Tages, von welchem ich hier rede, begann dieses heftige und nachdrückliche Schießen auf die Stadt. Was von den Leuten hier noch zurückgeblieben, waren die ganz Armen, welche leider nicht die Mittel hatten, ihre Habseligkeiten fortschaffen zu lassen, oder welche nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten. Als ich am großen Kanal stand und hinaus gegen Malghera sah, erblickte ich den lang in die Höhe gestreckten weißen Dampf aus einem Mörser, und sobald ich den Knall vernahm, sauste die Kugel auch schon in die Straße hinein. Sie fuhr mit furchtbarer Gewalt in ein nahe liegendes Haus, zersplitterte einen schweren steinernen Balkon, wie man ein Glas zerschlägt, und riß ein Stück der Mauer nieder. Eine arme Frau, die ihr kleines Kind auf dem Arm hatte, stürzte, obgleich nicht getroffen, vor Schrecken zusammen und war so außer sich und zitterte so vor Entsetzen, daß sie, als wir sie aufhoben, nicht stehen konnte, sondern von ein Paar Steyrer Freiwilligen, die bereitwilligst herbei eilten, weggeführt werden mußte.

Ein anderer Fall, der vor ein paar Tagen vorkam, war noch viel ergreifender. Eine Frau, die im Erdgeschoß wohnte, geht auf einige Augenblicke

und läßt ihr kleines Kind von drei bis vier Jahren allein im Zimmer, nachdem sie die Thüre zugeschlossen. Wie sie zurückkommt und noch wenige Schritte von ihrem Haus entfernt ist, schlägt eine Bombe in das Haus, bricht durch das Dach und durch zwei Stockwerke und schlägt brennend und zischend tief in den Lehmboden des Parterrezimmers, wo sich das kleine Kind allein befindet. Man kann sich die Angst und das Geschrei dieses armen Geschöpfes denken. Die Mutter stürzt hinzu und will das Kind aus der Stube reißen, wird aber von Leuten, die herbeieilen, mit Gewalt zurückgehalten. Die Kugel war am Ausbrennen und mußte in der nächsten Sekunde platzen, wo alsdann das Kind sammt der Mutter verloren gewesen wäre; das währte vielleicht nur zwei Augenblicke, aber welche Augenblicke der Qual; glücklicher Weise erlöschte jedoch die Kugel, ohne zu platzen, und das Kind war gerettet.

Die Soldaten der Grenzregimenter und die lustigen steyrischen Freiwilligen, die in der Nähe hier herum wohnten, machten sich aber nicht viel aus den eisernen Lerchen, die den ganzen Tag um ihre Köpfe schwirrten. Das Krachen aus dem Fort kümmerte sie gar nicht mehr und wenn sie einmal ganz in ihrer Nähe ein verdächtiges Zischen vernahmen, so steckten sie wohl ihre Köpfe zum Fenster hinaus, um zu

sehen, wohin das eiserne Ungeheuer eigentlich geflogen. Nach einer mäßigen Berechnung hatten die Belagerten in Malghera seit der Einschließung etwa fünftausend Schüsse gethan, durch welche österreichischer Seits zwei Mann verwundet waren. Man kann gerade nicht sagen, daß die Italiener schlecht schossen, denn die meisten ihrer Kugeln fielen nach Mestre und der nächsten Umgebung, und es war ein außerordentliches Glück, daß so wenige trafen. Viele Bomben schlugen in die Kanäle, spritzten einen hohen Wasserstrahl in die Luft und verlöschten. Ich sah eines Tages zwei Kroaten, die am Kanal vor ihrem Hause Wäsche reinigten, als eine Kugel geflogen kam und dicht vor ihnen in das Wasser einschlug, was aber durchaus keinen besondern Eindruck auf sie machte; sie sahen einen Augenblick von ihrer Arbeit auf und fuhren dann ruhig fort zu waschen.

Die Belagerten auf ihren Wällen waren namentlich bei Tage außerordentlich aufmerksam auf Alles, was um sie her vorging, und feuerten augenblicklich, so wie sie ein passendes Ziel entdeckten, hauptsächlich auf Offiziere, die sich im Dienst oder aus Neugierde außerhalb der Stadt sehen ließen. Man konnte bei solchen Spaziergängen sicher darauf rechnen, die Feinde zu allarmiren, denn wenn sie nur eine Offiziersfeldmütze oder einen grauen Paletot erblickten,

so zischten augenblicklich ein Paar Granaten herüber. Auch auf die von Vicenza herkommenden Eisenbahnzüge (obgleich die Haltstation außer dem Bereich ihrer Kugeln lag) schossen sie von Zeit zu Zeit, freilich ohne etwas zu treffen. Die Munition kostete ihnen ja nichts; sie hatten eine erstaunliche Menge fertiger Cartouschen und gefüllte Wurfgeschosse vorgefunden, und deßhalb war es auch begreiflich, daß sie sogar auf einzelne Soldaten schossen, die zur Ablösung eines vorgeschobenen Postens gingen oder die den Kameraden etwas zu essen hinaus trugen. Bei einem ähnlichen Falle ereignete es sich kurz nach meiner Ankunft, daß ein Grenzer einen Korb mit Brod und dergleichen hinaustrug, worauf sie augenblicklich anfingen zu schießen. Jedesmal, so oft eine Kugel vorbeifuhr, setzte der Grenzer seinen Korb nieder und — zeigte ihnen hohnlachend einen unnennbaren Theil seines Körpers.

VI.

Aussicht vom Guelphenthurm. — Bomben.

Mestre hat eine Kirche mit einem hohen aber sehr schmalen Thurm und einen andern einzeln stehenden Thurm am Ende des Marktplatzes, ein altes, massives und eckiges Gebäude mit einer Plattform, einer großen Uhr und Glocke und einer Telegrapheneinrichtung. Dieser Thurm nun war das Belvedere der Generalität und von der Plattform oben hatte man Malghera, die Lagunen und Venedig wie eine Karte vor sich liegen. Die Besteigung desselben war das einzige und größte Vergnügen, das man in Mestre genoß. Unten hatte der Thurmwächter eine kleine Schenkwirthschaft eingerichtet und mußte bis oben hinauf brennende Lampen unterhalten, damit man den Weg finden konnte. Der hölzerne Treppenbau dieses Gebäudes war sehr leicht und wenn auch nicht gerade gefährlich, doch unbequem. Die Plattform war von Holz, und dort versammelte sich, wer Zeit und

Erlaubniß hatte, den Thurm besuchen zu können. Es waren in diesem Augenblicke mehrere kaiserliche Erzherzoge hier, so Erzherzog Karl Ferdinand, Erzherzog Leopold, so wie auch der leider so früh gestorbene Erzherzog Ferdinand von Este. Diese hohen Herren sah man täglich hier oben und mit ihnen Herzog Alexander von Württembetg, der nie fehlte, obgleich es ihm die größte Mühe machte, mit seinem beschädigten Fuß die steilen Treppen hinaufzuklimmen. Es war sehr interessant, so viele Bekannte und mehr oder minder berühmte Männer hier oben beisammen zu sehen. Unter der großen Glocke auf einer Bank saß gewöhnlich der Kommandirende, Baron Haynau und die Andern um ihn herum gruppirt. Auch Oberst Jellachich, der Bruder des Bans, ein sehr liebenswürdiger Mann und eine durch und durch poetische Natur mit edlen Gesichtszügen und dunklem Teint, war viel hier oben.

So sah man hier, wie in einer Loge sitzend, den letzten Akt des großen blutigen Drama's der italienischen Revolution, dessen imposante Schlußscene uns die Bezwingung Venedigs, der bisher noch nie eroberten stolzen Lagunenstadt, vorführte. Der Gedanke, die Eroberung dieser Inselstadt mittelst einer förmlichen Belagerung zu versuchen, darf als ein sehr kühner bezeichnet werden, denn sie ist theils

durch ihre Lage, theils durch die von der Kunst hinzugefügten Vertheidigungsmittel beinahe unüberwindlich. Doch was nützte ihr dießmal die Unüberwindlichkeit? Gesetzt auch, es wäre den Oesterreichern nicht gelungen, Venedig einzunehmen, und es wäre eine selbstständige Republik geblieben, hätte es sich ohne den Besitz eines bedeutenden Küstenstrichs, welchen ihm Oesterreich mit Leichtigkeit würde streitig gemacht haben, wohl halten können? Gewiß nicht! Man betrachte nur die eigenthümliche Lage der Stadt, mitten im Wasser, und vergesse nicht, daß das, was sie einestheils fast unüberwindlich macht, anderntheils so ungeheure Unterhaltungskosten bedingt, welche eine einzelne Stadt, sey sie auch noch so reich, nicht zu erschwingen im Stande ist.

In den Lagunen nämlich, die mehrentheils sich zwischen dem festen Lande und der Inselgruppe ausdehnen, auf welcher Venedig und die ihr zugehörigen kleinen Städtchen erbaut sind, mündeten ursprünglich verschiedene Flüsse des venetianischen Festlandes. Hätte man nun in jenen früheren Zeiten diesen Flüssen, von denen die bedeutendsten die Piave, der Sile, der Zero, die Dessa, die Brenta und der Bachiglione sind, ihren ehemaligen natürlichen Lauf gelassen, so würden die Lagunen seit der Gründung Venedigs durch die starken Geschiebeablagerungen der benannten

Gewässer theilweise ausgefüllt und die Stadt auf diese Art mit dem Festlande verbunden worden seyn. Wahrscheinlich aber wäre es gewesen, daß ehe diese Anschwemmung vollständig zu Stande gekommen, eine Uebergangsperiode eingetreten wäre, welche die Lagunen in einen ungeheuren Sumpf verwandelt hätte, deren Ausdünstungen die Bewohner Venedigs genöthigt haben würde, die Stadt zu verlassen. Daher fand sich die ehemalige Republik Venedig sowohl durch militärische als durch gesundheitspolizeiliche Rücksichten veranlaßt, jene Flüsse sämmtlich von den Lagunen abzuleiten, so daß sie sich mittelst Kanälen, theils nordwärts, theils südwärts von den Lagunen in das Meer ergießen. Da aber nun der Unterhalt dieser Kanäle und die damit in Verbindung stehenden Steindämme jährlich mehrere Millionen Franken erfordert, so kann die Stadt in ihrer unangreifbaren Lage und überhaupt nur erhalten werden, wenn sie das Haupt eines größeren Staates ist, oder einem andern größern Staate angehört, der, wie es die österreichische Monarchie gethan, die nothwendigen ungeheuren Summen zum Theil auf Kosten des Festlandes auf diese Arbeiten verwendet. Sobald aber Venedig aufhörte, der Monarchie anzugehören, so hätte Oesterreich, das überhaupt für Venedigs Aufschwung so viel gethan, weiter kein Interesse, diese

Auslagen ferner zu bestreiten, und die neue Republik dürfte, wie gesagt, nicht im Stande seyn, die Kosten für den Unterhalt jener Kanäle zu tragen.

Doch, blicken wir wieder auf die Sachlage der Gegenwart.

Bis jetzt hatten wir die Stadt vor uns in ihrer alten sichern Lage, mitten im Wasser, durch das Fort Malghera gedeckt und so weit vom Lande, daß ein Geschütz des stärksten Kalibers nicht im Stande ist, eine Kugel hinüberzuschleudern. Von der Seeseite war dagegen die Blokade, seit die sardinische Flotte das Meer verlassen, etwas wirksamer vollzogen worden. Wenn man die Lage der Stadt von dorther ins Auge faßt, so glaubt man eine strenge Blokade nicht so schwierig. Dort trennt nämlich der Lido, ein schmaler Streifen Landes, die Lagunen von der offenen See und in erstere gibt es für größere Schiffe nur drei Einfahrten, bei Chioggia, Malamocco und San Nicolo, vor welche österreichische Fregatten gelegt wurden. Da aber diese Kriegsschiffe der anhaltenden Stürme wegen sich der Küste nicht zu sehr nähern durften, so war es den Venetianern immer möglich, vermittelst kleiner Fahrzeuge Lebensmittel und dergleichen in die Lagunen zu bringen.

Ein Rückblick auf den Anfang, den Verlauf und das Ende der venetianischen Revolution, oder, wenn

man lieber will, Republik, den die allgemeine Zeitung im September 1849 brachte, dürfte nach dem Vorhergegangenen um so mehr an seinem Platze seyn, als die in den auswärtigen, namentlich Wiener Zeitungen darüber enthaltenen Berichte zum Theil ebenso abenteuerlich waren als die Gerüchte, die man in Venedig über den Stand der Dinge in Ungarn aussprengte. Selbstredend können in einer solchen Uebersicht nur die wichtigsten Ereignisse berücksichtigt werden.

Am 25. Februar des vergangenen Jahrs war in Venedig das Standrecht publicirt worden. Da hätte man meinen sollen, von der militärischen Oberbehörde würde die Sache so verstanden, daß man sich auch hier, wie in dem ganzen lombardisch-venetianischen Königreich, auf eine Schilderhebung gefaßt halten und die nöthigen Vorkehrungen treffen müsse. Wenigstens war zu erwarten, daß mindestens die wichtigsten Forts, die Venedig beherrschen, in den gehörigen Vertheidigungszustand gesetzt, und die dort aufgestellten Truppenabtheilungen mit den nöthigen Weisungen versehen und zu einiger Vorsicht angehalten werden würden. Von allem dem geschah aber nichts. Beim Ausbruch der Revolution befanden sich in Folge einer ganz unbegreiflichen Fahrlässigkeit die Forts in einem kläglichen Zustande. Sie waren meist fast gänzlich entwaffnet; einige standen leer, wieder

andere waren eben im Bau begriffen. Das Fort von Brandolo war gänzlich unbrauchbar und das von Tre-Porti bestand in einem Sandhaufen mit einigen kaum angefangenen Mauern. So kam es, daß in der Nacht des 21. März, als eben die Capitulation mit Zichy abgeschlossen worden war, Malghera sammt aller darin befindlichen Munition und Artillerie von der Bürgerwehr Mestres durch einen Handstreich genommen wurde, daß in der folgenden Nacht die Bewohner von Chioggia die in San Felice und den umliegenden Forts liegenden Garnisonen zwingen konnten, die Waffen zu strecken.

Am Morgen des 16. März hatte sich die Nachricht von der Wiener Revolution verbreitet, und des andern Tages strömte die Menge auf dem Markusplatze zusammen, um die Befreiung Manin's und Tommaseo's zu fordern. Ueber die Vorfälle des 16ten stand in der Gazetta di Venetia: „Die Nachricht von der Aufhebung der Censur und der Einberufung der Stände in den deutschen und slavischen Provinzen, sowie der Centralcongregationen im lombardisch-venetianischen Königreiche wurde vom venetianischen Volke mit lautem Jubel aufgenommen; um seinen Beifall über die königliche Freigebigkeit auszudrücken, versammelte es sich auf dem Markusplatze, wo es laut seine Freude offenbarte. Einige Kundgebungen

ließen indessen fürchten, daß die Fröhlichkeit nicht harmlos und rein bleiben möchte. Um Störungen zu verhindern, hielt man es für angemessen, die Truppen ausrücken zu lassen, die jedoch, da mit Ausnahme eines widerspenstigen Haufens die Menge sich zerstreute, nach zwei Stunden wieder in ihre Kasernen zurückkehren konnten. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei Individuen leicht verwundet, ein Dritter erstickte im Gedränge." Während der darauf folgenden Nacht hatten die Rädelsführer ihre Leute bearbeitet. Die Massen, die Manin und Tommaseo frei haben wollten, antworteten auf die Zögerung des Gouverneurs: „Wir wollen es und zwar sogleich!" Die Einen eilen, um einen gesetzlichen Befehl zu erwirken, die Andern aber erbrechen die Gefängnisse und tragen die beiden Gefangenen auf den Schultern nach dem Markusplatze. Der Jubel war ungeheuer. Auch die übrigen politischen Gefangenen wurden befreit und Meneghini und Stefani in Padua nicht weniger festlich empfangen. Das Militär war unterdessen wieder ausgerückt; insultirt und mit Steinen geworfen, machte es von der Schießwaffe Gebrauch, wobei vier Personen auf dem Platze blieben und sieben mehr oder minder schwer verwundet wurden. Der Podesta, Graf Correr, begab sich sofort mit der Municipalität zum

Gouverneur und beantragte die zeitweise Bildung einer Bürgerwehr. Dieselbe wurde bewilligt. Abends brachte ein Dampfschiff von Triest die Kunde von der Promulgation der Verfassung, worüber sich unter der Bevölkerung die lebhafteste Zufriedenheit aussprach. Bürgerwehr und Militär fraternisirten, den beiden Gouverneuren ward ein donnerndes Hoch gebracht und das Theater Fenice, festlich beleuchtet, schallte wieder von Evviva's auf die Verfassung, Pius **IX.** und den constitutionellen König Ferdinand. Die Neckereien mit dem Militär dauerten indessen ununterbrochen fort.

Am 21sten rotteten sich die Arsenalarbeiter gegen den wegen seiner Strenge verhaßten Obersten Marinovich zusammen; die Bürgerwehr rettete ihn nur durch Bitten und Ermahnungen aus den Händen des blutgierigen Haufens. Als er sich aber am andern Tage gleichwohl wieder auf seinem Posten einfand, wurde er elendiglich ermordet. Dem Verscheiden nahe, verlangte er nach einem Priester. „Kommende Woche," war die Antwort. Das Militär, ohne alle bestimmten Befehle, wußte nicht, wie es sich zu verhalten hatte, um so weniger, da die italienischen Soldaten, namentlich die Marine, bereits deutlich genug die Absicht durchblicken ließen, mit den Empörern gemeinschaftliche Sache zu machen. Der

Bürgerwehr aber war ohnedieß nicht zu trauen. Als ein Major Bodai seinen Soldaten zu feuern befahl, streckten sie den Lauf ihrer Gewehre zur Erde, und ein Unteroffizier stieß mit seinem Degen den Major nieder. Darauf warf diese Truppe ihre österreichischen Abzeichen weg, und bald folgte alles in Venedig befindliche italienische Militär diesem Beispiele. Die Marine verwendete Schiffe, Waffen, Munition zur Vertheidigung der Kanäle, der Lagunen und der Forts. Unter der allgemeinen Bewegung sandte die Municipalität eine Deputation, an deren Spitze der Podesta Correr stand, zu dem Civilgouverneur Grafen Palffy.

Der überaus merkwürdige Bericht, den die Deputation über ihre Sendung veröffentlichte, lautet der Hauptsache nach: „In die Gemächer Seiner Excellenz eingeführt, fand die Deputation den Gouverneur von seinem Regierungsrath umgeben. Sofort nahm der Herr Graf das Wort und begann seine Rede mit einem strengen und langen Tadel wegen der dem Gouvernement schuld gegebenen Fehler. — Dabei unterbrach ihn der Advokat Avesani mit den Worten: „Sind wir hier, um nach altem Brauch eine Rüge zu empfangen oder zu unterhandeln?" Dieß machte den Grafen nur noch ärgerlicher, und er schloß seine Rede mit dem Vorwurf, daß man die

Beruhigung des Landes versprochen habe, sobald die Regierung das bewilligt haben würde, was, kaum gewährt, nun eine neue und größere Aufregung hervorgerufen; er habe seinen Regierungsrath um sich versammelt, um von diesem die weitern Forderungen zu vernehmen; folglich würden dieselben in dieser Conferenz gar nicht erörtert. Auf diese gereizte Sprache entgegnete der Podesta: der Staatsrath habe die Deputation gewählt, um das zur Kenntniß seiner Excellenz zu bringen, was er zu Verhütung von Blutvergießen unvermeidlich halte, und forderte den Advokaten Avesani auf, im Namen der Deputation das Wort zu nehmen. Dieser erklärte nun rund heraus, man müsse sogleich auf die Hauptsache eingehen, und diese sey: das österreichische Gubernium dankt ab. „Wenn es so steht," entgegnete der Gouverneur entrüstet, „lege ich das Gubernium nieder und übergebe es, kraft der mir zugegangenen Instruktionen, in die Hände Seiner Excellenz des Militärgouverneurs, so daß die Stadt mit ihm allein zu thun hat." Er selbst rief den zufällig anwesenden Grafen Zichy herbei, der sich über die ihm gemachte Forderung nicht wenig verwundert äußerte. Avesani bemerkte, er sehe in der Erklärung des Grafen, darauf nicht hören zu können, einen abschlägigen Bescheid, und gehe das Volk davon in Kenntniß zu

setzen. Der Herr Feldzeugmeister sey verantwortlich für alles daraus entspringende Unglück. Graf Zichy hielt ihn zurück und bat ihn sich zu mäßigen. Avesani aber entgegnete: Mäßigung sey unmöglich und schloß mit einer speciellen Auseinandersetzung der Forderungen:

1) Die deutschen, oder überhaupt nicht italienischen Truppen, ziehen ab, die italienischen bleiben.

„Unmöglich," rief der General, „wir schlagen uns!" „Gut, wir schlagen uns," erwiederte Avesani, im Begriff zu gehen. Abermals von dem Grafen zurückgehalten und ermahnt, sich in seine Lage zu setzen, da es sich um seinen Kopf handle, wenn er in ein solches Verlangen willige, fügte Avesani hinzu, in solchen entscheidenden Augenblicken stehe jedermanns Kopf auf dem Spiel; man könne keine Befehle von Wien abwarten; schon zu viel Zeit habe man verloren, jede Stunde, jede Minute könne die blutige Entscheidung bringen; die Forderung sey lakonisch gestellt, also müsse es auch die Antwort seyn. Nach einigem Hin- und Herreden ward der erste Artikel bewilligt. Avesani nannte sofort den zweiten.

2) Die Truppen ziehen unverweilt zu Wasser nach Triest ab.

Zichy sträubte sich dagegen, weil er nicht verwehren könne, daß die Truppen sich zu ihren resp.

Corps begeben und unter dem Schutze des Forts abziehen. Allein Avesani meinte, daß im Gegentheil auch die Forts geräumt werden müssen, und daß die Venetianer nicht gesonnen seyen, mit den von ihnen ausgetriebenen Truppen ihren Brüdern in den Provinzen ein Geschenk zu machen. — Bewilligt!

3) Alle Kriegsmaterialien bleiben in Venedig. — Bewilligt!

4) Alle Kassen bleiben zurück.

Auf den Einwand, die Truppen und die Ueberfahrt müssen bezahlt werden, willigte der Redner der Deputation darein, daß ein dreimonatlicher Sold an die Truppen und die Ueberfahrtskosten bezahlt würden. Zuletzt forderte Avesani die beiden Gouverneure als Geißeln bis zur vollständigen Vollziehung des Vertrags. Graf Palffy beklagte sich laut über dieses Begehren, da er sein Amt niedergelegt habe und bei dem Abkommen mit dem Militärgouverneur gar nicht als betheiligt angesehen werden könne. Auch der Militärgouverneur fand die Forderung unerhört, und machte überdieß bemerklich, daß er mit der Ausführung der Vertragsartikel sich zu beschäftigen habe und ganz nothwendig erst zuletzt abreisen werde. Die Anwesenden schlugen sich ins Mittel, daß darauf nicht länger bestanden werde, worauf Avesani die Hand des Grafen Zichy mit den Worten ergriff:

„General, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie zuletzt abreisen werden.“ Dieses Ehrenwort ward schriftlich gegeben.

Während im Regierungsgebäude ein österreichischer General sich diese unerhörte Demüthigung gefallen lassen mußte, hatte Manin einen andern unblutigen Sieg davon getragen. Mit einigen hundert Mann Bürgerwehr drang er in das Arsenal, nahm den Kommandanten, Vice-Admiral Martini, gefangen, und setzte den Obersten Graziani an seine Stelle. Unter dem Rufe: „Es lebe die Republik! Es lebe S. Markus!“ vernahm man auf dem Markusplatze die Kunde. Die Deputation setzte die Bürgerschaft von dem Vorgefallenen durch die wenigen Worte in Kenntniß: „Bürger, der Sieg ist unser ohne Blutvergießen! Das österreichische Civil- und Militärgouvernement ist gestürzt. Ehre unserer braven Bürgerwehr! Eine provisorische Regierung wird sofort eingesetzt werden, und einstweilen haben, in Anbetracht der Dringlichkeit des Augenblicks, die Mitglieder der Deputation, welche den Vertrag abschloßen, die Regierung übernehmen zu müssen geglaubt.“ Manin empfahl sich den Venetianern mit dem bündigen Anschlag: „Venetianer, ich weiß, daß Ihr mich lieb habt, und im Namen dieser Liebe bitte ich euch, bei dem durchaus gerechtfertigten Ausdruck Eurer Freude,

Euch mit jener Würde zu betragen, die Männern, welche werth sind frei zu seyn, geziemt."

Schon in der Nacht vom 22. zum 23. März legte die Deputation ihre Macht in die Hände des Kommandanten der Bürgerwehr, Mengaldo, nieder, der auf den 23. März Nachmittags zwei Uhr die Nationalgarde zusammenrief, und nachdem der Patriarch die dreifarbige Fahne eingesegnet hatte, dem „Volke" die Mitglieder einer provisorischen Regierung vorschlug, dem bekannten Albert, ouvrier, ward Angelo Toffoli, artiere, nachgebildet. Zu gleicher Zeit hatte Rovigo, Treviso, Udine ihre Revolutionen, und es währte nicht lange, bis auch die venetianischen Provinzen von den Oesterreichern fast gänzlich geräumt waren und ihre Zustimmungsadressen zu der in Venedig proklamirten Republik einsandten. Allein diese litt von Haus aus an zwei großen Gebrechen. Gerade der Kern der Bürgerschaft, jener kräftige Mittelstand, der seiner Zeit in Brügge wie in Zürich, in Köln wie in Mailand oder Florenz bei allen politischen Bewegungen den Ausschlag gab, hat sich in Venedig fast neutral gehalten. Ganz besonders zogen sich diejenigen, die an der Spitze der Bürgerschaft standen, sehr bald fast von jeder Betheiligung an dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten zurück, und begnügten sich damit, weniger das Gute zu thun,

als das Böse zu verhindern. Ebenso wenig verstand sich die höhere Geistlichkeit und namentlich der Patriarch dazu, dem Abfall von Oesterreich durch die in ihrer Macht stehenden Mittel energischen Vorschub zu leisten. Es ist wahr, der Patriarch erließ seine Hirtenbriefe zu Gunsten der Republik; allein man sah es denselben deutlich genug an, daß sie nicht von Herzen kamen und lediglich durch die Gewalt der Umstände eingegeben waren. Eine um so radikalere Gesinnung legte die niedere Geistlichkeit an den Tag. Die Pfarrer und Curatgeistlichen einer der Diöcesen, die gegen einen ihnen aufgedrungenen apostolischen Vicar Protest einlegten, sagten darin vom Patriarchen: „Wir protestiren gegen die verwerfliche Schwäche, die mißbrauchte Autorität des Bürgers Jacopo Monico, Cardinal-Patriarchen, eines Mannes, verdorben durch die niedrigen Leidenschaften eines Höflings, angesteckt von der Luft des österreichischen Hofes, der um den Lohn knechtischer Ergebenheit gegen die Tyrannen schmähliche Gunstbezeugungen davon trug und solche an unwürdige Günstlinge vertheilte, um seinerseits wiederum den niederträchtigen Tribut verführerischer Schmeicheleien zu ernten."

Die nöthigen Vertheidigungsanstalten abgerechnet, beschränkte sich, was vom 26. März an geschah,

faſt ausſchließlich auf Reden und Feſtlichkeiten. Zu allerlei unfreundlichen Discuſſionen und unliebſameren Demonſtrationen gab das Verhältniß zu Piemont Anlaß. Schon zu Anfang Aprils war eine Partei mit der Regierung wegen ihres Mangels an Energie unzufrieden, und gegen Ende Mai's erreichte die Spannung zwiſchen Republikanern und Royaliſten eine bedenkliche Höhe. Die am 3. Juli zuſammengetretene Nationalverſammlung, von der 60 Mitglieder ſich nicht einfinden konnten, weil ihre Heimath von den Oeſterreichern beſetzt war, beſchloß zwar mit 127 gegen 6 Stimmen, daß Venedig zuſammt der Lombardei und unter denſelben Bedingungen wie dieſe mit den ſardiniſchen Staaten verſchmolzen werden ſolle, und Manin ſelbſt ſprach dafür. Da er aber gleichwohl, um unter keinem Könige dienen zu müſſen, ſeine Stelle als Präſident der Regierung niederlegte, fehlte es dem durch die Nationalverſammlung ernannten oder vielmehr beſtätigten Miniſterium an allem und jedem Einfluß. Die Zuchtloſigkeit unter den Truppen wurde immer größer, und nach der Schlacht von Cuſtozza war die Verwirrung in den Zuſtänden wahrhaft kläglich. Am 6. Auguſt, alſo in demſelben Augenblick, wo Radetzky in Mailand einzog, machte die Regierung von S. Markus zwei Geſetze bekannt, durch welche die Einverleibung mit

Piemont förmlich bestätigt ward. Zu gleicher Zeit übernahmen drei k. piemontesische Commissäre, Colli, Cibrorio und der wenig beliebte Präsident der bisherigen Regierung, Castelli, die Zügel des Staats. Von San Markus wehte die dreifarbige Fahne mit dem savoyischen Wappen, die Kanonen wurden gelöst, die Behörden fanden sich in ihrer Amtstracht ein, aber das Volk blieb stumm. Da übersandte Welden von Padua aus den sardinischen Commissären die Capitulation vom 9. August. Sobald die venetionischen Straßenpolitiker davon Wind erhielten, versammelten sie sich Abends (am 11.) auf dem Markusplatze und ließen den Ruf: Nachrichten! Nachrichten! erschallen. Die königlichen Commissäre theilten dem Volk bloß einen Theil der Capitulation mit. Schon dieß Wenige genügte, daß die Menge losbrach: „Nieder mit der königlichen Regierung! Nieder mit den Commissären! Es lebe Manin!" Außer Stand, den Sturm zu beschwören, schickten die Commissäre in aller Eile nach Manin. Ihm gelang es, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, indem er sich für den Charakter und Patriotismus der Commissäre verbürgte, „die ihre Gewalt nicht behalten würden, sobald dieß der Sache Italiens schaden könnte." Dieselben legten auf der Stelle ihr Amt freiwillig nieder, und Manin versprach, während der 48

Stunden bis zur Einberufung der Nationalversammlung die Regierung übernehmen zu wollen. Die Versammlung übertrug ihm, dem Contreadmiral Graziani und dem Obersten Cavedalis diktatoriale Gewalt, erklärte sich für permanent und alle bisherigen Regierungsgewalten wurden abgesetzt. Alles Silber mußte abgeliefert werden, und niemand durfte ohne ausdrückliche Erlaubniß die Stadt verlassen.

Da hätte man glauben sollen, solche Energie werde ihre Früchte tragen. Keineswegs! Kaum hatte die neue Regierung diesen scheinbaren Anlauf zu nachdrücklicher Kraftentwicklung genommen, als sie es für gerathen hielt, mehrere Vorstandsmitglieder des unlängst gestifteten Circolo italiano, die sich zu rothen Grundsätzen bekannten, auszuweisen und den Soldaten den Besuch des Clubbs strenge zu untersagen. Die Verlegenheiten häuften sich in dem Maße, daß die machtlosen Diktatoren auf den 15. Februar 1849 die Einberufung einer permanenten Repräsentanten-Versammlung des Staates Venedig beschlossen. Allein auch diese Versammlung entbehrte aller und jeder Lebenskraft; sie bestätigte, was die Triumvire für gut fanden, und die hinwiederum mußten in allem dem meist aus Fremden bestehenden Offizierscorps zu Willen seyn. Von dem Augenblick an, da die Volksrepräsentanten am 16. Juni ein aus dem General

Ulloa, dem Oberstlieutenant Sirtori und dem Schiffscapitän Baldisserotto bestehende Militärcommission mit unbeschränkter Vollmacht unter Pepe's Präsidium ernannten, figurirte Manin nur noch dem Namen nach. Die Bevölkerung war physisch und geistig gebrochen und glaubte alles, was ihr die Widerstandsmänner ad ogni costo einredeten. Wenn diese gesagt hätten, morgen komme der Kaiser von China der Stadt zu Hülfe, die Menge hätte es geglaubt oder doch so gethan, als glaube sie es. Denn die Tonangeber ließen durch Manin mit schwerem Gelde auf Staatskosten eine Cohorte Prätorianer bezahlen, die Tag um Tag das jedesmalige Losungswort nach Haus geschickt bekamen und danach die „öffentliche Meinung" auf dem Markusplatz laut werden ließen. Wer dagegen die Stimme zu erheben gewagt hätte, wäre als Verräther gebrandmarkt worden. Die Meisten wagten aus Furcht oder Aerger gar nicht mehr, ihre Wohnung zu verlassen, und das Pflaster blieb im unbestrittenen Besitz einiger hundert Schreier. Während bereits die ärmeren Klassen ausschließlich von Kartoffeln lebten und die Cholera schreckliche Verwüstungen anrichtete, konnte eine Handvoll Leute eine solche Tyrannei ausüben, daß sich das Volk zu allem Unglück auch noch eine dreiwöchige

Beschießung der Stadt, ohne die geringste Aussicht auf Befreiung gefallen ließ. Jetzt hatten selbst die Offiziere nichts mehr zu befehlen. Die zuchtlosen Soldaten setzten allein ihren Willen durch, und Manin war schwach genug, einer rohen, entarteten Soldateska als passives Werkzeug zu dienen.

So sah es also in Venedig aus; doch hatte man draußen in der österreichischen Blokadearmee nur Ahnungen von dem zuchtlosen Treiben in der belagerten Stadt. Man erfuhr Gewisses von dorther eben so wenig, als Manin dem irregeleiteten Volke von den ihm wohlbekannten milden und verzeihenden Absichten Oesterreichs im Falle einer Unterwerfung wissen ließ. An einem klaren Tage, wie dem meiner Ankunft in Mestre, erkannte man drüben in der Stadt mit bloßen Augen deutlich die Kuppeln der großen Kirchen, Thürme, Häuser und hohen Schornsteine mit dem langgestreckten Dampf, der hinaus zog und nur zuweilen erblaßte vor der weißen Wolke eines Schusses, der sich aus der Stadt oder irgend einem der Forts hervorwälzte.

Das Fort Malghera hatte man gerade vor sich und übersah es vollkommen mit allen seinen Werken und Gräben. Die Venetianer waren fleißig gewesen und hatten nach den vorgefundenen österreichischen Zeichnungen das Fort fertig gebaut. Ernst und still lagen die Lagunen da und am Horizont, mitten im

Wasser, das alte Venedig, jetzt, wo keine Gondel, kein Fahrzeug das Wasser durchschnitt, doppelt ernst und trübe. Mit den Fernröhren konnte man alle Arbeiten der Belagerten genau beobachten; sie hatten in Malghera einen großen Aufwand an dreifarbigen Fahnen gemacht, alle Werke waren damit besteckt, was übrigens gerade nicht ihr Vortheil war, denn man konnte hierdurch noch deutlicher die aus- und einspringenden Winkel erkennen. Man sah, wie sie an ihren Batterien arbeiteten, Kugelhaufen aufbauten und ihre Geschütze bedienten. Namentlich auf den Werken gegen Mestre und einer Lünette, die dem Thurm, auf welchem wir uns befanden, zugekehrt war, erblickte man sie beständig in großer Thätigkeit. Viele hatten rothe Hosen an, welche weit hinaus glänzten. Der Thurm, dessen ich oben als das Observatorium der Belagerer erwähnte, auf welchem sie beständig eine Menge hoher Offiziere erblickten, war ihnen ein Dorn im Auge. Sie hatten auf der genannten Lünette zwei schwere Mörser aufgestellt, mit welchen sie denselben beständig beschossen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde sah man, wie sie ihr Geschütz fertig machten, wie sie sich bemühten, die Richtung auf's Genaueste zu nehmen, und wie oft Mehrere nach einander hinzutraten, dieselbe zu untersuchen und zu verbessern. Jetzt sind sie fertig, plötzlich

quillt weißer dicker Dampf hervor, es kracht und im nächsten Augenblick zischt hoch in der Luft die Bombe. Viele aber zerplatzten, ehe sie sich abwärts neigten, andere aber kamen oft sehr verdächtig und unangenehm in unsere Nähe. Vor dem Thurme schlugen sie zuweilen in's Wasser oder in die Häuser, fuhren oft rechts und links bei uns vorbei, und einigemal sauste eine Bombe über den Thurm und nicht gar hoch über unsere Köpfe weg. Glücklicherweise haben sie das Gebäude selbst während der ganzen Belagerung nicht ein einzigesmal getroffen, wodurch ein furchtbares Unglück hätte entstehen können, denn die Plattform, so wie die hölzernen Treppen wären unfehlbar zerstört worden, und was an Personen, die sich oben befanden, nicht mit hinabgestürzt wäre, würde wohl seinen Tod oder schwere Verwundung in den Flammen gefunden haben, die durch die brennende Kugel in dem dürren Holzwerk jedenfalls entstanden wären.

Man dachte aber bei den Unterhandlungen droben nicht an die Gefahr und saß stundenlang auf der Plattform, hinaus in die weite Gegend blickend. Neben der Paduaner Chaussee war eine kleine Niederung, wo die Laufgräben eingeschnitten wurden. Dichte Reihen Maulbeerbäume in dieser Niederung, welche durch Rebengelände verbunden sind, waren ein gutes Schutzmittel für die Arbeiter an den

Laufgräben, denn wenn auch diese Baumzweige keine Kugeln abhielten, so schützten sie doch in so fern, als der Feind hierdurch von den Arbeitern selbst nicht viel sehen konnte. Einige Casinen dagegen, die hier lagen und einen Zielpunkt abgaben, waren von den Kugeln furchtbar zerstört. Dort wurde jetzt Tag und Nacht rüstig fort gearbeitet; das Erdreich war trocken geworden, die erste Parallele war vollendet und der Bau der Batterien in derselben sollte ebenfalls nächstens beendigt werden. Die unzähligen Schüsse aus dem Fort konnte man natürlich nicht beantworten und man mußte die Belagerten ungehindert ihre Munition verschießen lassen. Ein einzigesmal nur, als sich eine große Anzahl Arbeiter aus dem feindlichen Fort auf das Glacis gewagt hatte und beschäftigt war, Rasenstücke auszustechen, womit sie ihre Werke erhöhen wollten, sandte man ihnen von Mestre ein paar schwere Raketen hinüber, worauf sie augenblicklich die Flucht ergriffen und sich an dem Tag nicht mehr sehen ließen.

Unterdessen waren achttausend Mann beständig in den Laufgräben beschäftigt, theils zu Weitertreibung der Laufgräben, als wirkliche Arbeiter, theils um ihre Kameraden gegen einen etwaigen Ausfall zu decken. Rasch ging es hier vorwärts, man fing an Bettungen hereinzubringen und die Geschütze näher

heranzufahren. Alles war voll Eifer und die Kanoniere konnten den Augenblick nicht erwarten, wo sie hinter ihren Geschützen stehen würden, um den Feind im Fort mit gleicher Münze zu bezahlen. Nachts, wenn alles rings umher still war, leisteten hiesige einheimische Bundesgenossen, wohl die einzigen Italiener, die sich gegen Oesterreich vollkommen gleich geblieben waren, wesentliche Dienste — ich meine nämlich sämmtliche Froschfamilien der umliegenden Sümpfe, denn das Geräusch des Schaufelns und Grabens, das Klopfen der Hämmer ward vollkommen übertönt von dem weithallenden melodischen Concert, das sie allabendlich anstimmten.

Am 2. Mai, Abends gegen halb eilf Uhr, begannen die Venetianer aus dem Fort ein ungewöhnliches starkes Feuer auf Mestre. Die Nacht war ziemlich dunkel, und was nicht im Dienst war, eilte bei dem furchtbaren Krachen auf die Straßen, um zu sehen, was es eigentlich gebe. Von Malghera herüber ertönte Schuß auf Schuß, Raketen flogen und Bomben zischten herüber, die schweren Pairhansen krachten, daß die Scheiben erzitterten, und in der Stadt selbst machte dieses furchtbare Schießen den Eindruck, als zöge in der Nähe ein schweres Gewitter vorüber, welches sich mit unzähligen Blitzen entlüde; so häufig und blitzartig wurden die Straßen

von den vorübersausenden und platzenden Kugeln erleuchtet. Ich begab mich nach der Post, um noch einen Brief in den Kasten zu werfen. Da stand gerade der Eilwagen, der von Wien über Udine und Treviso hieher kam und seinen Weg, nachdem er umgespannt, gegen Mailand fortsetzen wollte. Die Passagiere, es waren zwei Damen im Coupé, blickten mit vor Angst bleichen Gesichtern hinauf an den Himmel, wo jeden Augenblick in einem feurigen Bogen eine Granate oder Bombe vorüber flog, und horchten entsetzt auf das donnerähnliche Gebrüll der schweren Geschütze aus dem Fort und auf das Krachen der Dächer und Mauern, wo eine Kugel einschlug. Den Postillonen war es ebenfalls nicht gut zu Muth, und nachdem alles bereit war, schwangen sie sich auf ihre Pferde und jagten im Carriere durch die Stadt auf der Chaussee nach Padua unaufhaltsam davon, bis sie in Sicherheit waren. Obgleich die Post gerade auf der Paduaner Chaussee täglich eine böse Strecke zu passiren hatte, indem sie in der Länge von ein paar hundert Schritten in den Bereich der Kugeln kam, die von Malghera aus nach den Laufgräben geschossen wurden und welche die Brustwehren überfliegend die Chaussee kreuzten, so ist doch glücklicher Weise dem Eilwagen nie etwas passirt. Von diesem Tage an hörten aber die Fahrten nach Mestre auf und die

Posten gingen später von Treviso direkt über Vicenza nach Verona, ohne wie bisher Padua zu berühren.

Besonders prächtig war diesen Abend der Anblick von dem großen Thurm aus. Jetzt lag Alles einen Augenblick in tiefer Dunkelheit, dann fuhr der leuchtende Pulverblitz empor und zeigte den Punkt, wo das Geschütz stand und einen Theil des Werkes wie im Feuer. Das Fort in seinen dunklen Umrissen sah aus, wie der Krater eines feuerspeienden Berges, der dumpfgrollend eine neue Eruption vorbereitet; überall zuckten die Blitze empor, überall quoll nur auf eine halbe Sekunde roth beleuchteter Dampf heraus. Wie prachtvoll zeichneten sich die sprühenden Bomben auf dem dunkeln Nachthimmel ab, wie majestätisch die weißglühenden Schlangen einer Rakete, deren sie auch zum Ueberfluß schoßen. Unbeschreiblich schön aber war vor allen Dingen der Anblick großer Leuchtkugeln; herrlich schwebte die weiß glänzende Kugel herab, es war, als ruhe sie einen Augenblick wohlgefällig über dem dunkeln Wasser eines Kanals, in welchem sie sich spiegelte, ehe sie hinabsank und zischend erlöschte.

Der ganze Spektakel von heute Abend war die Einleitung zu einem kleinen Ausfall, den die Belagerten versuchten. Es war aber, als hätte der umsichtige und tapfere Kommandirende etwas dergleichen

geahndet, denn in der Nähe des großen Kanals, wo sie gewöhnlich und auch diesesmal vorzudringen versuchten, war eine schwere Raketenbatterie versteckt, welche, so wie sich etwas Verdächtiges sehen ließ, augenblicklich und so wirksam zu feuern begann, daß der Feind nach einem kurzen Geplänkel und Hinterlassung einiger Todten sehr bald wieder in seine Werke zurückflüchtete.

Es ist etwas Vorzügliches um diese österreichischen Raketenbatterien. Im Allgemeinen beschrieben ist die Einrichtung etwa folgende. Man denke sich eine große Raketenhülse von Metall, welche aufs sorgfältigste wie eine gewöhnliche Rakete geschlagen ist, mit einem weittreibenden und starken Satze, dessen Zusammensetzung bekanntlich ein Geheimniß ist. Vorne an dieser Raketenhülse ist eine drei-, sechs- oder zwölfpfündige Kugel befestigt oder eine kleine siebenpfündige Granate. Das Geschoß wird mit einer langen Stange versehen und auf ein dreibeiniges Gestell ungefähr wie das Stativ der Feldmesser aufgelegt. An demselben befindet sich auch eine kleine Maschine, welche erlaubt, der Rakete die nothwendige Elevation zu geben, da sie meistens in Bogen geworfen werden.

Das Abfeuern geschieht mit einem Zündhütchen, welches durch ein Percussionsschloß entzündet wird. Die österreichische Artillerie hat es bekanntlich in der

Anfertigung dieser Geschosse, so wie in der Richtung derselben sehr weit gebracht und ist deßhalb die Rakete in ihrer Hand eine außerordentlich gute Waffe. Der größte Vortheil derselben besteht aber in der leichten Beweglichkeit, denn z. B., von hohen Felsen herab, von Häuserdächern, in ungewöhnlich occupirtem Terrain, wohin man mit keinem Geschütz gelangen kann, ist es sehr leicht mit einer Raketenbatterie zu manövriren. Ein Mann klettert mit dem Stativ auf den Felsen, ein paar andere tragen die Munition und der Feind bekommt eine Ladung Kugeln von einem Orte her, wo er es gar nicht vermuthet. Auch um Häuser und Dörfer anzuzünden, sind die Raketen sehr zweckmäßig: statt der Kugeln wird in diesem Falle eine Brandröhre aufgesetzt. Auf dem Marsche besteht die Raketenbatterie aus ein paar Wurstwagen, in welchen sich Munition, Stangen, Stativ und Richtmaschine vorsichtig eingepackt befinden.

Nachdem der Ausfall an jenem Abend abgeschlagen war, fuhren die Belagerten die ganze Nacht fort, Bomben und Granaten nach der Stadt zu werfen. Ich will es gestehen, daß ich einen sehr unruhigen Schlaf hatte; jeden Augenblick wurde man von dem Krachen der Geschütze erweckt und lauschte alsdann erwartungsvoll, ob nicht das verdächtige Zischen einer der großen Bomben in der Nähe hörbar sey; denn

schon am Nachmittag waren mehrere dieser unwillkommenen Gäste über das Haus, wo ich wohnte, hinweggeflogen und in benachbarte Aecker und Gärten eingefallen. Wie leicht konnte sich eine mein Haus zum Ziel nehmen und mir durch Dach und Zimmerdecke hindurch einen Besuch in meinem Bette abstatten. Doch ging die Nacht glücklich vorüber, wenigstens für mich. In andern Straßen waren aber mehrere Kugeln eingeschlagen, namentlich auch in ein Haus, das als Kaserne benützt wurde. Eine Kugel drang durch das Dach ein, zerriß den Fußboden des zweiten Stocks, nahm einen Unteroffizier, der dort schlief, mit hinab in den ersten Stock, platzte da und tödtete und verwundete sechs bis sieben Mann. In einer Kirche wurden durch eine einschlagende Bombe vier Mann verletzt und in einem Stall ein Pferd todtgeschlagen.

Der Morgen kam und das Schießen dauerte immer fort. Man ging behutsam durch die Straßen, hielt sich so viel wie möglich an den Häusern und spähte nach dem verdächtigen Sausen in der Luft, um zu sehen, wo die Kugel einschlug, um im Nothfall auf die Seite springen zu können. Vor dem Kaffeehaus war aber trotz des Bombardements das Leben bewegt und lustig, wie immer. Da wurde von den Abgelösten erzählt, wie es draußen in den

Laufgräben aussah, und man hörte von einigen schweren Verwundungen, die in der Nacht vorgefallen. Während man so ruhig da saß und seinen Kaffee nahm, fuhr eine Bombe daher und zerplatzte wenige Schuh über dem Hause. Die Stücke der Kugel durchbrachen das hölzerne Schutzdach desselben und schlugen dicht vor den Tischen, an welchen man sein Frühstück nahm, das Pflaster auseinander, so daß Steine und Eisen uns um die Köpfe sausten. Das Schießen ging den ganzen Tag fort. In dem Garten des Hauses, wo General v. Willisen wohnte, zersprang eine Bombe und die Stücke schlugen ins Fenster des Zimmers, wo er sich gerade befand. Einem Oberlieutenant von den Jägern wurde der Fußboden neben seinem Bette durchbohrt und über dem Haupte des lieben Oberst Jellachich sauste eine Kugel in das nebenliegende Quartier, was diesen vortrefflichen Offizier aber durchaus nicht störte, einen empfangenen Brief in größter Gemüthsruhe zu Ende zu lesen. Mittags saß ich in meinem Stübchen und beendigte einen Bericht, als eine schwere Bombe in den Garten meines Hauses einschlug und dort zerplatzte. Es war ein 150pfündiges Geschoß von zwölf Zoll Durchmesser. Von den zerplatzten Stücken, etwa zwei Zoll dick, nahm ich mir eins zum Andenken mit. Doch muß ich gestehen, daß mir mein Quartier in diesem

Augenblick nicht gar angenehm erschien; es lag in gerader Linie von Malghera aus hinter dem großen Guelphenthurm und alle Kugeln, welche dort vorbeigingen und über das Gebäude hinwegflogen, dirigirten sich hieher. In weniger als einer Stunde fielen denn auch vier Bomben desselben schweren Kalibers, wie die erste, in die umliegenden Gärten, weßhalb ich auszuziehen beschloß, um mir ein anderes Quartier vor der Stadt zu suchen oder vielmehr eines zu beziehen, das mir durch die große Freundlichkeit des Quartiermeisters Seiner Excellenz des Kommandirenden bereits vor einigen Tagen angewiesen war. Dieß war eine kleine Villa in der Nähe von Papadopoli. Ich packte denn auch meine Sachen zusammen und beschloß noch an demselben Abend meine Wohnung zu verlassen.

VII.

Im Laufgraben. — Meine Villa. — Beschießung von Malghera.

Denjenigen der verehrten Leser, welche von den nothwendigen Arbeiten zur Belagerung einer Festung wenig Kenntniß haben, erlaube ich mir zu bemerken, daß ein Laufgraben nichts weiter ist, als eine in das Erdreich eingeschnittene Straße, die im Zickzack zu den vorgeschobenen Batterien führt und auf welcher man, gedeckt vor den feindlichen Schüssen, Geschütze, Munition ꝛc. transportirt. Da die Batterien nämlich so weit als möglich gegen die Festung vorgeschoben werden, und man von denselben viel mit den rückwärts liegenden Zeuggärten verkehren muß, so ist es nothwendig, sicher zu den Geschützen gelangen und zurückgehen zu können. Zu diesem Ende macht man einen breiten etwa drei Fuß tiefen Graben, und wirft die Erde, welche man aushebt, gegen die Festung

zu einer Brustwehr auf, hinter welcher man nun ziemlich sicher vordringen kann. Einen wirklichen und ganz sichern Schutz gewähren übrigens diese Brustwehren selten. Die schwere Geschützkugel dringt leicht hindurch, und häufig schlagen Bomben und Granaten hinter den Laufgräben oder vor denselben ein und richten oft großen Schaden an. Am 3. Mai besuchte ich mit General v. Willisen, der mich freundlichst über manches belehrte, die Tranchéen in ihrer ganzen Ausdehnung.

Von der Paduaner Straße her betraten wir den Laufgraben, welcher durch das dichte Gehölz getrieben war, und welchen Maulbeerbäume und Rebengelände auf beiden Seiten einrahmten. Da alle Arbeiter vorn bei den Batterien waren, so war es in den langen Gängen ziemlich einsam, und von dem tiefblauen wolkenlosen Himmel schien die Sonne recht heiß auf uns herab. Wir vernahmen nichts als das Lied einiger Vögel, die selbst durch das beständige Schießen nicht verjagt, sich munter auf den jungen frischen Blättern wiegten. Vor uns dröhnte dumpf das Klopfen der Hämmer, mit welchen Pfähle eingetrieben wurden, und auf unserer Seite krachte hie und da ein Schuß von Malghera herüber, dort einen Baum niederreißend, hier die Brustwehr durchfurchend, oder es kam eine Bombe oder Granate zischend

geflogen, drang mit dumpfem Schlag in den lockeren Erdhaufen der Brustwehr, oder sauste über uns fort, zwischen den Bäumen zerplatzend. An den Biegungen des Laufgrabens waren kleine Depots errichtet (mit Brettern und Faschinen nothdürftig gegen die Kugeln gesichert), wo Schanzgeräth aufbewahrt wurde, oder wo sich Militärärzte befanden, um die bei der Arbeit Verwundeten augenblicklich verbinden zu können. Die Leute, welche vorn arbeiteten, waren, wie man immer bemerken konnte, sehr bereitwillig, unermüdlich und dabei heiter und guter Dinge. Da man vom Fort aus den ganzen Tag auf die Tranchéen schoß, so that man natürlich Alles, um die Leute so viel wie möglich vor den Kugeln zu sichern. Hiezu gehört, daß einer beständig aufpaßt, wo die Kugel, die herankömmt, einschlagen werde. Man hört die Bomben und Granaten hoch in der Luft sausen, ohne sie zu sehen. Dieß Sausen nun verliert sich in einer andern Richtung oder wird stärker, in welchem letztern Falle sich dann alles so fest wie möglich an die Brustwehr drückt, da man nicht wissen kann, wo die Kugel einschlagen wird. Plötzlich fällt sie vor oder hinter dem Laufgraben, Sand und Steine hoch emporschleudernd, nieder. Nun wirft sich alles so schnell wie möglich der Länge nach auf die Erde — die Bombe platzt — da aber die Stücke derselben fast

immmer aufwärts fliegen, so werden die am Boden Liegenden selten beschädigt.

Man kann sich denken, daß dieß Niederwerfen zu manch komischer Scene Veranlassung gibt, namentlich wenn eine Hohlkugel lange nicht zerspringt und deßhalb die Umherliegenden den Kopf in größter Erwartung scheu nach der Seite wenden, wo das Ungethüm zischt und wühlt. General von Willisen sagte mir später, er habe nie etwas Komischeres gesehen, als die Behendigkeit, mit welcher ich selbst bei einer ähnlichen Veranlassung meine Person in Sicherheit brachte. Es ist aber auch in der That kein Spaß, wenn die Kugeln so rechts und links an einem vorbeifahren. Auch heute kam der Fall vor, daß einem Manne, der sich unvorsichtigerweise nicht niederwarf, von einem Bombenstück der Leib schrecklich zerrissen wurde. Eine ungefährliche, wirklich komische Verwundung kam heute ebenfalls vor. Der Bediente eines Offiziers nämlich hatte einen gewaltigen Respekt vor den Kugeln und mußte seinem Herrn etwas in die Laufgräben hinausbringen. Als er einmal da war, wurde er trotz seines Widerstrebens mit zur Arbeit genommen. Er schaufelte denn auch tüchtig darauf los, war aber einer der ersten beim Niederwerfen und machte es wie der Vogel Strauß, indem er, um nichts zu sehen, sein Gesicht in den

Sandhaufen vergrub. Da platzte eine Granate hinter den Laufgräben, sprengte einen Stein, auf den sie gefallen, auseinander, und ein Stück desselben traf den armen Bedienten und verwundete ihn leicht an einer Stelle, wodurch ihm auf einige Tage das Sitzen beschwerlich gemacht wurde.

Wenn es auch kein außerordentlich großes Wagniß ist, die Laufgräben während des Feuerns zu besuchen, so muß man sich doch nicht unvorsichtigerweise den feindlichen Kugeln aussetzen, eine Lehre, die der russische Fürst T., welcher sich ebenfalls hier befand, beinahe zu seinem größten Unglück erhielt. Dieser, ein unerschrockener Mann, besuchte vor einigen Tagen ebenfalls die Laufgräben und kletterte auf die Brustwehr, um nach der Festung hinzusehen. Plötzlich kracht es drüben, der Fürst sprang schnell in den Laufgraben hinab und eine Sekunde nachher schlug eine 32pfündige Kugel auf dieselbe Stelle ein, wo er gestanden. Es war ihm, so sagte er später, als habe er gefühlt, daß der Pulverblitz, der dort aufstieg, ihm gegolten, weßhalb er sich dann zur Erde fallen ließ und so glücklicherweise der Kugel entging.

Es kostete mich am Abend dieses Tages keine geringe Mühe, einen kleinen Wagen oder vielmehr einen kleinen einspännigen Karren zu erhalten, um meine Habseligkeiten nach dem Landsitze zu schaffen, wo ich

ferner residiren wollte. Endlich trieb ich einen Fuhrmann mit einem kleinen magern Pferde auf, und wir fuhren hinaus auf der Straße nach Treviso. Der Himmel hatte sich Nachmittags mit dicken schwarzen Gewitterwolken überzogen, bald blitzte und donnete es von allen Seiten, und man konnte oftmals nicht unterscheiden, kam die plötzliche Helle, die in den schwarzen Wolken strahlte, von dem Leuchten des Blitzes oder von dem Schießen aus Malghera, war es das Krachen des Donners, oder der dröhnende Schlag der Geschütze, was die Luft zerriß. Bald aber wurde das empörte Element vollkommen Meister, der Blitz gab ganze Lagen und schüttete das weiße Feuer nur so auf die Erde herab, die Pappeln der Chaussee bogen sich vor der Gewalt des Sturmes, der Regen stürzte in Strömen nieder, das Pferd ging nur im langsamsten Schritt weiter, und der Fuhrmann seufzte aus Herzensgrunde. Endlich nach einer kleinen Stunde langten wir bei der Villa an, welche für mich bestimmt war. Sie lag eine Miglie weiter als Papadopoli in einem Garten, und das Haus hatte ein recht anständiges Aeußere. Da ich aber nirgends Licht sah, so befürchtete ich schon, es befinde sich in dem Gebäude keine Seele, um mir einen freundlichen Empfang zu bereiten. Ich bezahlte meinen Kutscher, lud meinen durchnäßten

Nachtsack auf die Schulter und öffnete das Gitterthor des Gartens.

Ringsum im Park war alles ruhig und still, Sturm und Regen hatten in ihrer Heftigkeit nachgelassen, und nur noch ein leichter Wind pfiff durch die Zweige einiger hochstämmigen Cypressen. Ich ging auf einem weichen Sandwege zwischen zierlich verschnittenen Hecken, hörte die letzten Regentropfen in Wasserbassins fallen, bei denen ich vorbeikam, und wenn hie und da ein leichtes Wetterleuchten die Nacht erhellte, so bemerkte ich hochstämmige Orangen und Citronen in großen Kübeln und weiße Gartenfiguren, die mich gespenstig anschauten.

Der Anblick dieses kleinen Parks mit seinen Zierlichkeiten hätte mir gewiß einen doppelt angenehmen Eindruck gemacht, wenn das Haus nicht ohne Licht abschreckend finster vor mir gelegen hätte. Ich überlegte mir schon, was zu machen sey, wenn ich dort niemand fände, ob ich in der Nacht nach Mestre zurückkehren sollte, oder ob ich mir im Fall der Noth eine Unterkunft durch Erbrechung einer Thüre oder eines Ladens zu verschaffen habe.

So gelangte ich an die Hausthür und klopfte, doch ohne Erfolg; ich klopfte abermals, und auch jetzt blieb Todtenstille in dem Hause, dann aber hörte ich zu meinem unaussprechlichen Vergnügen

eine Thüre öffnen und langsam schlürfende Tritte näherten sich. „Wer ist da?“ fragte von innen eine Weiberstimme. Ich ließ meinen Säbel auf die marmorne Stufe der Treppe niederfallen und entgegnete, man solle mir ohne weiteres aufmachen, ich sey in das Haus einquartiert. Einen Augenblick hörte ich zwei Stimmen zusammen flüstern, dann wurde die Hausthüre geöffnet und ich sah eine alte Frau und einen alten Mann vor mir, die mich verwundert anstaunten. Ich wiederholte mit wenigen Worten, daß ich hier einquartiert sey, und fragte, ob man davon wisse. „Allerdings,“ sagte die alte Frau, „es ist Alles bestellt und eingerichtet,“ und der Mann setzte hinzu: „Corpo di Bacco, aber wir hätten nicht geglaubt, daß Sie in dem furchtbaren Wetter kommen würden.“

Ich war aber trotzdem bei dem furchtbaren Wetter gekommen und trat ein. In einem hübschen Vestibul nahm mir der Mann meinen nassen Paletot und Nachtsack ab und führte mich in meine Zimmer, welche zu ebener Erde lagen und ganz gastlich hergerichtet waren. Es war ein Appartement von vier großen und geräumigen Gemächern, nicht reich, aber sehr anständig, ja comfortabel möblirt; es befanden sich in jedem Zimmer Ruhetische, Fauteuils, und neben dem Schlafzimmer, in dem ein sehr gutes Bett war, brannte in dem Kamin ein großes Feuer und die

hellen Flammen desselben spielten so angenehm auf dem steinernen Fußboden und der Wiederschein lagerte sich mit einer warmen wohlthuenden Farbe auf den Wänden, so daß es hier im Zimmer ganz heimlich war. Neben diesem Gemach mit dem Kamin war ein kleines Bücherzimmer mit den Werken älterer und neuerer Italiener und Franzosen, und hier hatte der Besitzer mehrere Büsten berühmter Landsleute aufgestellt. Wer war aber jener Besitzer? Ich weiß es nicht und habe auch nie darnach gefragt; was konnte mir auch ein Namen nützen, den er mir vielleicht nennen würde. Ich kannte den Träger desselben doch nicht. Hoffentlich ist aber der Eigenthümer dieser kleinen Villa, der ein Ordnung und Kunst liebender Mann seyn muß, nicht bei der Belagerung verunglückt und erfreut sich nunmehr wieder seiner hübschen Besitzung.

Der Nähe des feindlichen Geschützfeuers entrückt, hörte ich kein Zischen der Bomben und schlief vortrefflich, trotzdem, daß sie aus Malghera fast die ganze Nacht hindurch schossen und jedesmal meine Fenster erzitterten, so oft eine der schweren Bomben und Kanonen ihren Mund aufthat, obgleich die Entfernung von hier in gerader Linie über vier Miglien betrug.

Den andern Morgen erwachte ich unter dem Gesang der Vögel und dem glänzenden Licht der

Morgensonne, das sich zu einem meiner Fensterladen herein stahl. Doch war der Himmel nicht ganz klar, sondern es zogen vom gestrigen Gewitter her immer noch dunkle Wolken wie eine Kette riesenhafter Nachtgestalten Hand in Hand unter dem blauen Himmelsgewölbe dahin.

Gestern Abend war der hochverehrte und geliebte Feldmarschall Radetzky in Begleitung des Handelsministers v. Bruck von Mailand im Lager angekommen, wo er drei Tage bleiben wollte. Man hatte für ihn eine Villa, ebenfalls an der Straße nach Treviso gelegen, in Bereitschaft gesetzt und ich hatte das große Glück, als ich heute Morgen nach der Stadt ging, den Feldherrn ein paar Augenblicke zu sehen und zu sprechen.

Heute nun am 4. Mai war die angefangene Vorparallele mit sechs Batterien fertig geworden und um Mittag sollte die Beschießung von Malghera von diesen Batterien aus mit 26 Geschützen (15 Mörsern, 5 Haubitzen und 6 Kanonen) beginnen. Man hegte, theils durch die glänzenden Resultate im vor- und dießjährigen Feldzug gegen die Italiener irre geleitet, so wie durch das unpraktische, ewig nutzlose Schießen aus Malghera auf eine unsichere Haltung der Besatzung schließend, die Ansicht, daß sich das Fort nach einigem ernsten Auftreten und nach wenigen gut gezielten Schüssen ergeben würde, und wohl aus diesem

Grunde begann man die Beschießung aus 26 Geschützen, statt die Aufstellung von 60 abzuwarten, die hiezu anfänglich bestimmt waren. Selbst die so vorsichtigen und vortrefflichen Artillerieoffiziere, wahrscheinlich ebenfalls begierig, dem Feind seinen ewigen Kugelregen etwas erwiedern zu können, gaben dem allgemeinen Drängen auf Eröffnung des Feuers nach und glaubten bei ruhigem und langsamem Schießen mit 10 bis 15,000 Schuß, die man besaß, ein vierundsechzigstündiges Feuer unterhalten zu können.

Man kann sich denken, in welch gespannter Erwartung sich Alles diesen Morgen befand. Das Belvedere auf dem großen Thurm war gedrängt voll Offiziere, und wir harrten von da, wie in einer Loge, des imposanten Schauspiels, das sich vor unsern Füßen entwickeln sollte. Denke man sich das Panorama, das sich vor uns entfaltet, hoch am Horizont der Silberstreifen des Meeres, Venedig in seiner ganzen Ausdehnung mit seinen unzähligen Thürmen und Kuppeln ruhig und still — der Königin der Wasser — in den Lagunen thronend. Dicht zu unsern Füßen Malghera, alle aus- und einspringenden Winkel mit dreifarbigen Fahnen geziert. Der große Kanal einsam und leer, kein Nachen, keine Gondel dort. Mestre rings um uns von seinen Einwohnern verlassen, öde und todt. Und hoch am Himmel schwarze

Gewitterwolken, welche, hie und da zerrissen, zuweilen einen Sonnenblick durch und auf Venedig fallen ließen, wodurch die hohen Palläste und Thürme prachtvoll vergoldet wurden. Von unsern Batterien, die in einem Halbkreis vom großen Kanal bis zum Fort Rizzardi Malghera umgaben, war nichts sichtbar; sie lagen am Rand einer Maulbeerbaumkultur versteckt, zwischen den frischgrünenden Bäumen und jungen Reben. Selbst der Feind hatte sie beim hellen Tageslicht noch nicht entdeckt, denn seine Schüsse irrten auf der ganzen Parallele umher, ohne einen Punkt festzuhalten. Um 12 Uhr Mittags sandte der Feldmarschallieutenant Haynau einen Offizier in die Laufgräben, um den Befehl zum Anfang des Feuers zu geben. Wir standen in gespannter Erwartung, äußerst begierig, die Wirkung unserer Kugeln auf den Feind zu sehen, der sich sorglos damit beschäftigte, ein Kasernendach in Malghera neu einzudecken und auf dem Glacis Rasenstücke auszustechen. Viermal wurden wir getäuscht und hielten den Knall einschlagender feindlicher Bomben für das Feuer unserer Geschütze.

Endlich stieg aus der Kesselbatterie auf unserem linken Flügel dichter Dampf auf; wir hörten die Bomben heulen und sahen sie in Malghera einschlagen, Erde und Rauch hoch emporwerfend, und

wenige Augenblicke darauf entwickelte sich auf unserer ganzen Linie aus allen Batterien das Feuer. Ueberall stiegen die Rauchwolken auf, leuchteten die Blitze, krachten die Mörser und Geschütze. Vielleicht einige Minuten nach dem Anfange unseres Feuers waren die Venetianer unthätig, vielleicht überrascht, vielleicht im Laden begriffen. Die Feinde auf dem Glacis verließen dasselbe in eiliger Flucht. Das oben erwähnte Kasernendach war in einem Augenblick menschenleer. Aber nun begannen sie aus allen ihren Werken ein solch furchtbares und eiliges Feuer, wie sich keiner der älteren Offiziere erinnerte, je gehört zu haben. Daß sie von der Marine und den übrigen Forts viel Geschütz nach Malghera geschafft, war wohl bekannt, aber von der großen Anzahl, wie sich dieselbe jetzt zeigte, hatte Niemand eine Ahnung. Wo nur auf ihren Wällen ein Platz zu finden war, da hatten sie Stücke aufgepflanzt und da donnerte es hervor. Es war ein solch' Krachen der Geschütze, Geheul der Bomben und Pfeifen der Kugeln, wie man wohl nicht leicht wieder etwas Aehnliches hören wird. Auf einen Schuß aus unsern Batterien kamen wenigstens sechs bis acht aus dem Fort. Glücklicher Weise schossen sie zu eilig, um gehörig richten zu können, und doch waren am Abend unsere Brustwehren von ihren Kugeln tüchtig durchkämmt. Sie

schossen auch von solchen Werken, von wo es gar nicht möglich war, uns irgend einen Schaden zu thun; so von S. Guiliano. Das Fort Rizzardi war für unsere Batterien am gefährlichsten und machte den meisten Lärm. Seine Werke waren fast beständig in Rauch und Feuer der Geschütze eingehüllt, und es knurrte in Einem fort herüber, wie ein böser Hund.

So viel man in einigen Stunden sehen konnte, hatten unsere Batterien die Schießscharten in einer Lunette des Forts sehr beschädigt, ein Geschütz unbrauchbar gemacht und das Dach der Kaserne tüchtig mitgenommen. Auf dem Exercirplatz in Venedig entdeckte man tausende von Menschen, die neugierig dem Spektakel zusahen und zuhörten. Auch auf den Eisenbahndamm wagten sich kühne Reiter, kehrten aber im Galopp wieder um, als ihnen einige verdächtige Kugeln nahe kamen. Die Lagunen waren mit unzähligen Gondeln besetzt, kurz Jeder, Freund und Feind, genoß das wirklch großartige Schauspiel so viel als möglich.

Wenn man das unerhörte Feuer, das aus dem Fort auf unsere Batterien unterhalten wurde, ansah, so war es begreiflich, daß sich auch die österreichische Armee hinreißen ließ, schneller zu schießen, als anfänglich befohlen war, woher es denn auch kam, daß schon in den spätern Nachmittagsstunden die wenige

Munition verschossen war, das Feuer auf unserer Linie schwächer wurde und ein paar Batterien noch vor Abend gänzlich aufhörten. Die Artilleristen hatten endlich gar keine Munition mehr und auch die Venetianer, denen es hieran nicht gebrach und deren 173 Geschütze mit allem Nothwendigen reichlich versehen waren, stellten gegen Abend ihr fürchterliches Feuer ebenfalls ein, und nur noch zuweilen krachte ein Schuß herüber wie die letzten schweren Regentropfen nach einem großen Gewitter. An Verwundeten und Todten hatten wir an den Batterien sechs Mann, demontirt war aber kein Geschütz. Jetzt sah man allgemein ein, daß Malghera sich nicht, wie manche wohl glaubten, so schnell ergeben werde, und daß es nothwendig sey, eine weiter vorgeschobene Parallele mit zahlreicheren Batterien zu erbauen.

Radetzky benutzte seine Ankunft in Mestre nochmals zu einem Akt der Milde und Gnade gegen die rebellische Stadt, den letzten Versuch machend, den gutgesinnten Bürger zu ermuthigen, daß er die Schreckensherrschaft jenes zusammengelaufenen Gesindels, das ihn tyrannisirte, breche. Er gab deßhalb einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand und sandte folgende Bedingungen nach der Stadt, deren Erfüllung er theils verlangte, theils versprach: 1) augenblickliche Unterwerfung der Stadt; 2) Uebergabe

aller Forts; so wie aller Schiffe; 3) Uebergabe aller Waffenvorräthe und Entwaffnung des Volks 2c. Dagegen bewilligte der Marschall 4) jedem, der die Stadt verlassen wolle, hiezu 48 Stunden Zeit, und er konnte seinen Weg ungehindert zu Wasser und zu Land nehmen; 5) eine vollkommene Amnestie für alle Soldaten vom Feldwebel abwärts.

Obgleich nun so viel wie möglich gethan wurde, um diese Proklamation auch zur Kenntniß des Volks zu bringen, so war es doch voraussichtlich, daß die Machthaber alles thun würden, um das eindringliche Wort des alten Marschalls zu verheimlichen, was denn auch geschah, und so kam es, daß die milden Bedingungen nicht angenommen wurden, worauf der Feldmarschall am 6ten wieder nach Mailand zurückkehrte. Bei seiner Abreise hatten sich sehr viele Soldaten eingefunden, um ihn zu sehen, unter andern fast ein ganzes Bataillon von Prinz Emil Infanterie. Ein Corporal trat vor und hielt eine Rede aus dem Stegreif, worin er dem alten Herrn sagte, sie sängen und sprächen immer von ihrem Vater Radetzky und der müßte es ihnen auch erlauben, daß sie ihn sich einmal ganz genau ansähen. Natürlich hat den Marschall diese Scene außerordentlich erfreut und er sprach nach seiner Gewohnheit freundliche und liebe Worte zu den Soldaten und reiste alsdann ab unter

nimmer enden wollendem Jubelgeschrei und Hurrahruf.

Um diese Zeit wurde Baron Haynau zum Feldzeugmeister ernannt und übernahm den Oberbefehl in Ungarn, wogegen Feldmarschalllieutenant Graf Thurn als Kommandirender vor Venedig eintraf. Auf's Neue begannen nun die Arbeiten in den Laufgräben von Malghera mit unerschütterlicher Ausdauer, doch traten die Elemente der baldigen Ausführung der projektirten Parallelen abermals hinderlich in den Weg. Es fing wieder an zu regnen, das Erdreich wurde abermals morastig, in den Laufgräben und Batterien wateten die Artilleristen und Arbeiter bis an's Knie im Schlamm und Wasser. Trotzdem wurde unaufhaltsam fortgearbeitet; doch riefen mich nach der ersten Beschießung die Vorgänge im deutschen Vaterlande, die badische Revolution und beunruhigende Nachrichten aus Württemberg nach Hause zurück. Auch war hier nicht abzusehen, bis wann die neuen Batterien fertig seyn würden, und ich hatte nicht Lust, mich längere Zeit als nutzloser Zuschauer hier herumzutreiben.

Die Batteriebauten vor Malghera betrieb man aber mit außerordentlicher Thätigkeit. Aus Mantua und Verona wurden Munitionsvorräthe zu Wagen und Eisenbahn herangeführt und am 23. Mai waren

19 Batterien erbaut und in denselben 88 Geschütze eingefügt, welche an Munition 73,400 Schüsse hatten, womit man eine 96stündige Beschießung aushalten konnte. Man kann die Kosten eines jeden Schusses durchschnittlich auf einen Dukaten annehmen. So begann denn auch wieder das Feuer am 24. Mai früh um 5¼ Uhr. Ein Augenzeuge schrieb darüber der Allgemeinen Zeitung vom 26. Mai:

„Vorgestern endlich, nach sechswöchentlichen rastlosen Vorarbeiten in den Laufgräben und Batteriebauten und nach glücklicher Einführung von ungefähr 95 Geschützen, begann das große Bombardement von Malghera Morgens halb 6 Uhr. Noch war der Himmel nach einem heftigen Gewitterregen mit schweren Wolken überzogen, als unsere Geschütze nach allen Richtungen hin zu donnern begannen. Nach Verlauf von fünf Minuten erwiederte der Feind dieses Feuer mit gleicher Stärke und bald konnte man einzelne Schüsse gar nicht mehr unterscheiden. Das Ganze glich mehr dem Ausbruch eines fürchterlichen Gewitters, es war ein Sausen und Zischen von Kugeln, ein Donner der Geschütze, daß alle Gebäude und selbst der alte Guelphenthurm in Mestre zitterten. In geisterhaften Formen stieg der Rauch empor und vermischte sich mit dem schwarzen Gewölke und nur undeutlich erblickte man im dunkeln

Hintergrund zwischen den Blitzen der Kanonen und feurigen Bogen der Raketen des Forts von Malghera die Batterien des Feindes und in Silhouettenumrissen die alte Dogenstadt über den Lagunen.

Gegen 9 Uhr erhellte sich der Himmel und um Mittag ließ das Feuern auf beiden Seiten etwas nach. In den ersten Stunden hatte man beiderseits nicht weniger als vierzig Schüsse auf die Minute gezählt, wonach denn das frühere Bombardement vom 4. Mai nur als ein kleines Vorspiel des gestern begonnenen erschien. Den Tag hindurch wurde keine Sekunde mit diesen Arbeiten ausgesetzt. Mit einbrechender Nacht verstummten die Geschütze des Feindes beinahe ganz, während unsererseits die Mörserbatterien nur um so fleißiger das Fort mit Bomben bewarfen. Ein herrliches Schauspiel boten letztere, wie sie sich in unermeßlicher Höhe nach allen Richtungen kreuzten, und gleichsam mit den Sternen zu rivalisiren schienen, bis sie wieder wie Sternschnuppen ebenso schnell herabfielen und bald da, bald dort in die Festungswerke einschlugen, bisweilen auch in der Luft mit unendlichem Widerhall platzten. In dem Fort scheint diese Art von Munition jetzt zu fehlen, da solche nicht gegen uns gebraucht wurde. Um Mitternacht war Alles ruhig, und man benützte die Zwischenzeit bis zum Tagesanbruch zur Wieder-

herstellung der zerschossenen Brustwehren und andern Batterien."

„Trotz dieses, den ganzen Tag hindurch anhaltenden fürchterlichen Feuers zählten wir am Abend nur 17 Todte und etwa 20 Verwundete, darunter keinen Offizier, und von den Geschützen waren bloß zwei Kanonen demontirt. Die Bedienungsmannschaft war voll des besten Muthes, und die Artilleristen und andern Truppen, die Abends zur Ablösung durch die Stadt zogen, sangen muntere Lieder, froh darüber, daß sie einmal so recht Kanonen donnern gehört. Als Feldzeichen trugen sie meist frische Rosen auf ihren Holzmützen und so gingen sie voll Todesverachtung, Vivat ihrem Kaiser rufend, in die Laufgräben zu den noch heißen Batterien, wo das Blut manches wackern Kameraden kaum noch an den Lafetten getrocknet war. Ein schmerzliches Gefühl drängte sich mir auf, der ich Augenzeuge der Hingebung dieser braven Truppen war, wenn ich sie mit den fahnenflüchtigen und eidesbrüchigen Soldaten in gewissen Theilen unseres zerrissenen Vaterlandes verglich!"

„Den darauf folgenden Tag, nachdem das Bombardement beiderseits mit erneuerter Heftigkeit fortgesetzt worden war, und wie gewöhnlich um die

Mittagszeit etwas nachließ, konnte man bei heiterem Himmel durch jedes gewöhnliche Fernglas ganz deutlich die Verwüstungen unterscheiden, welche unsere Batterien in den Brustwehren und Verschanzungen der feindlichen Festungen angerichtet hatten. Eine davon, die man den Cavalier hieß und die am höchsten Punkt am rechten Eck ihres Blockhauses gebaut war, schwieg jetzt gänzlich. Das Dach der Kaserne war mitten durch entzweigeschossen, das kleine Finanzhaus am linken Flügel verlassen und ganz durchlöchert. Nach jedem Schuß flog wieder neuer Erdstaub vom Fort in die Höhe. Zwei Pulvermagazine borsten früher schon mit fürchterlichem Knall und ein drittes, welches das bedeutendste zu seyn schien, ging noch Abends zwischen sechs und sieben Uhr mit einem Donnerschlag und einer bis in die Wolken reichenden Rauchsäule in die Luft. Es war dabei des Jubelschreiens in unsern Batterien und von den zuschauenden Soldaten, die auf den Dächern der vordersten Häuser von Mestre saßen, fast kein Ende. Dessenungeachtet feuerten nach kurzer Pause die Kanoniere des Forts Malghera fort, und es ist nicht zu läugnen, daß sie sich bisher sehr tapfer und äußerst thätig hielten, obgleich ihr Verlust in jeder Hinsicht größer seyn mußte, als der unsrige. Spät Abends und die Nacht hindurch wurden wieder Bomben nach allen Richtungen geworfen und

daneben die Beschädigungen in den Laufgräben und Batterien ausgebessert. Das Ingenieurcorps legte während des Bombardements, wie früher zur Zeit der Vorarbeiten die größte Umsicht und Tapferkeit in den mißlichsten Verhältnissen an den Tag, und die Artillerie bewährte nunmehr auch hier ihren alten Ruf. Es ist bewunderungswürdig zu sehen, mit welcher Ruhe und Entschlossenheit diese Leute in den von allen Seiten mit den schwersten Projektilen bestrichenen Batterien ihre Geschütze bedienen; wie sie vom Pulverdampf geschwärzt und mit Erdkoth von oben bis unten über und über bespritzt und beworfen, des Mittags und Abends zwar müde aber heiter heimkehren, um sich eine kurze Rast zu gönnen und dann wieder neuen Muthes dahin zu ziehen. Mit großer Umsicht leitet jetzt Feldmarschallieutenant Graf Thurn die Operationen, derselbe, der bei Novara das vierte Armeecorps kommandirt hatte. Aber unvergeßlich bleibt seinen hiesigen Truppen der tapfere, durch kaiserlichen Befehl nach Ungarn abberufene Feldmarschallieutenant Haynau, der wahre Soldatenvater, und es ist doch sehr zu bedauern, daß es ihm nicht gegönnt war, das letzte, und wie man hoffen darf, glückliche Resultat seiner Belagerung selbst zu schauen. Heute am 26sten war das Feuer im Ganzen minder heftig und die Sache scheint jetzt den

geregelten Gang einer ernsthaften Belagerung und Beschießung zu nehmen; die Venetianer aber, scheint es, wollen die höchste Noth einer langen Cernirung abwarten. Somit schließe ich für heute, bis ich etwas Entscheidendes berichten kann."

Bereits am 25sten, so sagt der Berichterstatter über „die kriegerischen Ereignisse in Italien," ein nicht genug zu empfehlendes Buch, bemerkte man eine Abnahme des feindlichen Feuers. Dieß erhöhte den Eifer der österreichischen Artilleristen und viele Vormeister (Richtende), welche den richtigen Erfolg ihres Schießens sehen konnten, ließen sich gar nicht ablösen. Das Fort Rizzardi und die Sternschanze waren bis zum 26sten ganz demontirt und zum Schweigen gebracht. In der Festung selbst waren schon viele Werke verlassen, zwei Munitionsmagazine aufgeflogen und wenige Mann bedienten mehrere Geschütze neben einander. Von der tapfern Besatzung waren hundert getödtet, dreihundert meist schwer verwundet, keine Möglichkeit der Ablösung und ebenso wenig eines Ersatzes der Munition, weil jedes mit dergleichen sich nähernde Schiff Gefahr lief aufzufliegen. Nach 10 Uhr Abends, den 26. Mai, stellte sie also ihr Feuer ein, worauf auch das österreichische während der Nacht ermäßigt wurde.

Feldmarschallieutenant Graf Thurn traf nun die

nöthigen Verfügungen zur Ausführung eines Sturms. In der nämlichen Zeit aber, nämlich zwischen zehn Uhr Nachts und drei Uhr früh, räumte die Besatzung in aller Stille die Festung, so daß um vier Uhr früh am 27. Mai, als eine Patrouille von einem Unterjäger und drei Mann der steyerischen Schützen den Werken sich näherte, sie dieselben verlassen fand. Muthig ging sie in die Festung, erstieg die Brustwehr und winkte mit freudigem Zuruf ihren Kameraden in den Laufgräben und Batterien. Mit lautem Jubel eilte Alles, was in der Nähe hielt, mit oder ohne Waffen, nach der Festung, welche um sieben Uhr militärisch besetzt und bewacht war.

Einige kühne Offiziere und Soldaten waren nach der Eisenbahnbrücke geeilt, andere hatten sich ins Wasser geworfen und sich des auf zwei hundert Schritte rechts der Brücke gelegenen Forts San Giuliano oder Anconetta bemächtigt. Plötzlich aber empfing sie von den Schiffen und dem links von der Brücke näher gegen die Stadt stehenden Fort San Secondo ein heftiges Geschützfeuer, wodurch in dem Fort San Giuliano ein Munitionswagen in die Luft gesprengt und der Tod von drei ausgezeichneten Offizieren und mehreren braven Soldaten herbeigeführt wurde.

Im Ganzen hatte die österreichische Artillerie in

72 Stunden 60,000 Schüsse gethan. Die meisten waren Treffer, die Zerstörung übertraf jede Vorstellung. „Wenn je die Artillerie wegen ihres richtigen Schießens und aufopfernder Ausdauer ein Lob verdient hatte, so hat sie beim Anblick des Forts Malghera ihren Lohn gehabt." Diesen Worten eines vortrefflichen Offiziers, dessen Aufzeichnung wir hier benutzt haben, gehe noch folgende den der kaiserlichen Armee inwohnenden Gerechtigkeitssinn bezeichnende Aeußerung voran: „Jedem drängte sich die Bewunderung auf, wie es möglich gewesen, diesen Platz so lange zu behaupten." In den eroberten Werken wurden 137 Geschütze, wovon 38 unbrauchbar, 35,000 Kugeln und Bomben und 33 Centner Pulver erbeutet.

Noch am Abend erschien bei der Armee der Feldmarschall, welcher am Vormittag auf die telegraphische Nachricht von der Einnahme Malghera's unverzüglich von Verona hergeeilt war. Er besichtigte, vom Jubel der treuen Krieger begrüßt, die genommenen Werke und befahl, die Arbeiten zur Beschießung von Venedig mit aller Anstrengung fortzuführen. Die in der Stadt herrschende Partei wollte noch nichts von Uebergabe wissen, obschon ihr selbst das englische Ministerium diese anrieth. In ihrer Verblendung hoffte sie auf einen Entsatz aus Ungarn. Dort

erlitt im Gegentheil das Princip der Nichtintervention gerade jetzt einen argen Stoß. Wie Oesterreich nicht um sich selbst, sondern für ganz Europa in Italien der Revolution die Stirne geboten hatte, so trat nun Rußlands Kaiser zur Beförderung des gemeinsamen Ziels mit Kraft auf. Die Welt sollte vorläufig wissen, daß Bündnisse sich noch nicht verbieten lassen.

Venedig selbst wurde bekanntlich am 22. August übergeben.

VIII.

Abschied vom Hauptquartier.

Obgleich mein Aufenthalt in Mestre mit manchen Unannehmlichkeiten, ja mit Gefahren verschiedener Art verknüpft war, so nahm ich doch von dem interessanten großartigen Schauspiele, das ich gesehen und von den lieben Bekannten, die ich hier erworben, nur ungerne Abschied.

Ich kann nicht umhin, von letztern noch zweier Landsleute zu erwähnen, die sich bei der Armee befanden und beide in ihren ganz verschiedenen Fächern das Anerkennungswertheste leisteten und leisten.

Der eine ist der badische Doktor Beck, ein junger Arzt, der sich zu Vervollkommnung seiner Kenntnisse als ausübender Wundarzt schon längere Zeit bei der italienischen Armee befand. Seine rastlose Thätigkeit und seine vielen Verdienste auf dem Verbandplatze wurden auch sowohl von den Kommandeuren, als von den Verwundeten selbst aufs Höchste anerkannt, und

seine unermüdliche Sorgfalt, seine geschickte Hand haben manch' schmerzliches Leiden gemildert. So viel ich hörte, war Doktor Beck zu einer Belohnung empfohlen, doch weiß ich nicht, ob er den Orden oder die goldene Medaille, die er wohl verdient, erhalten.

Der andere, den ich gerne hier erwähne, ist der junge talentvolle Maler Eugen Adam aus München, der, wie ich, dem Hauptquartier gefolgt, damit beschäftigt war, das in getreuen künstlerischen Schilderungen genau und anschaulich darzustellen, was ich durch die Feder versucht, in schwachen Umrissen wiederzugeben. Eugen Adam hat als Augenzeuge sowohl vom Feldzug 1848, wie vom letzten Feldzuge, vom Marsche, aus dem Bivouak, aus der Schlacht und aus dem gemüthlichen Lagerleben die schönsten Scenen erfaßt und gesammelt. In Vereinigung mit seinen Brüdern gibt er in diesem Augenblicke in München ein großes Werk heraus: Erinnerungen an die Feldzüge der k. k. österreichischen Armee in Italien aus den Jahren 1848 und 1849, welches in guten Lithographien ebenso ausgeführt, wie er es entworfen, allen Verehrern der tapfern österreichischen Armee gewiß in hohem Grade willkommen seyn wird.

Der preußische General von Willisen, dem ich auf diesem Wege nochmals meinen Dank sage für die viele Freundlichkeit, die er mir beständig bewiesen,

hatte die Güte, mich mit Maler Adam nach Treviso zu begleiten. Es war ein unfreundlicher, regnerischer Tag, und da ich bei Ankunft in genannter Stadt einen Platz auf dem Courierwagen nach Mailand fand, so hielt ich mich hier nicht länger auf, sondern nahm herzlichen Abschied von den Freunden und fuhr gegen Verona.

Den andern Morgen gegen 12 Uhr kam ich nach Mailand.

Obgleich noch in Mestre die Geschütze donnerten, obgleich d'Aspre mit seiner Heeresmacht im Toskanischen stand, obgleich die Franzosen damals in Rom unterlegen waren, und obgleich die Piemontesen durch Hinausziehen der Friedensunterhandlungen Miene machten, wie wenn es für sie eine Möglichkeit, ja ein Leichtes wäre, zum drittenmal in die Trompete zu stoßen, so herrschte doch hier in Mailand die größte Ruhe.

Es war gerade, als seyen die Tage von Mortara und Novara vor Jahren gewesen, die Kriegsuhr hatte ausgeschlagen, in dem Räderwerk summte und sauste nichts mehr Ungewöhnliches, es gab keine Bivouaks mehr, keine staubbedeckten Staffetten jagten einander, der Pulsschlag des hiesigen Lebens ging wieder ruhig und gleichförmig, wie der Schritt der Schildwachen nächtlicherweise. Aber diese Ruhe that

wohl — nicht dem Soldaten, der das Schwert ungern in die Scheide stieß, nicht dem Wühler, der ingrimmig zuschaute, wie jene Fundamente, die er gelegt, um ein fluchwürdig Werk zu erbauen, langsam übersponnen wurden vom erneuten täglichen Verkehr, und endlich ganz verschwanden und untergingen zwischen der ernstlichen Thätigkeit, die sich an allen Ecken zu regen begann — sie war wie Frühlingsregen nach langer Dürre, Alles athmete frisch und kräftig auf, und überall sproßten und keimten neue Blüthen, herrliche Früchte versprechend. Handel und Gewerbe fingen an sich wieder zu regen, manche Magazine, die bis jetzt geschlossen waren, wurden wieder geöffnet, und aus allen Ständen fanden sich Kauflustige zusammen; auf dem Corso ließen sich wieder elegante Equipagen sehen, und Abends war derselbe überfüllt mit Spaziergängern.

Besprach man sich mit einem italienischen Patrioten über die heutigen Zustände, so zuckte er allerdings mit den Achseln, seufzte „povera italia“ und schaute vielleicht einen vorüberwandelnden Grenadier grimmig an, forschte man aber weiter und ließ sich von der provisorischen Regierung des vergangenen Jahrs und der Volksherrschaft erzählen, wie sie hier von zügellosen Banden ausgeübt ward, so wurde er milder und gab zu, daß der Zustand eigentlich noch

unerträglicher gewesen, und daß es doch am Ende besser sey, den Befehlen eines österreichischen Feldmarschalls zu gehorchen, als den Launen eines wilden Haufens.

Das Leben im Hauptquartier fand ich wieder, wie ich es verlassen. Feldmarschall Radetzky hatte unter anderm einen Armeebefehl erlassen, worin es hieß:

„Se. Majestät der Kaiser und König haben mir mit allergnädigstem Handschreiben vom 3. d. M. die allerhöchste Zufriedenheit über die Siege ausgesprochen, die wir unter dem Schutz des Allmächtigen jüngst erfochten haben.“ „Sagen Sie meiner tapfern Armee (das sind die Worte des Kaisers), daß sie sich in meinem Herzen ein unvergängliches Denkmal der Liebe und Dankbarkeit errichtet hat.“ Se. Majestät fügen die für mich so höchst schmeichelhaften Worte bei: „aus dem Munde ihres würdigen Feldherrn wird sie diesen Auftrag am liebsten vernehmen.“ Soldaten! mit Stolz erfülle ich diesen allerhöchsten Befehl; denn eurer Treue, eurer Tapferkeit verdanke ich die Zufriedenheit meines Kaisers. Laßt uns hoffen, daß der entflohene Friede und mit ihm Ruhe und Glück bald wieder in das schwer geprüfte Vaterland zurückkehren werde. Sollten jedoch die Stürme, die es heimgesucht, noch nicht ausgetobt haben, so sind wir heute wie jüngst bereit, den letzten Blutstropfen für

einen geliebten Kaiser, für den Ruhm, die Ehre und die Einheit des Vaterlandes freudig zu verspritzen. Das sind meine, das sind eure Gesinnungen, ihr habt sie mir auf so manchem Schlachtfeld gelobt und bis jetzt treu und ehrenhaft erfüllt."

Unter den vielen glänzenden und schmeichelhaften Beweisen der allgemeinen Theilnahme, welche dem Heldenmarschall von so vielen Seiten her zu Theil wurde, kann ich nicht umhin, der Adresse des königl. preußischen Gardecorps zu erwähnen, welche in diesen Tagen hier ankam. Dieselbe war in Form eines Albums und auch im Aeußern schön und geschmackvoll ausgeführt. Der Umschlag enthielt auf braunem Sammt unter der Königskrone den Stern zum schwarzen Adler-Orden mit seiner Umschrift: „Suum cuique." Der Titel mit der Inschrift: „Dem k. k. österreichischen Feldmarschall Josef Wenzel Grafen Radetzky von Radetz, dargebracht von den Offizieren des K. preußischen Gardecorps". sinnreich componirt, mit Arabesken umgeben, durch W. Camphausen in Düsseldorf ausgeführt:, zeigte sämmtliche Offiziere, beziehungsweise Regimenter und Truppentheile des Gardecorps, wie sie aufwärts blickend, dem Einzug des greisen Helden nach dem vorjährigen glänzenden Feldzug durch die Porta Romana zuschauen. Die Adresse selbst lautet:

„Excellenz! Fünfunddreißig Jahre sind seit jener denkwürdigen Zeit verflossen, wo Oesterreichs und Preußens Heere in Waffenbrüderschaft zusammenstanden und treuen Sinnes das Recht und die Ehre Deutschlands verfochten. In den Veteranen unseres Heeres hat sich das Andenken jener Zeit durch die Erinnerung in der jüngeren Generation desselben durch die Tradition stets wach erhalten. Als in letzter Zeit das Schwert an Oesterreichs Grenze gezogen wurde, war das Herz unseres Heeres bei unsern alten Kriegsgefährten. Wir hatten Mitgefühl für die schweren Tage von Mailand, als wenn sie uns selbst getroffen hätten, wir warteten mit Ungeduld auf die Tage der Vergeltung und begrüßten mit Freude und Jubel den Siegeszug Ihres tapferen Heeres vom Mincio bis zum Ticino. Die Tage von Sommacampagna und Custozza gehören nicht Oesterreich allein! sie gehören allen Soldaten deutscher Nation, die ihren Fürsten und ihren Fahnen treu geblieben sind und ewig treu bleiben wollen; sie gehören dem deutschen Waffenruhm, der deutschen Kriegsgeschichte! Gestatten Sie uns daher, Herr Feldmarschall, daß auch wir in Ihnen unsern Feldherrn verehren, denn Ihre Sache ist die unsrige; daß auch wir stolz sind auf Ihre weise und kräftige Führung und auf die Ausdauer und die Tapferkeit, mit der die österreichische

Armee gefochten hat. Unser Glückwunsch und unser Dank sind in jetziger schwerer Zeit noch tiefer gefühlt, noch wärmer und kräftiger, als in gewöhnlichen Zeitläuften. Möge der Tag nicht mehr fern seyn, wo der Ruf des gemeinsamen Vaterlandes uns Gelegenheit gibt, Ihnen zu zeigen, daß wir noch die alten treuen Waffenbrüder früherer Zeit sind, stets und gern bereit, an der Seite unserer tapfern österreichischen Kameraden und mit ihnen gemeinschaftlich die Sache des Rechts zu verfechten und Schlachten zu schlagen. Potsdam, 18. August 1849."

Der kalligraphische Theil dieses schönen Albums ist von Herrn Schütze in Berlin. Den Titel desselben schließt die kleine Ansicht einer deutschen Strandbatterie, feindliche Kriegsschiffe beschießend. Prophetisch: der Hafen von Eckernförde, das Linienschiff Christian VIII. und die Fregatte Gefion.

Die Kunde dieser glänzenden Waffenthat deutscher Truppen kam fast zu gleicher Zeit hier an und wurde mit Jubel begrüßt.

Der Feldmarschall, den diese Aufmerksamkeit außerordentlich gerührt, und der mit großer Freude auch den Namenszug des Königs von Preußen unter der Adresse fand, beantwortete dieselbe an Se. königl. Hoheit den Prinzen von Preußen:

„Durchlauchtigster Prinz, gnädigster Herr! Dem

in tiefster Ehrfurcht Unterzeichneten ist eine Adresse zugekommen, welche das Offiziercorps der königlichen Garde an mich und das Heer unter meinen Befehlen richtete, und worin dieses ausgezeichnete Corps mir seine waffenbrüderliche Theilnahme an den Erfolgen ausdrückt, die Gott, dessen Schutz noch nie von der gerechten Sache gewichen, unsern Waffen verliehen hat. An der Spitze dieser Adresse glänzt vor allen der gefeierte Name Eurer königlichen Hoheit, sowie jener des Prinzen Friedrich. Erlauben demnach Höchstdieselben, daß ich den edlen Prinzen, der so lange und ruhmvoll an der Spitze des ritterlichen Gardecorps steht, zum Organ meines dankerfüllten Herzens wählen dürfe, um die Gefühle auszudrücken, womit dieser Beweis waffenbrüderlicher Theilnahme mich und meine Truppen durchdrungen hat. Zwar immer kleiner schmilzt die Schaar zusammen, die einst auf blutgetränkten Schlachtfeldern Deutschlands Freiheit wieder begründete, aber die Tradition hat das Andenken an diese große Zeit frisch und lebhaft unter uns erhalten. Sie ist der Boden, auf dem der gegenwärtige Geist der deutschen Heere wurzelt und aus dem er seine Nahrung sog. Nimmer soll der Bund zerreißen, den wir dort geschlossen, wenn auch keiner mehr übrig seyn wird von den Männern, die ihn mitgekämpft, den Kampf für Deutschlands Freiheit.

Ja, noch einmal hat das preußische und österreichische Heer Deutschland vom Untergang gerettet, als sie mit treuer Brust die Throne ihrer Herrscher deckten, an deren Stufen schon eine wilde Demagogie zerstörend pochte. Könnte je Bruderzwist diese Heere noch einmal spalten, dann ist es auf immer um Deutschlands Größe und Einheit geschehen, denn nicht mit Theorien, nicht mit Deklamationen bekämpft man den innern und äußern Feind, das beweiset das Land, auf dessen Boden ich jetzt stehe. Doch dahin wird es nicht kommen, so lange noch an der Spitze deutscher Heere deutsche Fürsten stehen. Ja, Deutschland soll groß, soll frei, soll mächtig seyn, aber es soll es mit und durch seine Fürsten seyn, denn nur durch Eintracht, nicht durch Zwiespalt kann dieses hohe Ziel erreicht werden. Möge das preußische, möge das österreichische Heer das Band seyn, das Hohenzollerns und Habsburg Throne unzertrennlich mit einander verbindet, dann werden die Wetterwolken entschwinden, die jetzt noch drohend den Horizont unseres deutschen Vaterlandes umhüllen. Auch in unserer Brust schlägt ein stolzes deutsches Herz, und niemanden räumen wir das Vorrecht ein, deutscher zu empfinden, als wir; aber wir kennen die Geschichte unserer innern Spaltungen, wir wollen nicht, daß diese unglücklichen Zeiten sich wiederholen sollen,

die nur denselben verderblichen Ausgang haben würden, wie ehemals. Ob Fürstenehrgeiz oder aufgewiegelter Volksgeist uns in Bruderzwist und in Verderben stürzen, das gilt gleich. Empfangen Euer königliche Hoheit meine und meines Heeres Huldigungen, und geruhen Höchstdieselben, dem edeln Corps, dessen hoher Führer Sie sind, unsern brüderlichen Gruß zu entbieten. Oesterreichs Krieger reichen durch mich Preußens tapferem Heere die Hand zum Schutz deutscher Freiheit, deutscher Größe, und vor allem deutscher Einigung durch alte deutsche Treue und Tapferkeit." O schöne Wahrheit 1914/15

Meine Zeit in Mailand war nun abgelaufen, und ich blickte mit Freude und Rührung auf die schönen Tage zurück, die ich hier verlebt. Unvergeßlich werden sie mir seyn, unvergeßlich die Erinnerung an den großen Helden, der mich so liebreich aufgenommen. Ich ging, demselben meinen letzten Besuch zu machen.

Vater Radetzky wohnte wieder in der Villa Reale in reizender Abgeschiedenheit von der lärmenden Stadt, ebenso ruhig und still wie früher, und der greise Held erfreute sich nach den Mühseligkeiten des Feldzuges, Gott sey Dank! des besten Wohlseyns. Waren seine schweren Berufsarbeiten beendigt, so ritt oder fuhr er spazieren, oder man sah ihn nach-

denkend in dem schönen Garten der Villa wandeln, sich herzlich freuend an der blauen Himmelsluft und dem frischen Grün des jungen Frühlings, den er schon so oft kommen und schwinden sah.

Stundenlang konnte ich dem alten ehrwürdigen Marschall zuschauen und sehe ihn noch vor mir, wie er hin und her ging zwischen den Blumen und Sträuchern, die sich für mich zu seltsamen Gestalten und Arabesken formten, sein weißes Haupt bekränzend, — jetzt sah ich ihn auf der Höhe von Novara stehen unter einem Baldachin von Pulverdampf, wie er die rechte Hand ausstreckt und freudig hinhorcht auf den immer mehr sich entfernenden Kanonendonner. — Jetzt höre ich seltsame Musik und sehr wunderliche Gestalten — Allah, il Allah — und er, hoch zu Roß, einen feindlichen Baschi herunterhauend, während er ihm den Roßschweif entreißt.

Und das war in den Türkenkriegen, von denen der alte Herr so schön erzählte. — — —

Er reichte mir die Hand, als ich Abschied von ihm nahm, die rechte Hand, die so lange und ruhmvoll den Säbel geführt, und ich bin so glücklich, sagen zu können, daß er mich ungern scheiden sah, denn er sprach ja zu mir: „Kommen Sie bald wieder, Sie gehören zur Familie.“

— — — — — — — — — — — —

Nach diesem Abschied waren mir die andern von Bekannten des Hauptquartiers minder schwer. Ich sagte dem Oberst Schlitter mein Lebewohl — Eberhard war schon ein paar Tage vorher nach Verona gegangen und verließ betrübten Herzens das Hauptquartier.

Im Hofe spielte ein Musikcorps — es waren Böhmen, — die neuaufgezogene Wache richtete sich häuslich ein, legte die Tornister ab, einige reparirten die Zeichnungen zum „Mühleziehen," ein harmloses Spiel, die ihre Kameraden von gestern mit Kreide auf die Steinbänke vor der Villa gemalt, oder setzten sich unter die dichtbelaubten Bäume. Die neuen Wachen spazierten auf und ab, die Musik entfernte sich, gefolgt von Flaneurs aller Altersklassen, und da es um diese Jahreszeit in Mailand zur Mittagsstunde schon ziemlich heiß war, so waren die Straßen in kurzem öde und leer.

IX.

Rückkehr.

Um nicht meine Rückreise nach dem Vaterland auf derselben Straße anzutreten, auf der ich nach Italien gekommen, beschloß ich über den Simplon und Genf zu gehen. Außerdem hoffte ich noch bei der Fortsetzung meiner Reise über Bern, Basel und Karlsruhe einen flüchtigen Blick in die damaligen revolutionären Wirren des unglücklichen Badens machen zu können. Dem Entschluß folgte schnell darauf die Ausführung. Das Packen meiner Sachen raubte mir nicht viel Zeit. Meine Abschiedsbesuche waren bald gemacht. Weniger leicht wurde es mir, von vielen Männern zu scheiden, an welche ich durch die Bande der Dankbarkeit und der gemeinschaftlichen Erinnerung zusammen verlebter großer Ereignisse gefesselt war. Italien verläßt man außerdem selten gern. Das fühlte ich lebendig, als ich den Wagen bestieg, um den Alpen zuzueilen.

Sehr wahr! Wie schön wäre Italien — ohne diese Lumpen von Italienern! 2 mal oder oft dort gewesen.

Von Mailand bis Sesto-Calende führt eine meistens gerade staubige Chaussee, ohne viel Abwechslung. Der Wagen, der mich bis dahin führte, war ein bescheidener Postomnibus mit seinen vielen Leiden und wenig Freuden. Gegen 11 Uhr Morgens gelangten wir nach Sesto, wo unsere Pässe einer strengen Visitation unterworfen wurden. Von hier war ich der einzige Passagier, der mit dem Eilwagen weiter reiste. Den Postomnibus ließ ich zu meiner großen Freude dort zurück.

Sesto-Calende, am östlichen Ende des schönen Lago maggiore gelegen, wo der Tessin hinausströmt, ist ein kleiner ächt italienischer Ort, dessen Häuser mit großen Bogen und Balkonen versehen auf den See hinaussehen. Auf einer Fähre setzten wir über das klare hellgrüne Wasser des weltberühmten Sees und schieden ungern von demselben, als wir drüben die Chaussee mit ihren Staubwolken betraten. Wie ist das Wasser hier so ruhig, so kühl und frisch, wie zeichneten sich in der klaren Frühlingsluft alle Gegenstände so scharf und lieblich in ihm ab! Die dunkeln Häuser an dem hellen Wasser, auf dem Balkon neugierige Mädchengesichter; flatternde Wäsche an dünnen Seilen, faule Schiffsleute, die auf den Treppen, die zum See führen, auf dem Rücken liegen und den Kopf auf die Arme stützen, andere,

die in den schaukelnden Booten auf dem Wasser ihre Glieder behaglich ausstrecken und nur hie und da den Kopf in die Höhe heben und schläfrig der Fähre, die an ihnen vorüber rauschte, nachschauen. Der Postillon schlägt mit seiner Peitsche nach Einem, der faul neben uns herrudert; dieser, den Postillon kennend, erwiedert Scherz mit Scherz und sendet uns mit dem Ruder eine Lage spritzenden Wassers zu, und man trennt sich lachend. Auf der Fähre selbst ist ein blinder Spielmann, der auf das Verlangen von ein paar österreichischen Soldaten, die am Ufer stehen, auf seiner alten Violine: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" spielt. Er ändert aber bald diese Melodie und geht in einen melancholisch klingenden Walzer über, denn der schlaue Alte hält es für unschicklich und gegen seine Interesse, das piemontesische Ufer, gegenüber von Sesto-Calende, mit der Hymne des siegreichen Feindes zu betreten.

Jetzt sind wir in Piemont. Eine abermalige Paßvisitation, ein Mauthhaus. Doch wirkt die warme Frühlingsluft niederdrückend auf die Ausüber der öffentlichen Gewalt. Sie sitzen mit ihren blanklakirten Hüten und rothen wollenen Epauletts unter einem dicken Kastanienbaum. Der Conducteur ruft ihnen zu, er habe nur einen einzigen Passagier; dazu blinzelt er schelmisch mit den Augen und flüstert ihnen zu:

„es sey ein österreichischer Offizier." Er vermuthet es aus meiner Feldmütze. Die Piemontesen greifen an ihren Hut, der Postillon setzt den einen Fuß in den Steigbügel und ehe er noch vollkommen im Sattel sitzt, galoppiren die Pferde lustig davon.

Es war drückend heiß an dem Morgen und die Hitze um so quälender, als wir dicht neben dem See dahin fuhren, dessen kühle Fluthen so verlockend zu einem erfrischenden Bade einluden. Unwillkürlich mußte ich daran denken, als ich vor ein paar Jahren auf dem lieblichen See mit einem kleinen eleganten Dampfboot die grünen Wellen durchschnitt; eine Erinnerung, welche mir den staubigen Weg, auf welchem ich jetzt dahinrollte, doppelt unerträglich machte. Wie schön ist so eine Fahrt auf dem herrlichen Spiegel des malerischen Sees.

Ich reiste damals mit einem guten Freunde, dem vortrefflichen Maler Charles Müller, der eben aus Rom kam, wo er sein zweites großes Bild für den Kronprinzen von Württemberg begonnen. Es war später im Sommer, doch nicht so heiß, wie dießmal. Freilich wehte damals auf dem See ein angenehmer Wind, freilich saßen wir unter dem Zelt am Steuerruder und hatten neben uns eine Foglietta voll sprudelnden Asti und rauchten vortreffliche Cigarren dazu. Müller entwarf Skizzen von der Landschaft,

an der wir vorüberglitten, und von den Passagieren und Matrosen. Es war ein Sonntag oder Festtag. Die Leute kamen aufs Dampfboot und gingen davon, zierlich geputzt; aus allen Dörfern, an denen wir vorbeikamen, tönte das festliche Geläute der Glocken zu uns herüber.

An so eine Vergangenheit denkt man gerne im Postwagen und hofft dabei im Hinblick auf die Gegenwart auf eine bessere Zukunft. So that ich auch. Was ich in jenen Augenblicken im Postwagen dachte, denke ich auch in diesem Augenblick, daß es mir nämlich eine große Befriedigung gewähren würde, den Lago maggiore wieder einmal an einem schönen Tage in angenehmer Gesellschaft zu befahren. Reise nur Jeder dahin, der es möglich machen kann, er wird die frischesten und angenehmsten Erinnerungen für sein ganzes Leben zurückbringen. Italien ist so schön, man verläßt es so ungern und ich starrte während der ganzen Fahrt seitwärts zum Wagenfenster hinaus und nahm den innigsten wehmüthigsten Abschied von jedem Gartenhaus, von jedem Kirchlein, bei dem wir vorüberfuhren.

Vorwärts nach Deutschland mochte ich nicht gerne schauen; auf dem Wege, der dort hinführt, über die hohen schneebedeckten Alpen, welche vor mir lagen, hingen graue drohende Wolken und in Deutschland

sah es traurig aus. Da fanden sich wohl in jenem Augenblick Einer gegen den Andern im Kampfe des unglücklichen Bürgerkrieges.

Gegen 1 Uhr erreichte ich Arona. Die Hitze war niederdrückend und ich fühlte mich glücklich, den engen Wagen für ein paar Stunden verlassen und in dem freundlichen Gasthaus auf einem großen Balkon, der über den See hing, ein vortreffliches Mittagsmahl einnehmen zu können. Während ich dasaß, kam das Dampfboot und legte bei Arona an, um eine Menge österreichischer Offiziere einzunehmen, die heiter und guter Dinge, mit großen Fernröhren bewaffnet, den weltberühmten Inseln des Sees einen Besuch machten.

Nachmittags fuhr ich weiter über Lesa nach Baveno; rechts im See sah ich Isola Bella und Isola Madre, links auf einer kleinen Anhöhe die riesige Bildsäule des heiligen Borromäus. Baveno liegt etwa in der Mitte des Sees und seine Lage unterscheidet sich von der von Sesto-Calende wesentlich. Dieses liegt nach allen Seiten frei in der Ebene, heiter und vergnüglich, Baveno dagegen an die Bergwand geschmiegt, in reizender Stille, wenn auch etwas melancholisch. Der Reisende findet hier in der Post ein gutes Hotel, worauf er in Sesto verzichten muß. Vor den Fenstern desselben wiegen sich auf dem

durch Baumzweige kaum sichtbaren Spiegel des Sees eine große Anzahl von schlanken Schiffen. Von hier aus werden die meisten Besuche nach den Inseln gemacht. Wie reizend ist Isola Bella!

Damals besuchte ich sie mit meinem Freunde Müller; dießmal mußte ich mich von Baveno aus mit dem Anblick begnügen. Wie herrlich ist der Garten auf der Insel, die stillen Haine von Pomeranzen-, Granat-, Lorbeer- und Olivenbäumen! Man glaubt sich auf ein Zauber-Eiland versetzt, in einen Feengarten. Hochstämmige Cypressen und Pinien beschatten kleine Rasenplätze, auf denen plätschernde Springbrunnen eine erfrischende Kühlung verbreiten. Cactus in den seltsamsten Formen und riesenhafte Aloen wachsen an Treppen und Wegen. Und welche Stille herrscht hier! Da der große Palast gewöhnlich unbewohnt ist, so vernimmt der Besucher kein Geräusch als den eigenen Fußtritt, der auf weichem Sand verhallt. Man spricht unwillkürlich leise in diesen dichten Laubgängen; man glaubt hie oder da müsse eine geisterartige Gestalt erscheinen, die, während sie still vorüberschwebe, den Eindringling mit ernstem Blick fragen werde, was er hier suche?

Der eigenthümliche Reiz dieser wahren Feeninsel liegt in der Stille und dem Frieden, der hier, in Verbindung mit der herrlichsten Natur, allenthalben

waltet. Doch hat sie auch schon ihre geräuschvollen Zeiten erlebt, schon hat sich auf ihr der Glanz des äußern Lebens in den großartigsten Verhältnissen entfaltet, schon hat selbst das Kriegsgetümmel, ein glänzendes Hauptquartier die Ruhe der Insel in reges Leben verwandelt.

Daß vor längerer Zeit die Insel einen geräuschvollen, durch weltlichen Glanz verherrlichten historischen Abend sah, ist wohl eine der interessantesten Erinnerungen der weltberühmten Isola Bella. Es erschallte damals Musik in dem stillen Garten, aber es war rauschende Kriegsmusik, das Schloß war erleuchtet, der See rings umher mit Booten bedeckt, aber auf den Booten sah man keine bunten Teppiche und im Garten knisterte auf dem weichen Sande kein Damenfuß. Säbel klirrten und Sporen, Schildwachen schritten im Hofe auf und ab und lärmende Offiziere erfüllten Gänge und Treppen.

Der Obergeneral Napoleon Bonaparte hatte hier sein Hauptquartier. Hier in dem Garten wanderte er, große Pläne schmiedend, wenige Tage vor der welthistorischen Schlacht von Marengo, auf und ab, und hier schnitt er in die Rinde eines Lorbeerbaums, noch lange Jahre nachher sichtbar, das Wort: **Battaglia.** Ahnend hatte er den Lorbeer erwählt, daß er das Wort S c h l a c h t beschatte. Wie oft mag

wohl der große Kaiser auf der heißen schattenlosen Insel im fernen Weltmeer an jenen Abend und an den duftigen Garten der Isola Bella gedacht haben.

Diesen Gedanken überließ ich mich auf der herrlichen Terrasse des Hauses zu Baveno, wo man unter laubigen Orangenbäumen sitzend, die klare Flut des Sees und die schöne Insel gerade vor sich hat. Es war für diesesmal der letzte Gruß an Italien, den ich aus warmem Herzen dem Abend anvertraute. Ich hatte die interessantesten und schönsten Tage während meines dießmaligen Aufenthaltes in dem herrlichen Lande genossen. Ich hatte ein glänzendes Hauptquartier, einen großen Feldherrn verlassen und dachte daher beim Anblick der Insel so gern an den kriegerischen Glanz, der sie erfüllte, als jener andere große General inmitten seiner glänzenden Siegesbahn da weilte. Ich dachte an Isola Bella und an San Angelo, dieses vor Marengo, jenes vor Novara. Die beiden Hauptquartiere mochten wohl so ziemlich dieselben Erscheinungen geboten haben, so groß auch die Verschiedenheit dieser beiden ausgezeichneten Feldherrn seyn mag. Hier ein ehrgeiziger junger General, mächtig gespornt durch den Glanz einer Krone, die er wohl in kühnen Träumen schon vor sich sah, dort ein achtzigjähriger Mann mit dem Feuer der Jugend, der einfach und bescheiden an Ehre und Ruhm nichts

mehr zu erringen hatte, und dessen schönster Titel darin bestand, daß ihn die Soldaten ihren Vater nannten.

So leb' denn wohl, Italien, lebt wohl, Schlachtenlärm und Wachtfeuer! Ich beschließe hier meine Schilderung des italienischen Feldzugs. Von dem schönen Lande selbst scheide ich aber mit dem sehnlichen, ganz besondern Wunsch, der hoffentlich noch erfüllt werden wird: es möge mir noch einmal vergönnt seyn, Dich wieder zu sehen „Vater Radetzky."

Nach einem Aufenthalt von einer Stunde ging der Wagen von Baveno weiter, dem Gebirge zu. Noch eine Strecke dem See entlang zwischen Brüchen von grauem Marmor geht die herrliche Straße. Zur Rechten erblickt man eine reizende Bucht, an welcher das hübsche Städtchen Bellinzona liegt. So wie man den See verläßt und sich nördlich wendet, steigt die Straße schon merklich bergan und man betritt eine anmuthige Gebirgswelt. Man sieht herrliche Waldungen mit üppigen Bäumen, wie sie auch nur an den milden Ufern des Sees gedeihen, schöne saftiggrüne Wiesen und klare kühle Felsbäche, die sprudelnd von der Höhe der Berge kommend sich beeilen, den schönen Lago maggiore zu erreichen.

Von meiner Reisegesellschaft ist nicht viel zu sagen. Ein bejahrter Geistlicher saß mir gegenüber, der anfänglich sehr schweigsam war, nachher aber,

als das erste Els gebrochen war, um so redseliger wurde. Er examinirte mich über den letzten Feldzug, namentlich über die Schlacht von Novara, versicherte mir, wie man auch hier am See den Sieg der Oesterreicher nicht habe glauben wollen — er selbst natürlich ausgenommen — und wie es aber jetzt dem ordentlichen Bürger vollkommen recht sey, daß der alte Herr wieder mit fester gewaltiger Hand die Zügel ergriffen. „Sie können sich nicht denken," sagt er, „wie in jedem Dorfe oft ganz schlechte Subjekte, denen man sonst keinen Liar geborgt hätte, bei der unruhigen Zeit zu Macht und Ansehen kamen. Wer am besten schreien und auf die österreichische Regierung schimpfen konnte, der hatte die Oberhand, und solche Kerle waren gewaltthätig, brutal, und, wenn sie auch von den meisten Leuten verabscheut wurden, so hatte doch Niemand den Muth, gegen sie aufzutreten. Aber ich versichere Sie," fuhr er fort, „jetzt sind wir Alle froh, daß es so gekommen ist, und viele sogar von der andern Partei haben eingesehen, was es heißt, wenn die Obrigkeit gezwungen ist, den Griff des Schwertes fahren zu lassen und sich die erste beste Hand desselben bemächtigt."

Der Mann hat nicht so Unrecht, dachte ich seufzend, und blickte hinauf zu den Bergen, hinter welchen das deutsche Land lag.

Ferner befanden sich im Wagen ein Paar alte Italienerinnen, zwei Schwestern, von welchen die eine in Vogogna eine verheirathete Tochter hatte, die sie beide besuchen wollten. Während weniger Stunden fuhr auch ein schwarz gekleideter Herr mit uns, eine wohlgenährte, zufrieden aussehende Figur, und wie mir der Conducteur erzählte, Notar in einem seitwärts der Straße liegenden Dörfchen, der das Unglück gehabt, sich in zwei schöne Schwestern gleichzeitig dergestalt zu verlieben, daß er nicht im Stande war, mit sich darüber in's Reine zu kommen, welcher er den Vorzug ertheilen und mit seiner Hand beglücken solle, weßhalb er am Ende beschloß, vor der Hand gar keine zu heirathen. Der Notar und die beiden Schwestern lebten nun nichts desto weniger auch unverheirathet in bester Harmonie zusammen.

Es war schon dunkel, als wir Domo d'Ossola erreichten, ein kleines Städtchen, dicht am Fuß des Simplon an der Tosa gelegen, über welche hier eine lange Brücke führt. Früher ging der Eilwagen von hier Morgens früh weiter, jetzt aber hatte man die Fahrt anders eingerichtet, weßhalb ich denn schon gegen zehn Uhr Abends mit dem Conducteur und einem einzigen Passagier die Weiterreise über die Berge antrat. Mein Begleiter war ein italienischer Viehhändler,

der auf erschreckliche Weise nach Knoblauch roch und mich trotz meines gänzlichen Stillschweigens über die Theorie des Viehhandels einige Stunden lang unermüdlich aufklärte. . .

Die Simplonstraße, im Jahr 1806 von Napoleon angelegt, war eine der bessern und schönsten Kunststraßen der damaligen Zeit. Mit hunderten von Brücken führte sie durch die wildeste Alpennatur mit all ihren Schönheiten und Schrecken. Diese Schönheiten und Schrecken der Natur sind nun freilich geblieben, die Straße ist auch noch da, aber fast ganz verwahrlost. Von den frühern soliden Brücken z. B. sind manche gänzlich verschwunden, und man hat sie durch Baumstämme ersetzt, welche unter den dahin rollenden Wagen wanken und krachen. Durch die Freundlichkeit des guten Viehhändlers wurde ich von den gefährlichsten dieser Stellen unterrichtet, noch lange vorher, ehe wir dahin kamen, und wenn wir sie erreicht, so zeigte er mir bei schwachem Mondlicht und dem zitternden Schein der Wagenlaternen morsche Geländer, abgerissene Straßentheile und schwankende Brücken, die oft so schmal waren, daß ein Mensch nicht gut neben dem Wagen hätte hergehen können. Auch wußte er eine Menge von Unglücksfällen aller Art, die hier passirt waren, und wenn er dieß Thema gründlich abgehandelt hatte, so

kam er immer wieder auf besagten Hammel zurück und pries — die Mastochsen von Tessin.

Die Simplonstraße ist im Frühjahr und Herbst stark von Lawinen heimgesucht, weßhalb man prachtvolle Gallerien in die Felsen sprengte, die oft mehrere hundert Fuß lang sind. Von außen stürzen rauschende Felsbäche auf sie herab; kein Strahl des Mondes dringt in diese Gewölbe, der Wagen rasselt auf dem Gestein des Bodens, und man fühlt sich gerade nicht behaglich. Zu einem weitern Schutz gegen die Lawinen hat man an der Straße kleine Häuser erbaut mit der Aufschrift „Refuge,“ und in diesen Zufluchtsörtern wohnten auch die Straßenaufseher, und man konnte da einige Lebensmittel bekommen. Viele von denselben stehen aber jetzt leer, bei einem andern dagegen, welches noch bewohnt ist, hielten wir gegen zwei Uhr Morgens.

Der Viehhändler stieg aus, um einigen Schnaps zu genießen, und beschwor mich, ein Gleiches zu thun, da die eisige Morgenluft auf dem Berge einem nüchternen Magen durchaus nicht zuträglich sey. So bald der Schnaps mit Brod und Ziegenkäse verzehrt war, fuhren wir weiter.

So warm es am Tage gewesen, so kalt war es jetzt gegen Morgen hier in den Bergen. Endlich graute der Tag; wir erreichten das Dorf Simplon,

wo uns der Viehhändler verließ und wir in dem einzeln stehenden Posthause einen ziemlich ordentlichen Kaffee bekamen. Wie nüchtern sah aber hier Alles im ersten Grauen des Tages aus! das Haus mit doppelten Fenstern, in dem mächtigen Ofen eine große Gluth, die wohl zu ertragen war, und draußen in der Natur kaum ein Zeichen des erwachenden Frühlings. Vor uns in der Höhe gewaltige Schneemassen, die kleinen Bergwasser an den Ufern mit Eis besetzt, die Wiesen noch grau und erstorben; es war ein trauriger Unterschied zwischen gestern Nachmittag, wo ich zu Baveno saß in der warmen würzigen Luft, unter Lorbeern und Orangen.

Bei dem einigermaßen gefährlichen Wege, der von hier vor uns lag, hatten wir obendrein heute noch die unangenehme Ehre, die Spitze des Berges zum erstenmal nach dem Winter auf den Rädern des Wagens zu passiren. Bisher war man auf Schlitten gefahren. Bis zu dem alten Hospiz, das seitwärts im Grunde liegt, ging es ziemlich gut, dann aber fuhren wir durch Hohlwege, in den Schnee eingeschnitten, die eine außerordentliche Höhe hatten. An besonders gefährlichen Stellen wurde der Wagen durch Schutzmannschaften gehalten. So gelangten wir gegen sechs Uhr Morgens auf die Höhe des Simplon, und abwärts ging es in den ersten zwei Stunden

in der That sehr unangenehm und gefährlich. Die Straße, welche beständig an einer Bergwand von ein paar tausend Schuh Höhe hinläuft, ist nicht übermäßig breit und sieht in der Entfernung wie ein Faden aus, der leicht um die Wand geschlungen ist. Man begreift oftmals nicht, wie nur ein einzelner Mensch da Platz zum Gehen haben könne. Diese Straße war nun heute auf vier bis sechs Schuh hoch mit einem Schneedamm bedeckt, der, oben viel schmaler als unten, den Pfad bedeutend verengte. Wenn ich zuweilen schüchtern aus dem Wagenfenster hinaussah, so bemerkte ich rechts die hohe Bergwand so nahe, daß man sie mit der Hand erreichen konnte, links aber einen ungeheuren Abgrund und so dicht an unserer Seite, daß die Schneestücke, welche hie und da von den Rädern abgeschnitten wurden, unaufhaltsam in das Thal hinabrollten. Für diese Fahrt, nicht ohne Gefahr, hatte unser Wagen dagegen die Ehre, mit einem kleinen Tannenbaum verziert zu seyn, an welchem bunte Bänder flatterten, und an dem eine Inschrift befestigt war, welche besagte: dieß sey der erste Wagen, welcher in diesem Jahre auf Rädern über den Berg komme.

Nach und nach wurde der Schnee, auf dem wir fuhren, weniger, endlich klapperten die Hufe der Pferde auf Sand und Steinen und gegen

zehn Uhr Morgens kamen wir wohlbehalten nach Brieg.

Es war Sonntag, und in diesem kleinen sehr stillen und langweiligen Orte mußte ich bis Abends sechs Uhr bleiben. Die einzige Unterhaltung, die der Ort bot, bestand in einer Gesellschaft acrobatischer Künstler, die, drei Personen stark, Mittags auf zwei Pferden und einem Esel durch die Stadt zogen und eine Vorstellung für Nachmittags drei Uhr ankündigten. Die Hauptperson war eine schrecklich magere, alte und häßliche Frau, die in einem rothen Spencer, weißem Unterkleid, fürchterlich geschminkt auf einem Pferde saß und die Trompete blies. Es war ein kläglicher Anblick und ebenso die Vorstellung, die sie gaben. Die Frau als Hauptactrice hatte gewiß einmal eine bessere Zeit erlebt; sie war nicht ohne Talent und Geschicklichkeit, aber wahrhaft grauenerregend ihre Bemühungen, jung und elegant zu erscheinen. Tiefster Jammer sprach aus ihren Zügen, und das Weinen schien ihr beständig näher als das Lachen zu seyn. Der Bajazzo hatte seine Rolle auf eine neue, aber entsetzliche Art aufgefaßt. Seine eingefallenen ungeschminkten Wangen glänzten von einer hektischen Röthe, der arme Mensch war im höchsten Grade brustkrank und karrikirte sich selbst und seine fürchterliche Krankheit.

Ich war froh, als ich wieder in dem, wenn gleich sehr gefüllten Postwagen saß. Bis hieher hatte ich von politischen Stürmen, welche von Frankreich und Deutschland nach der Schweiz wehten, nichts bemerkt. In Italien war der Krieg wie ein schweres Gewitter vorübergezogen und das Leben schien sich wieder angenehm und freundlich zu gestalten. Die meisten waren froh, daß alles so gekommen sey. In den Bergen war es ruhiger; da grünte unten Alles in der Farbe der Hoffnung, und auf der Spitze war man weiß gesinnt. Auf dem Wege aber von Brieg nach Sion und Martigny wurde hinter mir im Innern des Wagens heftig politisirt; in Sion versammelte sich der große Rath, es war irgend eine Wahl im Gange, und der Conducteur wurde noch in der Nacht ersucht, den harmlosen Tannenbaum von unserm Wagen zu nehmen, man könnte ihn sonst für die Demonstration irgend einer Partei halten.

Auf den verschiedenen Stationen kamen immer neue Passagiere zu uns; es erschienen viel schäbige Schlapphüte und viel wildes Bartwerk. Es wurde für die französische Republik geschwärmt und von einzelnen der bezeichneten Individuen die badische Erhebung stark belobt. Ich glaube, es war in Monthey, wo wir zu einem kleinen schlechten Frühstück in einen großen, ziemlich leeren Saal getrieben wurden. Meine

österreichische Feldmütze schien einigen der Passagiere durchaus nicht zu gefallen, und als ich mich mit andern gleichgesinnten Passagieren ziemlich offenherzig über die badischen Zustände und die aufkeimende rothe Republik aussprach, schlug eines der bärtigen und beschlapphuteten schäbigen Individuen mit der Faust auf den Tisch und rief aus: „va pour les rouges!“ eine Aeußerung, die übrigens mit mir einige der anwesenden Schweizer sehr übel zu nehmen schienen, die den Frieden des Posthauses beinahe gestört und um ein Haar das besagte Individuum in unfreiwilliger Weise vor die Thüre gesetzt hätten.

Doch beruhigten sich die erhitzten Gemüther wieder, wir krochen, nach eingenommenem Kaffee, auf unsere Plätze zurück, ich befand mich angenehmerweise im Coupé, und so fuhren wir endlich weiter an einem der herrlichsten Maimorgen, erreichten nach einigen Stunden Villeneuve und den lieblichen Genfer See. Links tief im Wasser sah ich das alte Schloß Chillon, rechts ließen wir die bekannten reizenden und durch ihre Bewohner berühmten Landhäuser liegen, kamen gegen eilf nach Vevay und Abends fuhr ich, leider bei Regenwetter, auf dem Dampfboote nach Genf.

X.

Ein Stück Revolution.

Von Genf an, wo ich einen Tag verweilte, ging ich über Bern nach Basel, der schönen, aber sehr langweiligen Stadt am Ufer des Rheins. Hier findet man einen sehr guten, neuerbauten Gasthof: „Zu den drei Königen," der an Eleganz und Pracht den berühmten Hotels am Mittel- und Niederrhein in nichts nachsteht. Daselbst im großen weiß und goldenen Speisesaal saß neben mir ein junger Mann und seufzte tief und laut, während er die letzten Reste Rheinwein mit einem ungemein wehmüthigen Ausdruck aus seinem grünen Römer trank. Der Kellner besorgte mir eine Eisenbahnkarte von Efringen bis Durlach, und auf meine Frage, ob im Gasthof Reisegesellschaft sey, deutete er auf den neben mir sitzenden Herrn. Der Herr war ein Handlungsreisender aus Preußen und wir wurden bald bekannt. Um das im schrecklichen Aufruhr begriffene badische

Land zu vermeiden, wäre er gerne über Straßburg gereist, aber die grausame Handelspolitik seines Hauses, welche ihm befahl, in Baden und Karlsruhe einige Incasso's zu machen, nöthigte ihn, den Weg über Efringen und Freiburg zu nehmen. Er war bereit, nöthigenfalls das Leben für sein Haus zu opfern. Ich sprach ihm, so viel mir's möglich, Muth ein und gab ihm heilsame Rathschläge, unter andern den, sich als Freischärler zu maskiren. Er behauptete aber, zur Durchführung dieses Charakters durchaus kein Talent zu besitzen; man würde ihn als des Spionirens verdächtig anhalten, nach Rastatt bringen und vielleicht füsiliren. Er wollte nöthigenfalls sterben, wie er gelebt, gekleidet nach dem neuesten Schnitt, mit vier Ringen an jeder Hand, großer Uhrkette und einer sehr herausfordernden Busennadel. — Wer aber auch auf der Tour durch die Schweiz so viel entsetzliche Geschichten über das badische Land zu hören bekommen, wie wir, dem konnte wohl auf die Durchfahrt bange werden. In Genf erzählte ein Franzose der entsetzten Tischgesellschaft, in Karlsruhe sey die Guillotine permanent erklärt, beim Eintritt ins Badische werden die Pässe der Reisenden aufs strengste untersucht, und letztere, bei einigermaßen verdächtigem Befund nach Rastatt vor das Revolutionstribunal geschleppt.

Es war ein wunderschöner, klarer und freundlicher Frühlingsmorgen, als wir Basel und die Schweiz verließen. Ich stieg auf die Imperiale, und mein preußischer Leidensgefährte kletterte mir bald nach, wobei er mir flüsternd versicherte, das Innere des Wagens sey größtentheils mit „Gestalten" besetzt; auch habe er gehört, wir würden bei Efringen auf die achttausend deutschen Arbeiter stoßen, die aus der Schweiz ihren badischen Brüdern zu Hülfe kommen. Der Tag war herrlich, die Felder prangten im frischen Grün, tausend und aber tausend Blüthen bedeckten die Obstbäume und unzählige Lerchen stiegen jubelnd empor und schmetterten ihr Morgenlied. In der ganzen Natur herrschte der tiefste Frieden, die Leute auf dem Felde gingen ihrem Geschäfte nach, die grünen badischen Zollbeamten sonnten sich am Mauthhause der Leopoldshöhe und untersuchten aufs harmloseste unsere Koffer; nach Pässen wurde nicht gefragt. Kurz, an der Grenze dieses insurgirten Landes war nichts Verdächtiges zu sehen, als daß an den badischen Eisenbahntarifen das Wort Großherzogliche mit einigen kühnen Bleistiftstrichen vertilgt war. Einige der Gestalten des Wagens verließen uns hier und gingen zu Fuß ins Land hinein. Wir fuhren weiter und mein Mitreisender begann aufzuthauen, als wir mit einemmal vor uns auf der

Straße einen Trupp Menschen gewahrten, die ebenfalls nach Efringen zogen. „Sehen Sie," sagte mein Nachbar, „das ist der Nachtrab der Arbeiter." Es waren wirklich abenteuerliche Gestalten; ernst und feierlich zogen sie daher, Auge und Mund dem Himmel zugekehrt; von keinen irdischen Gütern beschwert — auch nicht ein Einziger hatte ein Loth Gepäck bei sich — und dazu sangen sie: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Es schienen Handwerksbursche von verschiedenen Zeichen. Ihr Führer hatte die Hände auf dem Rücken unter den Schößen eines fadenscheinigen schwarzen Fracks verborgen, und sein Gesicht war mit einem Bart verziert, wie ich nie einen gesehen; derselbe reichte bis zu den Knien in angemessener Breite und war wahrhaft fürchterlich. Auch die andern hatten in Bartwuchs das Mögliche gethan, und auf den Gesichtern der meisten ragte die Nase wie ein einsamer Wachthurm zwischen wildem Urwald hervor. Als wir Efringen näher kamen, begegneten uns auch Soldaten, Dragoner, Infanterie, und alle freuten sich sichtbarlich der neu errungenen Freiheit; zu zwei und drei zogen sie dahin Arm in Arm und forderten ihr Jahrhundert in die Schranken; dabei hatten sie die Mützen schief aufs Ohr gesetzt und trugen neben den badischen und deutschen Farben mächtige rothe Schleifen. Wie mir, der so eben von

der vortrefflich österreichischen Armee kam, diese verwilderte Soldateska wohl that, kann man sich denken. Ich glaubte, nicht nur seit den letzten Tagen hundert Stunden Weges gemacht zu haben, sondern auch hundert Jahre vorwärts oder vielmehr rückwärts gekommen zu seyn.

Obgleich es noch sehr frühe am Tag war, schienen doch die meisten der Herren Soldaten schon stark gefrühstückt zu haben, und wenn sie auch keinen Unfug begingen, so machten sie doch mit ihren offenen Uniformen, ihrem nachlässig umgeworfenen Lederzeug, ihrer gänzlichen unmilitärischen Haltung einen höchst unangenehmen Eindruck. Viele Dragoner kamen aus den Häusern am Weg; sie hatten den langen Reitermantel umgehängt und schleppten ihre Säbel gewaltig. Man las in ihren herausfordernden Mienen so recht das Bewußtseyn ihrer großen Wichtigkeit; sie waren voll Errungenschaften und geistigen Getränks, und jeder sah in sich schon einen selbstgewählten Führer. Ich glaube, so lange die Welt steht, ist ein so schmählicher Abfall von der Fahne, wie der des badischen Militärs, noch nicht vorgekommen. Ich freute mich sehr über das Verhalten einiger Eisenbahnbeamten, die das unentgeltliche Spazierenfahren des Militärs durchaus nicht duldeten und sie aus den Waggons wiesen, wenn sie die Fahrt nicht bezahlen wollten.

Bis Freiburg hatte Alles, was wir sahen, das eben Beschriebene abgerechnet, noch keinen außergewöhnlichen Anstrich. Hie und da erschienen Freischärler, fuhren eine kleine Strecke mit dem Zuge und verschwanden wieder; einzelne Turner in grauleinenem Anzug mit rothen Halsbändern und schweren Hirschfängern gingen wohl in den Bahnhöfen am Zuge auf und ab und blickten forschend in die Wagen, freundlich in die der dritten und vierten Klasse, ernst und bedeutungsvoll in die der zweiten, wo wir saßen, und mein Reisegefährte fuhr wohl zehnmal mit der Hand nach seinem Passe, um sich zu legitimiren, daß er ein Handlungsreisender und kein Aristokrat sey. Dem Manne schwebte die große französische Revolution mit allen ihren Schrecknissen beständig vor Augen, und am meisten beunruhigte ihn, daß er ein Preuße sey, ein Unterthan des Czaren an der Spree. Indessen legten wir, von der schnaubenden Locomotive gezogen, Station um Station zurück, ohne daß uns etwas Unangenehmes begegnete. Bald hinter Freiburg mehrten sich die Soldaten aller Waffengattungen mit und ohne Gepäck. Jubelnd und singend kamen sie daher, große rothe Bänder an Tschako's und den Bajonneten. Vorn im Zuge hatten sie eine Klarinette, die mit schreienden Tönen und zwar sehr verstimmt, lustige Tanzweisen spielte. Während des

Fahrens, beim Rasseln und Schnauben hörte man nur einzelne klägliche Töne derselben, wenn aber der Zug hielt, entfaltete sich die Melodie in ihrer ganzen Herrlichkeit. In Emmendingen fuhr mein Reisegefährte vor Schreck zusammen und sagte: „Um Gotteswillen, sehen Sie den Mann da!“ Ich sehe hin, das mußte nothwendig ein Stück der provisorischen Regierung seyn. Ein langer, noch junger Mann mit Urwühlerbart, auf dem Kopf den schwarzen Schlapphut, die sehr breite deutschfarbene Binde über die Schulter gehängt, an der Seite einen schwarzen Säbel mit gelbem Griff, so stand er da, mit untergeschlagenen Armen, gespreizten Beinen, ein würdevolles Bild der errungenen Freiheit und provisorischen Gewalt. „Der fehlte uns noch!“ meinte mein Reisegefährte, und seine Nase wurde ordentlich spitz und lang, als sich der Beschriebene vor unsere Wagenthür stellte, dem Conducteur mit einer einzigen Handbewegung zu öffnen befahl und sich an unsere Seite auf die Kissen warf, gerade wie er draußen gestanden, mit untergeschlagenen Armen und weit gespreizten Beinen. Nachdem er Alles, was er um und an sich trug, abgepackt und neben sich auf die Bank gelegt hatte, nahm er im zwölfsitzigen Wagen mindestens acht Plätze weg; hierin kamen auf die Brieftasche und deren Inhalt allein vier Plätze. Er

musterte nun die Papiere Blatt für Blatt durch. Es schienen Tagsbefehle, Quartierlisten, auch waren viele mit Bleistift geschriebene Zettel dabei. Dem Conducteur, der jetzt das Fahrbillet forderte, hielt er eines dieser Papiere, das mit einem großen Siegel versehen war, vor die Nase und schmetterte alle Bedenken mit einem einzigen Worte „Regierungsmitglied" vollständig zu Boden. So saßen wir denn in der Höhle des Löwen, und der Handlungsreisende, gebannt durch die schwarz-roth-goldene Schärpe, war nicht im Stande ein Auge vom Träger derselben zu verwenden. Dieser stützte den Kopf gedankenvoll auf den Arm, hob den Bleistift an die Nase und murmelte, während er würdevoll und ernst an die Wagendecke hinaufsah, unverständliche Worte. Darauf notirte er ein paar Worte mit Bleistift, sah uns forschend an, ob wir auch seine Geschäftigkeit bemerkt, und warf sich dann in die Wagenkissen zurück, um gleich darauf ans Fenster zu fahren und den Conducteur mit lauter Stimme zu ermahnen, die Abfahrt des Zugs zu beschleunigen. Endlich pfiff die Locomotive; die Klarinette verstummte, und wir fuhren weiter. Alle an der Bahn lungernden Soldaten, sowie alle Bürger, die einigermaßen gesinnungstüchtig aussahen, wurden vom Regierungsbeamten mit einer herablassenden Handbewegung gegrüßt, was

indessen von den Betreffenden nicht absonderlich beachtet wurde.

So kamen wir nach Lahr, wo auf dem Bahnhofe ein lustiges, wildes Treiben herrschte. Zahlreiche betrunkene freie Soldaten lärmten und jubelten, selbstgewählte Führer, denen die neue Offiziersuniform gar nicht vortheilhaft stand, und denen der Degen beständig zwischen die Beine kam, bemühten sich vergebens einigermaßen Ruhe und Ordnung herzustellen. Nicht als ob die Soldaten etwas Unerlaubtes gethan hätten, Alles war ihnen ja erlaubt; aber sie störten einigermaßen die Eisenbahnordnung, indem sie das Zeichen zur Abfahrt nicht achteten, oder die ihnen angewiesenen Plätze nicht einnahmen, oder geistig erheitert, wie sie waren, oben auf die Wagen hinaufkletterten. Der Regierungsbeamte, welcher seine große Schärpe um den Leib geschlungen hatte, bemüht sich ebenfalls umsonst die Söhne des Vaterlandes zur Ordnung zu bringen, und alle seine Anreden, reichlich gespickt mit „Bürger" und „Freunde," hatten keine Wirkung. Die militärischen Brüder setzten sich doch hoch hinauf auf die Wagen und einer derselben ließ den Zug eine Zeitlang anhalten, bis er seine Pfeife gefunden, die ihm zwischen die Räder gefallen war, und bei all diesem Lärm und Spektakel schrie die Klarinette lauter als je und jubelte in den entsetz-

lichsten Klagetönen: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt ꝛc."

Zu Vermehrung des wüsten Lärms auf den Bahnhöfen befand sich auf jedem derselben eine Wache, die unter Gewehr, zuweilen auch unter die Sense oder den Säbel trat, wenn der Zug ankam. Es mochten ganz ehrenwerthe Leute seyn, diese Wachtmannschaften, aber wie sie dastanden, in den großartigen badischen Bahnhöfen, neben der brausenden Locomotive, ihrer acht bis zehn in Blousen und Jacken, Ueberröcken und Fräcken, mit allen nur erdenklichen Waffen, hatte ihr Anblick etwas traurig Komisches.

Hier erhielt unsere Gesellschaft im Wagen einen Zuwachs durch die Person eines Freischaarenoffiziers. Er war gekleidet, wie man sich Hecker denkt:

Eine Feder auf dem Hut,
Dürstend nach Tyrannenblut,
Große Stiefeln, Wassersohlen,
Säbel trägt er und Pistolen.

Dazu trug er eine blaue Blouse, war eine dicke behäbige Gestalt und hatte im Gegensatz zu den fürchterlichen Waffen ein vergnügtes, menschenfreundliches Gesicht. Er war ein badischer Flüchtling, hatte sich lange in Straßburg aufgehalten, und war nun zurückgekommen, um am Feldzug Theil zu nehmen. Das

wußten wir alles in den ersten fünf Minuten. Vor dem Regierungsbeamten rückte er ehrfurchtsvoll den Hut, dieser examinirte ihn ernst und würdevoll, wie es einem Mitglied der provisorischen Regierung zustand. Bürger, Sie werden einen Paß oder Ausweis bei sich haben?" — „Ja wohl, Bürger Regierungsbeamter. Ich bin vom Obercommando der Volkswehr auf zwei Tage nach Straßburg beurlaubt." Damit übergab er ihm ein Papier. „Schon gut, Bürger Schnepff. Sie haben Geschäfte in Straßburg?" — „Ich habe dort meine Frau und Effekten, und da ich dem Rufe der Regierung schleunigst Folge leistete, konnte ich nichts mitnehmen, als was ich auf dem Leibe trage. Ueberhaupt ist es mir sehr schlecht gegangen, Bürger Regierungsbeamter." Und nun erzählte der Offizier seine Geschichte, die wirklich traurig genug war, und während dieser Erzählung rollten ihm die Thränen über die Wangen herab. Schüchtern sagte er zum Regierungsbeamten, er glaube ihn früher schon gesehen zu haben, und nach einigem Hin- und Herrathen einigten sich beide dahin, es müsse im Rebstock zu Straßburg bei Hecker gewesen seyn. Schon auf der nächsten Station verließ er den Wagen wieder, nachdem er vom Regierungsbeamten dringend ermahnt worden, ja morgen zur rechten Zeit wieder in Karlsruhe einzutreffen, da das Bataillon wahrscheinlich

marschiren werde. Der dicke Freischärler nahm von uns allen herzlichen Abschied, versicherte dem Bürger Regierungsbeamten auf sein Wort, daß er morgen pünktlich eintreffen werde und setzte hinzu: „Bürger, wenn ich morgen nicht zur rechten Zeit da bin, so könnt ihr mich erschießen lassen."

Der Regierungsbeamte verließ einen Augenblick den Wagen, und es stieg eine andere Figur ein, die ich im ersten Augenblick nicht zu klassificiren wußte. Es war ein Mann in den fünfzigen, anständig gekleidet, mit kurz geschorenem grauem Haar, einem weißen Hut und blauer Brille, er hatte ein unangenehmes verschmitztes Gesicht und lächelte beständig, sowohl bei unserem Anblick, als beim Anblick der Wachmannschaft auf dem Bahnhofe und der lärmenden Soldaten in den Wagen. Der Beamte kam zurück und setzte sich dem Neuangekommenen gegenüber. Beide betrachteten sich eine Weile forschend, dann zog die blaue Brille lächelnd ein Papier aus der Tasche und überreichte es dem andern. „Aha!" rief dieser, „Sie sind der Armeelieferant N. aus Straßburg." Als Antwort flog ein vergnügtes Lächeln über die Züge desselben, ein Lächeln, das wie dreihundert und mehr Procent aussah und sagen wollte: macht nur immer provisorische Regierungen, ich allein habe den Profit davon. Nachdenklich blickte

der Beamte wieder in seine Papiere, da kam der Conducteur an den Schlag und ersuchte den Lieferanten sich in die dritte Wagenklasse zu begeben, wohin sein Freibillet laute. „Lassen Sie den Bürger hier," sagte der Beamte. „Entschuldigen Sie," entgegnete der Conducteur, „der Dienst befiehlt mir, dem Herrn seinen richtigen Platz anzuweisen." — „Der Bürger bleibt hier!" versetzte der Beamte; „ich bin aide de camp des Generals und habe mit dem Bürger-Armeelieferanten Namens der Regierung Wichtiges zu besprechen." Der Conducteur zog sich zurück, der aide de camp lehnte sich in die Wagenkissen zurück und sagte zum Lieferanten, der ihn still lächelnd, aber, wie es schien, mit bewunderungsvoller Hochachtung ansah und zugleich mit einem Seitenblick auf uns: „Man muß den Leuten imponiren, aber auch die Macht dazu in Händen haben; noch ein Wort vom Conducteur und ich hätte mir einen Extrazug einspannen lassen." — Die Locomotive pfiff, der Zug verminderte seine Schnelligkeit, wir hielten an und die Klarinette vorne im Zug jauchzte entsetzlich laut auf. Im Bahnhof derselbe Lärm, dasselbe Gewühl. Der Adjutant verließ den Wagen und ich benützte den Moment, mich äußerst bescheiden nach dem Namen des Mannes zu erkundigen. Der Lieferant, an den ich mich deßhalb wendete, und der

mir ansehen mochte, daß ich nicht zu den Rothen gehörte, zuckte sonderbar lächelnd die Achseln und sagte: „Mein lieber Herr, wer kann alles das kennen!" Ich stieg aus, kaufte in der Restauration ein Butterbrod, stellte mich speisend zu einem der Conducteure und fragte ihn im gleichgültigsten Tone von der Welt nach dem Namen des Bürger-Armeelieferanten, bekam aber zur Antwort: „Hör'n Se mal, des is viel verlangt, daß mer de Name von dene Kerls all' wisse soll." Kopfschüttelnd nahm ich meinen Sitz wieder ein. Der Adjutant hatte dießmal mehr als gewöhnlich auf dem Bahnhof zu thun und stand in seiner beliebten Stellung noch immer da, als die Locomotive bereits pfiff. Umsonst winkte der Lieferant, umsonst ersuchte ihn der Conducteur eilig einzusteigen, er versicherte beide auf das Herablassendste, der Zug werde ohne ihn nicht abfahren und darauf begab er sich mit aller Bequemlichkeit an seinen Platz, worauf sich der Armeelieferant ganz entzückt über die bewiesene Kaltblütigkeit aussprach und versicherte, das sey des Soldaten schönste Eigenschaft. Wir näherten uns Rastatt; da rief der Badener: „Sehen Sie dort unsere Festung? nicht mehr die Zwingburg österreichischer Stockhelden und preußischer Croaten!" Der Lieferant blickte mit geheimer Freude auf die ehemalige Reichsfestung, wo das schwarz-

roth=goldene Banner wehte, und wohin er wahrscheinlich viel verdorbenes Mehl und schlechten Speck geliefert hatte. Da lagen die schönen Werke vor uns, in der Sonne funkelten die neuen Geschütze und badische Soldaten saßen in langen Reihen auf den Brustwehren und ließen die Beine zierlich herabhängen. — Wir fuhren weiter nach Karlsruhe. „Apropos," sagte der Lieferant, „habt ihr wirklich in Karlsruhe seinen Marstall und seine Wagen verkauft?" — „Gott bewahre," erwiederte der Beamte, „ich habe gestern noch eins der Leibpferde geritten." Der Bahnhof der badischen Hauptstadt war geräuschloser, als ich erwartet hatte. Mein preußischer Reisegefährte stieg mit ziemlich erleichtertem Herzen aus und verließ mich hier. Durlach war verödet, nicht einmal Bürgerwache befand sich dort. Mit dem Zuge selbst fuhren nur Soldaten in der dritten und vierten Klasse, die zweite Klasse war fast ganz leer, und in der ersten Klasse hatte, wie der Dichter von dem Kaiserpalaste in Stambul sagt, die Spinne ihr Netz aufgehangen. — In Durlach verließ auch ich die Bahn, um mich ostwärts zu wenden.

XI.

Stuttgart.

Der Eilwagen, der von Durlach nach Stuttgart fährt, war bereits besetzt, als ich auf der Eisenbahnstation ersten Ortes ankam, und ich meldete mich auf dem Postbüreau zu spät, um noch als alleiniger Beichaisenpassagier angenommen zu werden, weßhalb ich meine Zuflucht zu einem der zahlreichen Omnibus nahm, welche, ein irdisches Fegfeuer, zum Nutzen der Reisenden denselben Weg nach der württembergischen Residenz machten. Wir waren in dem Wagen eng zusammengepfropft, und als derselbe nach langen Vorbereitungen endlich von drei schlechten Pferden in Bewegung gesetzt wurde, krachte er in allen Fugen, verschob seine Ecken auf eine bedenkliche Art und wackelte langsam, man konnte sagen kopfschüttelnd aus der gesinnungstüchtigen Stadt Durlach auf die freie deutsche Chaussee hinaus. Diese freie deutsche Chaussee sah aber auch stellenweise gar zu sonderbar

aus. Ueberall befanden sich badische Volkswehren in kleinen Trupps mit Sensen, alten Musketen und dergleichen bewaffnet und exercirten nach Herzenslust. Da nun Baden in diesem Augenblicke ein freies deutsches Land war, so hatten sich diese Volkswehren immer mitten auf den Fahrweg der Chaussee aufgestellt, obgleich rechts und links Platz genug gewesen wäre, und zwangen auf diese Art mit großer Genugthuung die ebenfalls freien badischen Omnibusführer, mit ihrem Gefährt eine ewige Schlangenlinie zu beschreiben. Zuweilen stand diese Volkswehr auch in zwei bis drei Gliedern, und alsdann fehlte an einem Hineinfallen in den deutschen freien Chausseegraben unsererseits außerordentlich wenig. Meine Reisegesellschaft bestand größtentheils aus Frauenzimmern, die alle nach Württemberg reisten, um der zu stark emporkeimenden badischen Freiheit zu entgehen; auch befand sich ein Papagei in einem messingenen Käfig auf dem Wagen — es war eigentlich eine Papageiin — und auf dieselbe hatte all der Lärm, all das merkwürdige Getreibe in Baden einen solchen erschrecklichen Eindruck gemacht, daß sie sich veranlaßt sah, in der vergangenen Nacht ein Ei zu legen, was von einem derartigen Vogel, der sich seit undenklichen Jahren in Einzelhaft befindet, doch jedenfalls von einer großen geistigen und körperlichen Erschütterung Zeugniß ablegt.

Bald dunkelte es, und als endlich der Mond aufstieg und mit seinem sanften weißen Licht die Gegend erleuchtete, verließen wir das Land der Freiheit und der selbstgewählten Führer und vor uns lag das „geknechtete" Württemberg. Aus der Entfernung gesehen, schienen die Grenzpfähle der beiden Länder mit dem großherzoglichen und königlichen Wappen dicht bei einander zu stehen und sich in der Mitternachtsstunde wahrscheinlich leise flüsternd ganz erschreckliche trauervolle Geschichten zu erzählen; als sie aber den badischen Omnibus näher kommen sahen, trennte sich der badische Grenzpfahl eilfertig von dem württembergischen, und als wir bei ihnen vorüber fuhren, sahen die beiden Wappenschilde so still, so gerade und harmlos aus, als haben sie nicht daran gedacht, vorhin sich Worte der Trauer mitzutheilen.

Ach, wie thaten meinen Augen die württembergischen Farben so wohl! Schwarz und roth ohne Gold, dessen in den letzten Tagen ich so viel Falsches gesehen. Ich blickte nach den Hirschgeweihen zurück, so lange ich konnte, und nachdem der Wagen eine weite Strecke entfernt war, sah ich deutlich, wie die beiden Grenzpfähle wieder zusammengerückt waren und, wie ich annahm, emsig fortplauderten. In Vaihingen an der Enz würde „bloß umgespannt," so sagte nämlich der Omnibusführer in Durlach, aber

dieses Umspannen dauerte beinahe anderthalb Stunden, während welcher Zeit der Reisende mitten in der Nacht Muße genug hat, sich die Stadt zu beschauen. Vaihingen lag in tiefem Schlafe; auf der Straße hörte man nichts als das Hin- und Herschreiten einer Schildwache, das Murmeln der Röhrbrunnen und das melancholische Schlagen einer gefangenen Wachtel. Einer der Soldaten kam aus der benachbarten Wachtstube an den Wagen, und da ich der einzige der Passagiere war, welcher es vorzog, durch die Straßen zu wandeln, statt in dem Kasten eingeschlossen zu bleiben, so ging ich mit dem Infanteristen durch die Straßen, und benützte diese Zeit dazu, um mit ihm zu fraternisiren. Der Mann hatte ganz gute Ideen, schien die badischen Meutereien zu verabscheuen und war seinem König in Treu' und Liebe zugethan. Der Soldat meinte, im Jahr 1841, wo das große Jubiläum war, habe das ganze Land dem König einstimmig bewiesen, wie sehr es ihn liebe und verehre, und damals, sagte er, hat Alles von der segensreichen fünfundzwanzigjährigen Regierung des Königs gesprochen und es hat keiner etwas dagegen zu sagen gewußt. Was ist denn nun in den acht Jahren geschehen oder was hat der König in den acht Jahren gethan, daß man ihm so auffätzig ist? Ich konnte das eben so wenig wie der Soldat

beantworten, beschloß aber, mich hierüber gelegentlich von irgend einem Mitgliede des Landesausschusses belehren zu lassen.

Endlich wurden die Pferde wieder eingespannt und wir fuhren weiter. Der Morgen dämmerte bereits, als wir durch Schwieberdingen kamen und der klare Himmel versprach einen schönen Tag. Auf der Prag sah ich die Sonne aufgehen und von da rollten wir langsam und schaukelnd zur Residenz hinab. Es mochte fünf Uhr seyn, als wir in die Stadt fuhren. Die Fenster waren allenthalben noch geschlossen und auf den Straßen bemerkte man nur hie und da an den Brunnen ein frühzeitiges Dienstmädchen. Am Schloßplatz verließ ich den Omnibus und wunderte mich ungemein, als ich bei dem Theater und dem Schlosse vorbei ging, und bemerkte, daß dort allenthalben der Wachtdienst von der Bürgerwehr versehen wurde. Die Bürgerwehr hat sich damals recht gut benommen und mit großer Aufopferung alle Strapazen des Wachtdienstes ertragen, die Ruhe in der Stadt bewahrt, und hie und da, wo es nöthig war, selbst den Excessen der Soldaten gesteuert.

In der guten Residenz Stuttgart hatte sich seit meiner Abwesenheit Manches verändert, Manches zugetragen. Die Regierung hatte die Reichsverfassung unumwunden, ohne Vorbehalt anerkannt, und es

herrschte Freude und Entzücken in ganz Israel. Die königliche Familie war nach Ludwigsburg übergesiedelt, das neue Schloß in der Residenz stand in Folge dieser Veränderung öde und leer. Die Männer eines gewissen Fortschritts jubelten am allerlautesten und schritten immer weiter fort, jenem Morgenrothe entgegen, das bei der Reutlinger Versammlung später einen so glorreichen Sonnenaufgang verkündigte. Die Kammer der Abgeordneten sprach zu dem Volke am 25. April:

„Mitbürger! die Sache des Volks, die deutsche Sache hat gesiegt; der Grundsatz der Nationalsouveränität hat sich wiederholt Anerkennung errungen. Das Staatsoberhaupt hat heute die unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung einschließlich des Wahlgesetzes unterzeichnet. Wir verdanken diesen Sieg der gerechten Sache neben der Entschiedenheit des Ministeriums vor allem dem Volk, welches durch den an den Tag gelegten ächten deutschen Sinn und durch seine entschlossene Haltung die Forderungen der Kammer der Abgeordneten so kräftig unterstützt hat. Das Volk hat sich dadurch der im März vorigen Jahres errungenen Freiheit würdig gezeigt; es hat den Bürgern derjenigen deutschen Staaten, deren Regierungen die Reichsverfassung nicht anerkannt haben, ein Vorbild gegeben, welches seine Wirkung

nicht verfehlen wird. Bald wird ein deutsches Reich in Wahrheit gebildet seyn, und die Geschichte wird den Namen des württembergischen Volks in ihre Tafeln schreiben. Heil dem einigen, dem freien Deutschland!"

Unterdessen schritt man im benachbarten Baden auf der Bahn des Umsturzes, damals „alleinseligmachende Freiheit" benannt, rüstig vorwärts; man verführte das Militär, vernichtete die Disciplin, ohne welche jedes Heer schlimmer als gar nichts ist, und schielte zu gleichem Zweck ins Württembergische hinüber, wo in der Zeit eine ungeheure Menge von Bier und Wein consumirt wurde, um dem Soldaten die Augen zu öffnen, damit er sehe, was eigentlich Freiheit sey. Doch muß man es dem württembergischen Militär zu seiner Ehre nachsagen: es wurde trotz aller dieser Verführungen in seiner Treue, der eigentlichen und alleinigen Soldatenehre nicht wankend gemacht. Wenn auch kleine Excesse vorfielen, wenn man auch hie und da Soldaten nach dem Zapfenstreich in außerordentlich erheitertem Zustand durch die Straßen wanken sah, wenn auch zuweilen im Rausche unpassende Reden gehalten wurden, so kam doch nichts vor, was berechtigen könnte, Ehrenrühriges von dem württembergischen Militär zu sprechen. Eines Tages, als Seiner Majestät dem

König in Ludwigsburg gemeldet wurde, daß eine Soldatenversammlung auf dem kleinen Exercirplatz stattfinde, begab derselbe sich zu Pferd sogleich an Ort und Stelle, wo zuvor schon der General von Troyff und der Oberst Donop erschienen waren, und die sämmtlichen versammelten Soldaten, etwa dreihundert an der Zahl, von der Ungesetzlichkeit ihres Benehmens wegen unterlassener Einholung der Erlaubniß überzeugt hatten, so daß, als Seine Majestät sich einfand, dieselben bereits den Platz zu verlassen begannen. Der König ritt mitten unter die im Abgehen begriffenen und verlangte zu wissen, was sie zu einer Zusammenkunft veranlaßt und wer dieselbe hervorgerufen habe; worauf einige hervorgetretene Soldaten gehörige Auskunft zu geben nicht vermochten, bis endlich ein Schütze des achten Infanterieregiments erklärte, daß die Versammlung vor allem den Zweck haben sollte, sich dahin auszusprechen, daß sie, im Gegensatz zu dem sträflichen Benehmen der badischen Soldaten, mit Treue und Ergebenheit für König und Vaterland Blut und Leben einsetzen wollten. Hierauf erwiederte Seine Majestät: dieß sey die Sprache eines braven Soldaten, und forderte jenen Schützen auf, ihm im Namen seiner Kameraden die Hand zu reichen. Unter lebhaftem Lebehochrufen der Mannschaft ritt der König sodann vom

Platz weg, der in wenig Augenblicken von den versammelt gewesenen Soldaten ganz geräumt war.

Den Tag darauf ließ Seine Majestät bei einer über das erste Regiment abgehaltenen Parade von jeder Compagnie zehn Mann vortreten, einen Kreis um sich schließen und sprach zu ihnen einige zum Herzen gehende Worte, in welchen unter anderem ausgedrückt wurde, daß der König im Vertrauen auf die Treue und einen ehrenhaften Geist unter den Soldaten des ersten Regiments dasselbe in seinem Hauptquartier behalten habe und sie zur Erklärung darüber auffordere, ob er auf ihre treue Pflichterfüllung zählen dürfe, in diesem Falle würde auch er, wie er stets gewesen, seinen Soldaten fortan ein Vater seyn. Ein begeistertes Ja! und ein feuriges Lebehoch folgte auf diese königliche Anrede.

Es ist freilich wahr, daß in dieser Zeit in einem großen Theil des Landes im Interesse der Anerkennung der Reichsverfassung eine große Agitation herrschte; doch geschah dieß weniger in Anerkennung der Vorzüge eben dieser Reichsverfassung, welche in ihrem Zusammenhange noch wenige im Volk damals gelesen haben mochten, als vielmehr in dem immer mächtiger werdenden Drange nach Ruhe und Frieden um jeden Preis. Ein Blatt Stuttgarts, die „Laterne,“

deren Licht bald darauf aus Mangel an conservativem Oel erlosch, sagte in dieser Richtung:

„Seit einem Jahre waren die Bande der Ordnung gelockert, die Achtung vor dem Gesetze schwand mehr und mehr, die Gesetze wurden kaum noch der Form nach gehandhabt; in jedem Ort, in Stadt und Dorf befand sich eine, wenn auch kleine Schaar von Hecker-Burschen, die das Panier der Freiheit als Schild aushängte und sich Volksverein nannte, nach der die Besitzenden sich immer ängstlich umsahen, ihr halb freiwillig, halb gezwungen Concessionen machten, und der selbst die Behörden nirgends kräftig und entschieden entgegen zu treten wagten. Man glaubte immer nachsichtiger seyn und durch die Finger sehen zu müssen. Fanden da und dort auch Excesse der gröbsten Art statt, so entschuldigten sich die Behörden mit Nichtwissen, mit dem Mangel einer amtlichen Anzeige, oder hieß es, man dürfe die aufgeregte Menge durch Einschreiten nicht noch mehr reizen. Die Ortsvorsteher in den kleinen Städten und Dörfern wagten es nicht mehr, Zucht und Ordnung in ihren Gemeiden aufrecht zu erhalten; viele verweigerten geradezu die Justiz, und sagten naiv und offen, wie man von ihnen in jetziger Zeit noch verlangen könne, gegen diesen oder jenen aufzutreten, der doch den größten „Anhang" im Orte habe. Ging

man einen Bezirksbeamten um Hülfeleistung, Execution oder sonstige Unterstützung in seinem guten Rechte an, so machte derselbe ein bedenkliches Gesicht, sprach von der Böswilligkeit der Leute, sagte zwar Hülfe zu und erließ — irgend einen nichtssagenden Befehl. Damit war aber auch alles gethan, und an eine kräftige Hülfsvorstreckung seit Monaten nicht zu denken. Man sah es dem Beamten an, wie sauer es ihm geschah, ernstliche Maßregeln zu ergreifen, und drang, um es mit ihm nicht zu verderben, nicht weiter in ihn. Alles suchte und haschte nach Popularität und buhlte um die Volksgunst, und so konnte man es auch dem Beamten nicht verdenken, wenn er sich durch ein nachsichtiges Regiment die große Menge geneigt zu machen und dadurch seinen Posten zu erhalten suchte. Laissez faire et laissez passer wurde fortan der Grundsatz, und das Ministerium war zufrieden, wenn nur die Ruhe nirgends gestört wurde. Aber diese Ruhe war nur eine scheinbare, unter deren Decke Zucht- und Gesetzlosigkeit ihr ungestörtes Spiel trieben. Man schwieg und hoffte im Stillen auf ein baldiges Erstarken der Regierung, auf die Zeit, wo das Ministerium, nach Erledigung der höhern politischen Fragen, seine Blicke auf die Zustände im Lande richten und der wahren Ordnung wieder aufhelfen werde.

Es fragt sich nun, ob sich die Regierung durch die Vorgänge der jüngsten Zeit gekräftigt fühlt, und ob das Ministerium Römer, ungeachtet der Rücksichten, die es, — wenn auch wider Willen — den Volksvereinen quasi schuldig geworden ist, den Muth hat, der der Regierung „offenbar feindseligen Richtung" dieser Vereine entgegenzuwirken. Wir sehen bei dieser Frage von dem politischen Treiben ganz ab, sondern meinen vorzugsweise den durch diese Vereine genährten und nun durch ihr neuliches siegreiches Auftreten sehr erstarkten Geist der Mißachtung gegen die noch zu Recht bestehenden Gesetze, den Geist der Unbotmäßigkeit, Widersetzlichkeit und Brutalität. Das Ministerium wird vergeblich auf Berichte von seinen Beamten warten; keiner wird sich damit selbst der Schwäche anklagen wollen; aber es herrscht ein Zustand auf dem Lande, der in kurzer Zeit beklagenswerthe Folgen haben wird."

Zu den oben bezeichneten Verführungen vermittelst freien Zechens, durch welche die Freiheitshelden das Militär zum Treubruch verleiten wollten, kam noch eine andere Wühlerei der fluchwürdigsten Art, indem man eines Tages eine Proklamation an den Straßenecken angeschlagen sah, die auch in den Kasernen soviel wie möglich verbreitet wurde. Diese Proklamation, angeblich ein Aufruf der badischen

Meuterer an ihre deutschen Kameraden — in diesem Falle brave Kameraden und nicht verthierte Söldlinge — war denn in der That ein Machwerk unsinnigster Art, und der damalige Kriegsminister, General Rüpplin, hielt es mit vollem Recht für nothwendig, dagegen nachfolgende Ansprache an die Truppen zu erlassen:

„Soldaten! Es ist am gestrigen Tage in allen Kasernen, auf allen Straßen und durch Maueranschlag ein Aufruf verbreitet worden, den die badischen Soldaten an ihre Kameraden im übrigen Deutschland erlassen haben sollen. Gleich jenen früheren Ansprachen von Ungenannten, die im Bewußtseyn ihrer schlechten Sache nur unter dem Deckmantel der Verborgenheit sich an euch wenden, ist auch dieser offenbar in Stuttgart verfaßte, nicht von badischen Soldaten herrührende Aufruf einer unlautern Quelle entflossen. Trotz der Unhaltbarkeit der darin aufgestellten Sätze erachte ich es, in Betracht der jüngsten Ereignisse in unserem Nachbarlande, für meine Pflicht, bei diesem Anlaß einige ernste Worte an euch zu richten. Ihr habt Vertrauen zu mir, ich weiß es, und ich danke Euch dafür — Ihr wißt, wie die Achtung und das würdige Verhalten meiner Waffengefährten das Ziel meiner Bestrebungen ist — darum glaubt, daß ich offen und wahr zu Euch rede.

Württemberger! wer den Eid bricht, den er Fürst und Verfassung geschworen, wer die Fahnen in den Staub tritt, die in Schlachten den Ruhm seiner Väter gesehen, darf Euch seine Kameraden nicht mehr nennen. Wie solche verbrecherische Handlungen nun auch beschönigt werden, was immer man zu ihrer Entschuldigung auch sagen mag, es ist nur Lug und Trug und wird — so hoffe ich — keinen Zugang zu Euch finden. Die Pflichten der Soldaten sind einfach und einem jeden leicht verständlich. Sie lauten: Muth, Gehorsam, Treue! Jene Meuterer in Baden haben sich mit ihrem Verrathe gegen jede derselben verfehlt, und bald wird die Reue ihrer unseligen Verblendung folgen; sie haben sich selbst, ihre Waffen, ja den geachteten Namen eines deutschen Kriegers mit Schande befleckt. So haltet nun Ihr — meine Waffengefährten — um so fester an Eurem Eide, vertraut Euren Führern, die mit Euch nur die Ehre und das Wohl des Vaterlandes wollen. Bewahret unerschütterlich Ordnung und Gehorsam, denn sie befestigen und schirmen das Heer, das nur durch seine entschlossene verfassungsmäßige Haltung die Heimath zu sichern vermag. Mit glatten Worten nahen sich Euch die Verführer, prüfet, was sie sagen. Weil sie Eure Treue, Eure gemeinsame Kraft fürchten, darum wollen sie Unfrieden und Zwietracht in

Eure Reihen säen. Württemberger! König, Regierung und Volk halten fest und unverbrüchlich an den Freiheiten, welche durch die Landes- und Reichsverfassung — die auch wir freudig anerkennen und wo es Noth thut, mit den Waffen in der Hand schützen und vertheidigen wollen, als ein für alle gleich verbindliches Gesetz — verbürgt sind. Alle Stände durchdringt das Gefühl der ehrenvollen Stellung, welche sich Württemberg im deutschen Lande erhalten hat. Soldaten! wahret diesen euren Beruf, wie es braven Männern geziemt. Nie werdet ihr zu Handlungen befehligt werden, welche gegen Recht und Gesetz sind — ich bürge euch dafür mit meiner Verantwortlichkeit! — nie zu Handlungen, welche nicht in Uebereinstimmung wären mit der Pflicht des Bürgers wie des Soldaten! Bedenkt, daß die Augen des gesammten deutschen Vaterlandes auf Euch gerichtet sind, daß Ihr die Erben seyd des Ruhms, den Eure Väter, geführt von Eurem König, den württembergischen Waffen erkämpft haben!"

Aus all diesen Vorgängen ersieht man, daß es an zusammengetragenem Zündstoffe in Württemberg nicht fehlte, auch waren Hände genug bereit, um die Brandfackeln hineinzuschleudern und auch hier einen Bürgerkrieg zu entzünden. Zu alledem kam noch die Volksversammlung zu Reutlingen, welche am 28. Mai

stattfand, und in deren Folge man sich „rothe" Pfingsten versprach. Die Versammlung war von 49 Oberämtern und 202 Volksvereinen besucht. Das klingt allerdings sehr schön, doch muß man wissen, was dahinter steckt. Daß in jedem Oberamt einige exaltirte Köpfe zu finden waren, die bescheiden genug waren, sich für den wahrhaftigen und getreuen Ausdruck ihres ganzen Bezirks zu halten, ist nicht zu verwundern, ebenso wenig, daß sich in irgend einem beliebigen Dorfe ein radikaler Schreiber oder ein armer verkümmerter Schulmeister höchselbst zum Volksverein constituirte und sich selbst als solcher einstimmig nach Reutlingen schickte. Der bekannte Abgeordnete Becher (später Reichsregent) präsidirte, und von Baden waren Fickler und Hoff anwesend und forderten zur Unterstützung der badisch-deutschen (!!) Sache auf. Beschlossen wurde in dieser Versammlung:

In Erwägung der Lage des deutschen Vaterlandes und der von unserer Regierung in der 147. Kammersitzung dargelegten An- und Absichten hat die statutenmäßige Vierteljahrsversammlung der württembergischen Volksvereine berathen und beschlossen auszusprechen: die provisorische Centralgewalt Deutschlands ist zum Verräther an der Nationalsouveränetät geworden, indem sie geschehen ließ, daß Preußen, das die Reichsverfassung nicht anerkannt hat, also

als Reichsfeind und nicht als Diener der Reichsgewalt zu betrachten ist, das Reichsland Sachsen angegriffen hat und duldet, daß Preußen im Reichsgebiet noch militärische Aufstellungen macht. Das Reichsministerium steht offenbar mit dem Reichsfeinde im Bunde; man ist ihm deßhalb um so weniger Gehorsam schuldig, als dasselbe im Widerspruch mit der Nationalversammlung im Amt ist, von der allein es seine Gewalt ableiten kann. Demgemäß ist in den Augen des schwäbischen Volkes seine Gewalt an die Nationalversammlung zurückgefallen und das schwäbische Volk anerkennt alle Befehle der Nationalversammlung als gültig, und gelobt, ihnen nachzuleben, wie viele oder wie wenige Mitglieder sie zähle. Indeß verlangen wir von der Nationalversammlung:

1) Wenn sie irgend gemeint ist, noch zum Heile des Vaterlandes zu wirken, von der unwürdigen Bettelei um Uebernahme der Reichsstatthalterschaft bei den Kronen Deutschlands endlich abzustehen, einem Verfahren, das nur dazu dient, den Reichsfeind von Preußen erstarken zu lassen, und bitten sie sofort, die Heere der Reichsländer aufzubieten, um den Reichsfeind Preußen in öffentlichem Kriege aus den Marken der Reichsländer zu vertreiben, in denen er nur Verrath gegen die Nationalsouveränetät spinnt,

brutale Gewalt an der gesetzlichen Freiheit übt, und das kaum erwachte Vaterland in die alten Fesseln des deutschen Bundes zu schmieden sucht.

2) Nach der Reichsverfassung stehen alle deutschen Lande, die solche anerkannt haben, gesetzlich bereits in einem Schutz- und Trutzbündniß. Jeder Angriff auf ein Reichsland muß also von allen abgewehrt werden, wie wenn das eigene Land angegriffen wäre, und kein Reichsland darf ein anderes angreifen oder zum Angriff desselben helfen. Dieß Bündniß geloben wir heilig zu halten, und fordern, getreu der Reichsverfassung auf, den Gehorsam gegen jeden Befehl zu verfassungswidrigen Angriffen auf ein Reichsland zu verweigern. Wir stehen nicht mehr auf dem Boden des Bundes, das neue Reich, also alle die Länder, deren Volk die Reichsverfassung anerkennt, sind an seine Stelle getreten. Ihnen allein steht deßhalb namentlich ein Recht auf die Reichsfestungen und der Eintritt in dieselben zu. Nur die Nationalversammlung kann ferner aussprechen, daß ein Reichsland die Reichsverfassung verletzt habe. Sie hat dieß gegen Baden nicht ausgesprochen, und auch wir vermögen darin, daß ein Volksstamm sich selbst die Landesverfassung gibt, eine Verletzung der Reichsverfassung nicht zu erkennen, so lange die Reichsgewalt ihr verfassungsmäßiges Nein gegen die

fertige Landesverfassung nicht eingelegt haben wird. Demgemäß fordern wir von unserer Regierung:

1) Ungesäumte Anerkennung und thatkräftige Durchführung des reichsgesetzlich bereits bestehenden Bündnisses mit allen Reichsländern, also auch mit Baden und mit der Rheinpfalz.

2) Unverzügliche Rückberufung der Truppen aus ihrer Angriffsstellung von der badischen Grenze, und Verweigerung des Ein- und Durchmarsches von Truppen, die nicht auf die Reichsverfassung beeidigt sind, insbesondere Nichteinlassung von solchen Truppen in die Festung Ulm.

3) Alsbaldige Bewaffnung des ganzen Volks, um jeden Angriff der Reichsfeinde bestehen und jeden deutschen Bruderstamm gegen dieselben schützen zu können.

4) Sofortige öffentliche und feierliche Beeidigung des Heers, sowie aller weltlichen und geistlichen Beamten.

5) Amnestie für alle politisch Angeschuldigten oder Gefangenen.

Die Versammlung selbst soll eine Art polnischer Reichstag gewesen seyn. Es wurde viel gelärmt und noch mehr gesprochen, und alsdann 64 Vertrauensmänner erwählt, welche der Kammer der Abgeordneten die bescheidenen Wünsche (des Volkes) vor-

tragen sollten. Der Ankunft dieser Vertrauensmänner, sowie ihrem Auftreten sah man in der Residenz mit der gespanntesten Erwartung entgegen. Die Aufregung und Theilnahme für diese Beschlüsse, so fabelte man, sey ungeheuer und etwas ganz anderes, wie vor wenigen Wochen, als man die Anerkennung der Reichsverfassung durchgesetzt hatte. Man sprach von Tausenden bewaffneter Volkswehren, die sich einfinden würden, um der Bitte der Vertrauensmänner Nachdruck zu geben, um allenfalls mit Gewalt zu erlangen, was man in Güte nicht erhalten würde. Obgleich nun all' diese Angaben sehr übertrieben waren, so herrschte doch eine unbeschreibliche Aufregung im Lande und Angst und Schrecken vor der nächsten Zukunft. Die Freiheitsmänner in Württemberg, ermuthigt durch die Vorgänge in Baden, und der ruhige Bürger, durch dieselben nicht klüger geworden, wühlten einestheils und ließen anderntheils Alles geschehen, um Württemberg an den Rand des Verderbens zu bringen. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der König, wie immer, die Zügel fest und kräftig in der Hand behalten, und so das Land, hie und da dem Unvermeidlichen nachgebend, gerettet hätte.

Auf das Verhalten der Residenz in diesem kritischen Augenblicke blickte das ganze Land mit gespannter

Aufmerksamkeit, und man kann es nur hoch anerkennen, daß sich die Wühler, auf eine Erhebung Stuttgarts hoffend, durch das entschlossene und gute Benehmen eines großen Theils der Bürgerwehr gänzlich getäuscht fanden. Die Stadt blieb vollkommen ruhig, und man zuckte im Allgemeinen über die Beschlüsse der tagenden Reutlinger mitleidig die Achseln.

So standen die Sachen in Stuttgart, als ich aus Italien zurückkehrte. Es schien in diesem Jahre nun einmal meine Bestimmung zu seyn, von einem Hauptquartier in das andere zu kommen. Kaum nämlich hatte ich mich im Gasthof zum König von England häuslich niedergelassen, so erfuhr ich, daß ich mich auf dem Krater des Vulkans befinde, auf dem Herde der Aufregung, im Hauptquartier — — des Landesausschusses. Es herrschte ein außerordentliches Leben in dem sonst so stillen Hause. In den untern Zimmern wurde eine unendliche Menge von Bier consumirt, und hier fand sich zusammen, was sich damals der Gesinnungstüchtigkeit näherte; Bürgerwehren aus allen Theilen des Landes, in mehr oder minder geschmackvollen Costümen, Heckerhüte in allen Farben, viele mit rothen Federn und eine unerhörte Menge von Bartwerk. Da saßen sie den ganzen Tag bei ihren Schoppen und ließen sich von den Neuangekommenen erzählen, wie es draußen im Lande

ausschaue, wie stark die Bürgerwehr dieses oder jenes Ortes morgen erscheinen werde, und welche Freischaaren schon von Hause abmarschirt seyen. Es war ein wirklich abenteuerliches Leben und es summte um das Haus den ganzen Tag wie ein Bienenschwarm. Die Zimmer des Landesausschusses waren im obern Stock, und jeden Augenblick polterte es die Treppen hinauf und es erschien irgend ein bewaffneter Bote mit grauem Heckerhut, Hirschfänger und Büchse, um eine Meldung zu machen oder einen Befehl entgegen zu nehmen. Auch viele Bekannte sah ich oben aus- und eingehen, Herren im schwarzen Frack, welche aus der Kammersitzung, die gerade über die Reutlinger Beschlüsse berathen hatte, referirten. Man kann nicht anders sagen, als daß es oben ziemlich lautlos herging, unten dagegen wurde desto mehr gelärmt und kräftiger Stimmen weithallender Chorus sang Freiheitslieder aller Art. Dem alten Hause selbst, wie es so dalag neben dem riesenhaften grauen Schloß der alten württembergischen Herzoge, mochte dieß fremdartige Treiben und Leben gewiß sonderbar genug vorkommen. Auf seiner Hausthür, über der Hausthür nämlich, steht deutlich zu lesen das Wort: „Burgfriede,“ und hiezu paßte doch das Getriebe des Landesausschusses gar schlecht.

Am 29. Mai übergab nun eine Deputation jene

Forderungen der Reutlinger Versammlung in Form einer Petition an die Kammer, welche sich aber, wie bekannt, in ihrer Mehrheit gegen diese Agitation aussprach, wodurch dem beabsichtigten Aufstandsversuch eine größere Aussicht, wie auch lokales und augenblickliches Gelingen benommen wurden. Doch bereitete man jetzt von anderer Seite her der Regierung neue Verlegenheiten, indem man, um der Truppen gewiß zu bleiben, eine schleunige Beeidigung des Heeres auf die Reichsverfassung beantragte. Doch widersetzte sich der König diesem Ansinnen auf das Bestimmteste und Ausdrücklichste, und entging durch die Festigkeit, mit welcher er auftrat, zahllosen Verlegenheiten. Er war nicht so schlecht ausgesonnen, dieser Plan, und hätte die württembergischen Truppen, deren Chef, Generallieutenant von Miller, sich damals noch für einen Reichsgeneral ansah, zur Disposition einer Sache stellen können, die eigentlich noch gar nicht existirte und nur zu den bekannten Zwecken der Umsturzpartei ausgebeutet werden sollte.

Zu allem dem kam nun die letzte Sitzung in der Paulskirche am 30. Mai, in welcher unter anderem Herr Moritz Mohl sagte: Von einer Wirksamkeit der Reichsversammlung hier in Frankfurt könne nicht mehr die Rede seyn. Hier bleiben heiße politisch und moralisch verfaulen (Herr Mohl blieb schon sehr lange dort).

Es sey ihm erklärlich, daß von Stuttgart (wo man, auf die Reutlinger Vorgänge fußend, ein neues günstiges Terrain zu finden hoffte) noch keine Einladung ergangen sey. Wenn man aber die Stimmung des Landes beachte, wie sie sich unlängst noch in Stuttgart ausgesprochen, so könne man nicht zweifeln, daß die Versammlung in Stuttgart einen Standpunkt finden werde, auf welchem sie gewiß sey, eine neue Wirksamkeit zu finden. Darauf sagte Herr Schoder noch: die württembergische Regierung, auch wenn sie wolle, was er nicht glaube, könne der Versammlung ihren Schutz nicht versagen. Sie könne es nicht um ihrer politischen Ehre willen, die durch viele ausdrückliche Erklärungen des Herrn Römer dafür verpfändet sey, daß die Reichsversammlung in Württemberg als das rechtmäßige Organ des Nationalwillens anerkannt werde. Er stehe dafür gut, daß es der württembergischen Regierung nicht einfallen werde, das Recht der Versammlung, ihren Sitz nach Stuttgart zu verlegen, mit Wort oder mit That zu bestreiten. „Was aber das württembergische Volk betreffe, so wünsche ein großer Theil desselben nichts lebhafter, als daß die Versammlung sich in seine Mitte begebe," — unter andern, 49 Oberämter und 202 Volksvereine, die in Reutlingen versammelt waren, man muß das nicht vergessen. — Herr

Löwe, der bei dieser Verhandlung den Vorsitz übernommen, erklärte, daß er dem Beschluß der Reichsversammlung gemäß die nächste Sitzung in Stuttgart anberaumen werde, nachdem er die Behörden der Stadt und die württembergische Regierung zuvor davon in Kenntniß gesetzt.

Zu Anfang Junis fand nun diese Uebersiedlung nach Stuttgart statt, zu derselben Zeit, als Fickler hier wegen Versuchs, das württembergische Militär zu verführen und von seiner Pflicht abwendig zu machen, verhaftet wurde. Fickler, wie der „Beobachter" sagte, das Mitglied des regierenden Landesausschusses in Baden, trat am 3. Juni, unmittelbar vor der Kammersitzung, nichts ahnend aus dem Laden eines Kleiderhändlers, wo er sich zum Schutz gegen die furchtbare Hitze einen Sommerrock gekauft hatte und wieder in die Drotschke steigen wollte, in welcher er hergefahren war, als ein Polizeicommissär mit einem Polizeisoldaten ebenfalls zu ihm in den Wagen stieg mit den Worten: „Mein Herr, ich fahre mit Ihnen!" Der Polizeicommissär befahl dem Drotschkenführer, vor das Gebäude der Stadtdirektion zu fahren. Schnell war der Wagen um die Ecke gebogen, Fickler wurde in das Gebäude der Stadtdirektion geführt. Nach einem Aufenthalt von kaum vier Minuten wurde er in den Wagen zurückgebracht, begleitet von Ober-

polizeicommissär Kegelen und einem Polizeisoldaten, und im raschen Lauf der Pferde zum Königsthor hinausgefahren. Vor der Abfahrt, da sich bereits zahlreiche Gruppen um das Stadtdirektionsgebäude gesammelt hatten[, rief Fickler noch aus dem Wagen: „Bürger, saget Seeger und Becher, daß Fickler so eben verhaftet worden sey." Kegelen erwiederte hierauf: „Herr Seeger ist Stadtdirektor." Fickler: „Gut, so saget es dem Abgeordneten Seeger." Die Drotschke fuhr Ludwigsburg zu, in dessen Nähe bekanntlich Hohenasberg liegt. Auch in der untern Königsstraße rief Fickler noch einmal zu den Vorübergehenden aus dem Wagen: „Machet bekannt, daß Fickler verhaftet worden ist." Fickler war gestern Nachmittag in Begleitung des Mitgliedes des badischen Landesausschusses, Steinmetz, um 2 Uhr hier angekommen.

Nachdem nun im Lauf desselben Tages schon ungefähr 20 bis 30 Mitglieder des Rumpfparlamentes hier eingetroffen waren, kamen am andern Tage, es war ein Sonntag, mit dem Abendzuge von Heilbronn noch ungefähr 40, welche wahrscheinlich auf einen freudigen Empfang in der Residenz gehofft hatten. Obgleich sich nun viele Neugierige und Spaziergänger am Bahnhofe einfanden, so war doch das, was allenfalls einer Begrüßung ähnlich sah, nicht der Art, daß es die eintreffenden Parlamentsmitglieder besonders

hätte erfreuen können. Ein bekannter Cafetier der Residenz, W., von seiner Liebhaberei für merkwürdige ausländische Thiere aller Art, der „Affen-W." genannt, hatte sich mit einer schwarz-roth-goldenen Fahne und vielleicht hundert seiner Glaubensgenossen eingefunden und schritt nun den, im Zuge in die Stadt Einziehenden voraus. Es schien aber, als ob dieser Vortritt den Ankommenden selbst nicht ganz zusage, denn sie blieben von dem Augenblick an, wo sie in die Königsstraße einbogen, immer mehr hinter dem Fahnenträger zurück. In das Hotel Marquard, wo das Büreau und der Vicepräsident Eisenstuck ihren Sitz genommen, gingen ebenfalls die meisten von ihnen.

Wenn es auch an diesem Tage Abends auf den Straßen der Residenz ziemlich lebhaft aussah, wenn man auch Gestalten aller Art bemerkte und kleine Scandale hie und da vorfielen, so blieb doch im Allgemeinen die Stadt ziemlich theilnahmlos und die Stimmung stellte sich als für Ordnung und Recht günstig heraus. Auch liefen von allen Theilen des Landes zahlreiche Erklärungen gegen die Reutlinger Versammlung und für die Haltung des Ministeriums ein; Stuttgart war, wie sich radikale Blätter ausdrückten, ein Sumpf, ein reaktionäres Sodom geworden.

Am 4. Juni hielt nun die zusammengetretene

Fraktion des deutschen Parlaments im Saal des Hotel Marquard ihre erste vorbereitende Sitzung. Es waren 81 Mitglieder anwesend. Für die folgenden Tage war denselben der Sitzungssaal der Kammer der Abgeordneten überlassen, in welchen sie sich am 6. Juni in feierlichem Zuge aus dem mit deutschen und württembergischen Fahnen geschmückten Rathhause begaben. Noch einmal schien eine kleine Theilnahme für dieselben bei einem Theil der Stuttgarter Einwohner aufflackern zu wollen. Von einzelnen Bataillonen der Bürgerwehr waren Theile erschienen und bildeten Spaliere vom Rathhause bis zur Kammer der Abgeordneten. Müßige Jugend und eingetroffene Fremde von allerlei sonderbarem Aussehen feuerten zu Lebehochrufen an, aus einigen Fenstern hingen deutsche Fahnen und manche Einwohner Stuttgarts schienen das Gastrecht üben zu wollen und die angekommenen Fremden für den sehr mittelmäßigen Empfang am Bahnhofe einigermaßen zu entschädigen. Doch stutzten die meisten schon in den ersten Sitzungen an der Sympathie, welche das Rumpfparlament für den badischen Aufstand kundgab, umsomehr, als auch die Exaltirtesten die badische Sache in ihrem wahren Lichte zu betrachten anfingen. Hiezu trug nicht wenig bei, daß die sogenannte provisorische Regierung Badens wegen der Verhaftung Ficklers eine

Proklamation an das württembergische Volk erließ, in welcher diese Verhaftung als eine Kriegserklärung gegen Baden, gegen die deutsche Sache bezeichnet und ausgesprochen wurde, daß man dafür Genugthuung mit den Waffen in der Hand verlangen, der württembergischen Regierung das Schwert entgegenhalten „und die Rebellen mit den Kronen vernichten werde,“ wozu mitzuwirken und in erster Linie gegen ihre eigene Regierung also das württembergische Volk aufgefordert wurde. Die Kammer der Abgeordneten beschloß nun zwar, ihre tiefe Entrüstung über dieses verbrecherische Aktenstück auszusprechen, erklärte auch nach einigen Tagen (wenigstens eine große Anzahl Deputirter that das), ihren Sitzungssaal nicht mehr für das Rumpfparlament hergeben zu wollen, doch geschah weiter nichts, um die Regierung gegenüber diesem Parlamente zu stärken oder dieselbe zu veranlassen, die Frankfurter übrig Gebliebenen nach Hause zu schicken. Und doch wäre schon in den ersten Sitzungen Ursache genug dazu vorhanden gewesen. Die Versammlung faßte z. B. auf Antrag des Dreißigerausschusses schon am ersten Tage eine Menge Beschlüsse, worin es unter anderem hieß: das von den Regierungen von Preußen, Sachsen und Hannover verkündete Wahlgesetz zum nächsten Reichstag ist null und nichtig, und wer irgendwie zur Ausführung desselben mit-

wirkt, ist ein Hochverräther. Ferner wurde bis zur Einsetzung eines Reichsstatthalters eine Regentschaft aus fünf Personen bestehend, erwählt, mit deren Eintritt die Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt, aufhören solle. Die erstaunte Residenz erfuhr auch am 6. Juni bereits, daß vorüber sey die kaiserlose, die schreckliche Zeit und daß wieder, wenn auch nicht ein, doch fünf Herrscher in Deutschland geböten. Die fünfe waren: der Herr Regent Raveaux, welcher zugleich das Präsidium führte und mit dem der Herr Regent Becher, der Präsident der Reutlinger Versammlung, das Kriegswesen (!!) besorgte; dann der Herr Regent Vogt für die auswärtigen Angelegenheiten, und die Herren Regenten Simon und Schüler, welche Finanzen, Justiz und das Innere übernahmen. Die Regentschaft beeilte sich nun, eine Proklamation zu erlassen, welche also lautete:

„An das deutsche Volk! Die bisherige provisorische Centralgewalt hat sich im Widerspruch mit den ihr nach dem Gesetze vom 28. Juni v. J. obliegenden Pflichten, beharrlich geweigert die Reichsverfassung durchzuführen und alle dahin zielenden Beschlüsse der deutschen Nationalversammlung unbeachtet gelassen. Sie hat es trotz mehrfacher Mahnung versäumt, die Erhebung der deutschen Volksstämme zu Gunsten der Reichsverfassung zu unterstützen und

den Regierungen entgegenzutreten, die sich anmaßten, mit offenem Friedensbruche dem deutschen Volke eine Verfassung und ein Wahlgesetz aufzuzwingen. Die verfassungsgebende deutsche Reichsversammlung hat aus diesen Gründen in ihrer Sitzung vom 6. Juni d. J. beschlossen, „die bisherige Centralgewalt ihres Amtes zu entsetzen und eine Regentschaft für Deutschland einzusetzen, die in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt Deutschlands betreffen, die vollziehende Gewalt zu üben hat." Wir, die Unterzeichneten sind von den Vertretern der deutschen Nation zur Regentschaft für Deutschland ernannt worden. Es sind uns die Pflichten und Befugnisse der bisherigen Centralgewalt, die Durchführung der Reichsverfassung und die Vollziehung der Beschlüsse der Nationalversammlung übertragen worden. Für unsere Handlungen sind wir der Nationalversammlung verantwortlich. Deutsche! wir haben dem Rufe Eurer gesetzlichen Vertreter Folge geleistet im festen Vertrauen auf unsere gerechte Sache. Es gilt das Heiligste, die Freiheit und die Ehre des deutschen Volks zu retten vor maßlosen Uebergriffen der rohen Gewalt. Wir werden alle unsere Kräfte aufbieten, den Bürgerkrieg abzuwenden und auf friedlichem Wege die deutsche Einheit und Freiheit zu erreichen; wir werden aber, wenn es zur Erreichung

dieses Zieles nöthig ist, der Gewalt Gewalt entgegenstellen. Hunderttausende aus allen Theilen des Vaterlandes haben feierlich gelobt, Gut und Blut für die Reichsverfassung einzusetzen (allerdings wahr, aber wo blieben diese Hunderttausende zur Zeit der Noth?); wir werden sie auffordern, in jenem Falle ihr Manneswort zu lösen. An Euch, deutsche Krieger, noch ein besonderes Wort! Das Gesetz (!!) gibt uns die Oberleitung der gesammten bewaffneten Macht Deutschlands (!!), es überläßt uns die Ernennung der Oberbefehlshaber. Ihr, deutsche Krieger, werdet dem Gesetze gehorchen, dessen bewaffneter Arm ihr seyd. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Volkswehr und des stehenden Heeres, weß Grades Ihr seyn mögt, Ihr werdet alle wetteifern in pünktlichem Erfüllen der Befehle, die wir und die von uns ernannten Befehlshaber Euch zukommen lassen. Ihr werdet des Wahlspruchs jedes Kriegers eingedenk seyn: Treue dem Gesetz, Gehorsam seinen Vollstreckern! Nachdem mit dem heutigen Tage der Befehl über die Reichstruppen, welche bisher der provisorischen Centralgewalt verpflichtet waren, in unsere Hände übergegangen, wird jeder fernere Gehorsam gegen Befehle der bisherigen provisorischen Centralgewalt als Treubruch gegen das Gesetz und die deutsche Nation geahndet werden. Deutsche! In verhängniß-

vollem Augenblicke wenden wir uns an Euch. Noch ist es Zeit, durch unsere eigene Kraft des Vaterlandes Größe, Einheit und Freiheit zu retten, ihm Achtung zu verschaffen nach Außen und Frieden im Innern! Noch ist es Zeit, unter den Bürgschaften der deutschen Reichsverfassung eine auf Freiheit gegründete Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Ruhe und Frieden, die unerläßliche Bedingung des Erblühens von Handel und Gewerbe, werden nicht eher zurückkehren, bis der unvermeidliche Kampf zwischen dem Absolutismus und der Freiheit zu Gunsten der Freiheit beendet. Steht alle zu uns mit Eurer vollen Willens- und Thatkraft. Der gerechten Sache ist der Sieg gewiß."

Als Antwort hierauf erließ das württembergische Gesammtministerium nachfolgende Gegenerklärung:

„Die bisherige deutsche Nationalversammlung in Frankfurt hat in Folge Beschlusses vom 30. Mai v. J. ihren Wohnsitz nach Stuttgart verlegt. Zurückgeführt auf den sechsten Theil ihres Bestandes und fast ausschließlich nur noch eine einzige der im Volk enthaltenen Parteien darstellend, hat die übergesiedelte Versammlung in ihrer ersten Sitzung in wenigen Stunden, ohne Debatte, die wichtigsten Beschlüsse gefaßt, unter andern den Beschluß, die seitherige Centralgewalt in Frankfurt ab- und eine aus fünf Mitgliedern

bestehende Regentschaft einzusetzen. Diese selbst aber beginnt ihre Wirksamkeit damit, sich den Befehl über die Heere aller deutschen Staaten zuzuerkennen und läßt, während sie versichert, alles aufbieten zu wollen, den Bürgerkrieg abzuwenden, bei keinem, der die Verhältnisse kennt, einen Zweifel übrig, daß ihr Beginnen nur dazu führen kann, das Gut und Blut Württembergs in einem brudermörderischen und gegenüber den größern deutschen Staaten ganz ungleichen Kampfe zu vergeuden und durch die Geldopfer, welche die in Stuttgart neugewählte Reichsregentschaft zunächst nur von unserem Staate fordern könnte, unsern ohnehin schon tief gesunkenen Wohlstand vollends zu zerrütten. Wir haben alle Zweifel an dem rechtmäßigen Fortbestand der Nationalversammlung unerörtert lassend, in ihr nur den einer bessern Zukunft noch fähigen Rest jener politischen Schöpfung sehen wollen, an welche die deutsche Nation ihre schönsten Hoffnungen, ihr wohlberechtigtes Streben nach Einigung und Selbstbestimmung geknüpft hat; nicht verhehlen aber können wir uns, welche gewichtige Bedenken sich der behaupteten Befugniß der Versammlung entgegenstellen, die durch das Reichsgesetz vom 28. Juni 1848 bis zur definitiven Begründung einer Regierungsgewalt für Deutschland

eingesetzte Centralgewalt mit einer andern zu vertauschen, und außer allem Zweifel endlich ist es, daß wir dieser neuen Regentschaft nicht die Schicksale Württembergs preis geben dürfen. Wir erklären daher, daß wir der aufgestellten provisorischen Regentschaft das Recht nicht zugestehen, ohne Zustimmung der württembergischen Regierung für Württemberg gültige Beschlüsse zu fassen, namentlich nicht das Recht über württembergische Streit- und Geldkräfte zu verfügen, und wir vertrauen zu dem im württembergischen Heere und in der Bürgerwehr lebenden Geiste der Ehre und des Pflichtgefühls. Das Heer und die Bürgerwehr, sie werden ihrer Verpflichtung eingedenk seyn, die Verfassung zu beschützen, dem Gesetze Achtung zu verschaffen und die öffentliche Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten. Der deutschen Reichsverfassung und allem, was das deutsche Volk von ihr hofft, auf gesetzlichem Wege durch ausführbare Mittel Geltung zu verschaffen, wird unser vereintes Streben bleiben."

Dieser Erklärung des Ministeriums schloßen sich Stadtrath und Bürgerausschuß, so wie die Commandanten der Bürgerwehr an. Auch in der Bürgerschaft fand eine Adresse in gleichem Sinne lebhaften Anklang; es kamen aber auch von verschiedenen Volksvereinen Zustimmungsadressen für die National-

Versammlung, welche natürlich von derselben mit großem Beifall begrüßt und von den radikalen Blättern bestens ausposaunt wurden. Doch wurde ihr durch die wenige Theilnahme, welche sich im Lande für sie aussprach, der Boden unter den Füßen weggezogen und als nun die Kammer der Abgeordneten einen Mehrheitsantrag annahm, welcher lautete: „die Kammer möge zu Protokoll erklären, daß sie der Ansprache des Gesammtministeriums im Sinne der bisherigen Ausführung, welche auch der Absicht der K. Regierung gemäß seyn dürfte, beitrete, daß sie also Beschlüsse der von der Nationalversammlung neuestens eingesetzten provisorischen Regentschaft nicht als ohne weiteres für Württemberg verbindlich betrachte, sondern sowohl der K. Staatsregierung, als auch, je nach ihrem Betreffe der Ständeversammlung, eine Prüfung und Anerkennung derselben vom Standpunkte der Landes- und Reichsverfassung vorbehalten, namentlich wofern dadurch die württembergischen Streit- und Geldkräfte einseitig in Anspruch genommen, oder sonst die Interessen dieses Landes durch jene Beschlüsse bedroht werden sollten," als nun weiter der Versammlung der Sitzungssaal der Kammer verweigert wurde, da sah man deutlich, daß der Name „Wanderparlament," den man dem Ueberreste der Nationalversammlung beigelegt, vollkommen gerechtfertigt seyn dürfte.

Se. Majestät der König hielt in diesen Tagen eine Musterung über die Truppen und das Erscheinen des geliebten Monarchen und bewährten Führers wurde mit außerordentlicher Theilnahme begrüßt; General von Miller verlegte sein Hauptquartier in die Residenz und in der Stadt, bisher von Truppen ziemlich entblößt, sah man wieder militärisches Leben. Infanterie kam von den Höhen herab, auf der staubbedeckten Chaussee zogen Reitermassen hin und wieder und die schwarzrothen Fähnlein flatterten lustig im Winde. Auch Geschütze rasselten auf dem Pflaster und es wurde eine sechspfündige Batterie nach Stuttgart verlegt.

Das Rumpfparlament hatte sich inzwischen nach einem neuen Sitzungslokale umgesehen und für dasselbe die Reitbahn des Bereiters Fritz gewählt, nachdem sie in einem Gartensaale des Bierbrauer Kolb getagt. Die Reitbahn, ein großes leeres Gebäude, wurde mit der nöthigen Einrichtung versehen, mit Draperien, Festons und deutschen Fahnen geziert, auch sah man Lorbeerkränze und unter vorhandenen Inschriften war eine bemerkenswerth: „die deutschen Frauen den deutschen Männern.“

Die Regentschaft begann, um ihre Thätigkeit damit zu entfalten, daß sie dem württembergischen (Reichs-) General v. Miller die schriftliche Weisung

zukommen ließ, ihr allein zu gehorsamen. Daß diesem Befehl natürlich keine Folge gegeben wurde, so entsetzte sie den Reichsgeneral seiner Stelle und ließ auch dem die deutschen Streitkräfte in Schleswig und Jütland befehligenden General v. Prittwitz nachfolgende Depesche zukommen: „Wir setzen Sie hierdurch in Kenntniß, daß die deutsche constituirende Nationalversammlung in ihrer Sitzung vom 6ten d. M. beschlossen hat, die bisherige Centralgewalt ihres Amtes zu entheben und eine Regentschaft für Deutschland einzusetzen, die in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt Deutschlands betreffen, die vollziehende Gewalt zu üben hat. In Folge dieses Beschlusses hat hierauf die constituirende Nationalversammlung die Unterzeichneten als Mitglieder dieser Regentschaft erwählt und uns die vollziehende Gewalt übertragen. Wir haben die Reichsregierung übernommen. Indem wir Ihnen hievon, Herr General, Nachricht ertheilen, fordern wir Sie auf, künftig nur von uns, der provisorischen Reichsregentschaft und von niemand anderem Befehle oder Instruktionen anzunehmen. Zugleich ertheilen wir Ihnen hiedurch die Weisung, den Krieg gegen die Dänen rasch und energisch fortzuführen und namentlich ganz Jütland militärisch zu besetzen, damit baldigst ein ehrenvoller Frieden geschlossen werden

könne. Zu Vermittlung eines solchen Friedens werden wir demnächst einen Reichscommissär absenden. Unterhandlungen, Waffenstillstands- oder Friedensschlüsse zwischen Dänemark und deutschen Einzelstaaten werden wir nicht anerkennen."

Man wird es begreiflich finden, daß bei der Aufregung und Spannung, in welcher sich zu dieser Zeit alle Parteien befanden, geringe Straßenscandale nicht ausblieben. Doch war die Ruhe niemals ernstlich bedroht und solche Vorfälle beschränkten sich auf kleine Aufläufe vor der Hauptwache, wenn hie und da ein Arrestant eingeliefert wurde, der zu viel gelärmt, oder ein Soldat, der sich unbotmäßig betragen. Natürlich dachte alles an große Emeuten und da fehlte es nicht, daß sich die Königsstraße bei solchen Veranlassungen zahlreich mit Menschen füllte. Hauptsächlich waren es Neugierige und von den andern, welche mitspielten, meistens sehr junge, kaum erwachsene Leute beschränkten vielleicht sieben Achtel ihre Theilnahme auf ein ungeheures Gepfeife, auf ein wüstes Geschrei, auf lächerliche Drohungen und darauf, das übrige Achtel oft sehr gegen dessen Willen in die erste Reihe vorzuschieben, den Bürgerwehrmännern und Polizeibeamten gegenüber. Aber solche Aufläufe, namentlich bei Nacht, haben immer etwas Wildes, Unheimliches. Zahllose Leute schwärmten auf und

ab, traten jetzt zu dem Knäuel vor der Hauptwache und liefen bald wieder zurück, um den entfernter stehenden schreckliche Dinge zu erzählen, die nie vorgefallen. Alle Eckſteine und Treppen waren mit Mädchen und Weiber besetzt, die laut hinauskreischten und zurückwichen, sowie in dem Menschenknäuel vor ihnen eine kleine Bewegung entstand. Adjutanten und Ordonnanzen, die von dem Schloß in die Kaserne geschickt wurden, hörte man von weither auf dem Pflaster galoppiren, dann traben und endlich im Schritt reiten, sowie sie in die Nähe der Menschenmasse kamen. Jetzt rückte auch Bürgerwehr an, eine Compagnie, das Gewehr im Arm und durchbricht die Reihe des zusammengedrängten Volkes, glücklicherweise aber ohne jemand zu verletzen, denn man macht ihnen eilfertig Platz und es werden höchstens einige Hühneraugen unsanft berührt oder es kommen die Gewehrkolben der Flügelleute hie und da etwas mit solchen in Berührung, die sich weigern der öffentlichen Macht Platz zu machen. Hinter ihren Reihen aber schließt sich die Volksmasse wieder und das Gepfeife und Gejohle weit hinaus schallend lockt noch eine größere Menge Neugieriger heran. Auch Waffen werden herbeigeführt, aber versteckt gehalten und hie und da sieht man einen fremden Handwerksburschen, der die Sache vielleicht irgendwo schon mitgemacht,

den rostigen Säbel unter dem Rockschoße verbergend, nach dem Schauplatze eilen. „So ist's recht!" ruft er, „das Volk muß frei werden," stellt sich aber vorderhand in die hinterste Reihe, um zu sehen, welchen Ausgang die Sache nehmen wird. Dieser Ausgang war aber glücklicherweise bei uns bei diesen Scenen ein vollkommen befriedigender. Bald vernahm man den festen Schritt einer heranrückenden Infanteriemasse und die Menge wich an die Häuser zurück und in die Seitenstraßen, um sich langsam zu verlaufen. Ein paarmal aber auch hatte der Himmel ein freundliches Einsehen, es fing an zu regnen und die dicht herabfallenden Tropfen säuberten die Straßen schneller, als es Militär und Polizei gekonnt hätte. Die meisten gingen nach Hause, zufrieden ein bischen Auflauf gesehen zu haben und nur die Hartnäckigsten schwärmten auf den Straßen herum, machten ihrem Unwillen durch heftige Redensarten gegen irgend eine beliebige Patrouille Luft, wurden für die Nacht eingesteckt und kamen den andern Morgen ziemlich nüchtern nach Hause.

Derartig waren nun wie gesagt die Aufläufe, welche zu jener Zeit in Stuttgart aufgeführt wurden. Für das Rumpfparlament herrschte durchaus keine Theilnahme mehr; das Interesse, welches noch vor einiger Zeit an ihm genommen wurde, hatte es selbst

verscherzt durch seine an Tollheit grenzenden Beschlüsse und namentlich dadurch, daß es neben der eigenen Landesregierung eine Regentschaft anstellte, eine Regentschaft unter andern mit dem Herrn Becher, dem jene gehorchen sollte. In den nächsten Tagen traf diese Regentschaft denn auch Anordnungen wegen Aufstellung eines Reichsheers und verlangte von Württemberg neben einem Credit von einigen Millionen Gulden fünftausend Mann Infanterie, vier Schwadronen Cavallerie und zwei Batterien. Diese Truppen sollten vor ihrem Abmarsch auf die Verfassung beeidigt werden, Landau und Rastatt besetzen und die verfassungstreuen Gebiete (wohl Baden und die Pfalz) beschützen. Jetzt schien das Maß gefüllt zu seyn und die württembergische Regierung gab als Antwort auf jene Forderungen der Nationalversammlung ihren Wunsch dahin zu erkennen, sie möge Stuttgart verlassen. Bei allen diesen Widerwärtigkeiten hatte die Regentschaft auch einen kleinen Sonnenblick, denn Vater Itzstein traf in Stuttgart ein und brachte der entblößten Kasse zehntausend Gulden von fünfundzwanzigtausend, welche die badischen Machthaber zugesichert. Gegen die am 16. Juni von der Reichsversammlung gefaßten Beschlüsse über Bildung einer Volkswehr, deren Annahme von Seiten unseres Ministeriums einer völligen Ueber-

lieferung der Regierungszügel an die Regentschaft gleich gewesen wäre, gab dasselbe nachfolgende Erklärung:

„Das unterzeichnete Gesammtministerium, welches wiederholt versichert, die deutsche Reichsverfassung, soweit es einem einzelnen Staate Deutschlands möglich ist, zur Anordnung zu bringen, so wie sie denn auch in Wirklichkeit bereits zur Anwendung gebracht wird, erklärt hiemit, daß es die von der Nationalversammlung gestern Abend gefaßten, die Bildung der Volkswehr betreffenden Beschlüsse nicht anerkenne und sämmtlichen württembergischen Behörden verbiete, dieselben anzuerkennen."

Zugleich wurde am 18. Juni ein Ministerrath gehalten, in welchem man beschloß, dem Präsidium der Reichsversammlung anzuzeigen, daß weitere Sitzungen in Stuttgart oder Württemberg nicht mehr zugegeben werden könnten.

Als dieser Erlaß im Publikum bekannt wurde, zeigte sich bald auf den Straßen große Bewegung. Alle Parteien, alle Neugierigen hatten Feiertag gemacht und wogten durch die Stadt. Das Militär war ausgerückt, starke Patrouillen durchzogen die Stadt und auf den öffentlichen Plätzen Stuttgarts sah es ganz kriegerisch aus. Ueberall war Cavallerie und Infanterie aufgestellt und auch die Bürgerwehr

versammelte sich theilweise; namentlich in der Königs- und Kronprinzstraße wogte es von Menschen, und hier folgte eine Patrouille der andern. Ueberhaupt war die Militärmacht, welche heute entfaltet wurde, so zahlreich und achtunggebietend und dabei die Stimmung der Soldaten so vortrefflich, daß man im Nothfall vollkommen im Stande war, jeden anarchischen Versuch kräftig niederzuwerfen. Von dem Beschlusse des Ministerraths und daß derselbe der Kammer an jenem Morgen mitgetheilt würde, hatte man in der Stadt bereits Kenntniß erlangt und die Theilnahme des Publikums an diesem vermuthlich letzten Tage des Rumpfsparlaments war ganz anders, als die ihm anfangs bezeugte. In der Kammersitzung wurde nun das ministerielle Schreiben an den Präsidenten der Nationalversammlung verlesen, daß man keine weitern Sitzungen dulden werde, und es wurde hinzugefügt, bis jetzt sey noch keine Antwort darauf erfolgt. Da war es, wo sich in der württembergischen Kammer der württembergische Regierungsrath (Mitglied des Ministeriums des Innern), Herr Schoder, erhob und erklärte: er habe eine Antwort, nämlich die, daß die Nationalversammlung sich um 3 Uhr in ihrem Sitzungslokal versammeln würde. Herr Schoder, der sich unterstand, dem Ministerium seines Landes diese Antwort zu geben, ist zur Zeit Präsident der verfassungs-

revidirenden Versammlung Württembergs. Kaum aber waren jene Worte gesprochen, so erhob sich der Kriegsminister, General Rüpplin von seinem Platz und verließ den Sitzungssaal, um als Antwort auf die Antwort des Herrn Schoder die nöthigen militärischen Maßregeln zu treffen. Dieß war Mittags gegen 12 Uhr. Um 1 Uhr ritt General von Miller in Begleitung einiger Adjutanten, eines Civilcommissärs und einer Abtheilung Feldjäger gegen den Sitzungssaal des Rumpfparlaments, das Fritz'sche Reithaus, hin. Bald darauf wurden die dahin führenden Straßen von Linienmilitär und Reiterei abgesperrt. Schon vor 3 Uhr sah man einzelne Abgeordnete dem Parlamentslokale zugehen, ein größerer Zug folgte bald darauf, unter ihnen und an der Spitze waren: Schott, Uhland und Löwe. Als sie in die Nähe des Fritz'schen Reithauses kamen, wurde ihnen von einem Civilcommissär erklärt, daß sie nicht eingelassen würden. Präsident Löwe, welcher dagegen im Namen der Nationalversammlung Protest erheben wollte, wurde durch Trommelwirbel in seiner Rede unterbrochen. Das Militär benahm sich bei dieser Veranlassung mit musterhafter Ruhe und Mäßigung, und obgleich den andern Tag von Verwundungen viel gefabelt wurde, so stellte doch bald eine deßhalb eingeleitete Untersuchung die Unwahrheit dieser Behauptung klar heraus. — Die

Cavallerie, welche bei dem Reithause aufgestellt war, hielt sich so lange vollkommen passiv, bis einzelne Abgeordnete, trotz der Erklärung des Civilcommissärs, den Versuch machten, sich gewaltsam dem Sitzungslokal zu nähern. Darauf rückte die Reiterei im Schritt vor und säuberte die Straßen. Es war an jenen Orten eine ziemliche Menge Volks versammelt, namentlich zahlreiche Anhänger des Rumpfparlaments, doch hielten es dieselben für gerathen, sich ruhig zu verhalten und ihren Gefühlen nur durch einiges Lebehochrufen Luft zu machen.

Nachdem auf solche Art das Rumpfparlament aufgelöst worden, zerstreuten sich die Abgeordneten theils in die Stadt, der größte Theil aber verfügte sich mit dem Präsidenten nach dem Hotel Marquard. Hier fand man aber auch bereits Cavallerie aufgestellt und bemerkte zugleich auf der Straße Gestalten aller Art. Breite Schlapphüte, viel Bartwerk, einige Blousen, kurz größtentheils „Gestalten," die man für reisende Barrikadenmänner halten konnte. Die meisten dieser Leute waren Fremde, die Niemand kennen wollte. Von ihnen wurden die zurückkehrenden Abgeordneten mit Lebehochrufen empfangen, was die Militärmacht durchaus nicht zu verhindern suchte. Als aber Simon von Trier vortrat, um an der Treppe eine Ansprache an das „Volk" zu halten, machte die Cavallerie vor

dem Hotel eine Schwenkung und nöthigte den Haufen auseinander zu gehen.

So bewegt nun auch die Straßen der Stadt heute Nachmittag waren, so zahlreich Neugierige jeden Alters und Standes, unter ihnen zahlreiche Weiber und Kinder, hin und her wogten, so viele Patrouillen der Infanterie, Cavallerie und Bürgerwehr, die festgeschlossen alle Straßen kreuzten, zum Ausweichen und Auseinandergehen die harmlosen Zuschauer nöthigten, so fiel doch am heutigen Tage nirgends ein Scandal vor, fand nirgends eine eigentliche Ruhestörung statt. Der Schloßplatz war das lebendige Bild eines kleinen Feldlagers. Infanterie, Cavallerie und Artillerie war dort aufgestellt; die Reiter standen neben den Pferden, die Artilleristen lehnten am Geschütz und die Infanteristen hatten ihre Gewehre zusammengestellt und plauderten lachend mit einander, wozu die Feldmusiken lustige Tänze aufspielten. Es war keinem der Zuschauer verboten, sich unter das Militär zu mischen, und man sah häufig Gruppen von Militär und Civil beisammen stehen und sich über das Vorgefallene unterhalten. Doch kamen dabei auch gesinnungstüchtige Neckereien vor und einige unverbesserliche Subjekte versuchten es, mit den Soldaten auf ihre bekannte Art zu fraternisiren; doch waren Kolbenstöße, gut gebrauchte derbe Fäuste und einige Arrestationen der

wohlverdiente Erfolg dieser patriotischen Bemühungen. Das Militär benahm sich taktvoll, getreu und ehrenhaft und zeigte manchem erstaunten Wühler, wie wenig die frühern Bier- und Weinspenden geholfen und wie fest der württembergische Soldat an seiner Pflicht, an seinem Eide und an der Treue zu seinem König halte.

Als General von Miller später bei den auf dem Schloßplatz aufgestellten Soldaten erschien, wurde er mit lautem Ruf begrüßt und seine Ansprache, die mit einem begeisterten Hoch auf den König endigte, ward mit Jubel aufgenommen. Das Militär zeigte, daß es eingedenk des Wahlspruches seines geliebten Königs: „Furchtlos und treu," den Rechtszustand, das öffentliche Wohl und die wahre Freiheit des Vaterlandes mit allen seinen Kräften zu schirmen und zu fördern jeden Augenblick bereit seyn werde.

Das Rumpfparlament schien indessen nicht so gleich weichen zu wollen. Es wurde auf den folgenden Tag um 4 Uhr eine Versammlung im Wernerschen Bierhause verabredet und die Regentschaft erließ einen Aufruf, der mit den Worten schloß: „Es gilt vor allem, Baden und der Pfalz die Bruderhülfe zuzuführen. Aus allen deutschen Ländern mögen Freiwillige den Bedrängten zu Hülfe eilen. Deutsche! duldet nicht, daß die Männer, die sich muthig für

die Reichsverfassung (!?!) erhoben, dem Reichsfeinde erliegen. Bedenkt, daß die Niederlage dieser Tapferen auch Euch das Loos der Knechtschaft bringt. Zu den Waffen, deutsches Volk! Es gilt den heiligen Kampf für unsere Freiheit gegen schamlose Unterdrückung. Zeige der Welt, daß dein Herz groß wie dein Geist; zeige, daß das Herz Europas, das man erstorben wähnte, noch in Begeisterung schlage für die Freiheit."

Herr Schober, der in diesen Tagen eine für ein Mitglied der K. Regierung gewiß noch nie dagewesene außerordentliche Thätigkeit entfaltete, stellte in der Kammersitzung des 19. Juni den dringlichen Antrag: „In Erwägung, daß die Departementschefs Römer ꝛc. dem Präsidenten der deutschen Nationalversammlung die Vornahme jedes officiellen Aktes in Württemberg untersagt und mit gewaltsamer Verhinderung jedes Versuchs gedroht, auch diese Drohung gestern dadurch ausgeführt haben, daß sie das Sitzungslokal der Nationalversammlung, geleitet von den Abgeordneten Schott und Uhland, behufs der Abhaltung einer Sitzung dem Sitzungslokale sich nähernden Präsidenten Löwe, trotz seiner auf das Reichsgesetz vom 10. Oktober 1848 gestützten Verwahrung, mit roher Gewalt zurückdrängen ließen; in Erwägung, daß in diesem Attentat auf die oberste gesetzliche Gewalt des deutschen Reiches zugleich ein Angriff auf die Ver-

fassung des einen Theil des deutschen Reichs bildenden württembergischen Staats gelegen ist — beschließt die Kammer der Abgeordneten: gegen die Departementschefs Römer, Roser, Duvernoy, Schmidlin, Rüpplin und Goppelt wegen Verletzung der Verfassung Anklage bei dem Staatsgerichtshofe zu erheben.“ Dieser Antrag wurde aber für nicht dringlich erklärt und die Kammer ging über denselben später zur Tagesordnung über.

Dem Präsidenten der Nationalversammlung kam an demselben Tage noch ein Schreiben des Ministers des Innern zu, worin er denselben ersuchte, seine bisherigen Collegen, welche Württemberg nicht speciell angehörten, aufzufordern, im Laufe des nächsten Tages die Abreise aus Württemberg anzutreten, indem sich die Regierung sonst zu ihrem Bedauern genöthigt sehen würde, die zur Erhaltung der Ruhe des Landes absolut gebotenen Maßregeln zu treffen. Als nun aber Nachmittags 4 Uhr die Mitglieder des Rumpfparlaments zu einer vertraulichen Besprechung im Werner'schen Lokal versammelt waren, machte ihnen Schott im Namen des Ministers Römer die Eröffnung, daß jener Befehl zurückgenommen sey und die Herren als Privatpersonen gegen Lösung von Polizeikarten und unter Nachweis des Zwecks ihres Aufenthalts hier bleiben könnten. Man beschloß

jedoch, im Allgemeinen hievon keinen Gebrauch zu machen, vielmehr nach Karlsruhe überzusiedeln, wo eventuell am 25. Juni die erste Zusammenkunft stattfinden sollte.

Dieß waren die letzten Wetterleuchten des Gewitters, welches sich über Württemberg zusammengezogen hatte. Glücklicherweise aber fand keine Entladung desselben bei uns statt, es zog an unsern gesegneten Fluren vorüber, und nach den furchtbaren Blitzen und heftigen Donnerschlägen, die aus der Ferne zu uns herüberdröhnten, konnten wir uns sehr glücklich schätzen, daß es unser Land verschonte.

XII.

Nach Baden.

Am 11. Juli Abends fuhr ich abermals einem Kriegsschauplatze zu und zwar nach dem badischen Lande. Doch war hier die größte Arbeit gethan, die preußischen Truppen mit ihren Verbündeten standen schon nahe an der Schweizergrenze. Im Schwarzwald gab es nur hie und da kleine Begegnungen zwischen streifenden Soldaten und zersprengten Freischaaren. Der Prinz von Preußen hatte mit seinen braven Truppen dem Aufstand ein schnelles Ende gemacht, und nur die Festung Rastatt, mit guten Werken, neuem schönem Geschütz und reicher Munition versehen, war noch in den Händen der Insurgenten. Dorthin wollte ich mich wenden, um eine andere Art der Einschließung zu sehen, eine andere Art des Angriffs, wie ich ihm vor Malghera angewohnt.

An einem klaren schönen Sommermorgen sah ich

die badische Hauptstadt vor mir liegen. Hinter Durlach links von der Straße ab zeigte mir der Conducteur die Kaserne der Artillerie, Gottesaue, welche in den ersten Anfängen der badischen Revolution eine so traurige Rolle spielt. Da lag das große Gebäude verlassen und öde mit seinen grauen Mauern, zertrümmerten Fenstern und offenen Thüren im Grauen des Morgens wie ein riesenhaftes Gespenst, mahnend an eine entsetzliche Mitternachtsstunde der nahen Vergangenheit, ein Geist, der nicht mehr gebannt werden kann, und der noch in langen, langen Jahren an jene schauerlichen Tage erinnern wird.

In der Stadt selbst sah man in der frühen Morgenstunde noch wenig Leben auf den Straßen, nur preußische Schildwachen spazierten auf ihrem Posten auf und ab, wahrscheinlich sich freuend, daß der Tag gekommen und die Wache bald vorbei sey. Auch Ordonnanzen ritten durch die Straßen, Kürassiere im blinkenden Harnisch. An einigen Straßenecken bemerkte man kleine Pikets von Infanterie, die feldkriegsmäßig verpackt zum Abmarsch dort angetreten waren. Einige boten ganz das lebendige Bild einer Truppe, die nach mehrtägigem Aufenthalt in einer Stadt, wo es ihr gut gegangen, nun der Trommel folgt, die sie von dannen ruft. Nach einem herzlichen Abschied von schnell erworbenen Freunden und

Freundinnen, ohne Hoffnung, vielleicht je wieder zurückzukehren. Lustig schauten die Soldaten an den heitern Morgenhimmel. Hier rückte einer den Tornister, der ihn jetzt schon anfing zu drücken, etwas in die Höhe, oder zog den Brodsack herab, der schwer mit den Gaben des Hauswirths angefüllt und hinreichend versehen für den heutigen Marsch erschien. Vor der Fronte stehen die Offiziere und erzählen lachend von ihrem hiesigen Aufenthalt; hinter den Soldaten sieht man eine Gruppe von Unteroffizieren, die sich ernsthaft und bedächtig über die wahrscheinlichen Vorfälle der nächsten Tage besprechen. Den Soldaten selbst wird so kurz vor dem Ausmarsch von dem gestrengen Feldwebel etwas durch die Finger gesehen, und wenn sie nicht gar zu weit auseinander treten, so drückt der ernste gravitätische Mann mit dem wohlgenährten Körper, mit der dicken Brieftasche auf der Brust und dem langen Degen an der Seite, der Feldwebel nämlich, die Mutter der Compagnie, eine Auge zu und bemerkt nicht, wie sich dort Einer hinwegschleicht, um in dem eben geöffneten Spezereiladen seine Schnapsflasche füllen zu lassen, oder wie ein Anderer an der Ecke den letzten zärtlichen Abschied nimmt von einer jungen Badenserin, die dem schmucken lustigen Soldaten ihr Herz geschenkt. Jetzt hört man in einer Nebenstraße Pferdegetrappel, —

es ist der Major mit seinem Adjutanten, die zu der Truppe stoßen. Beide sind nicht gerade glänzend beritten. Der Major, ein dicker, wohlgenährter Familienvater, reitet ein dickes, wohlgenährtes Pferd, einen Braunen, Mecklenburger-Stumpfschwanz. Wie er um die Ecke herumkommt, beschließt er, den Mecklenburger in Galopp zu setzen, doch ehe er dieß fertig bringt, galoppirt er zuerst selbst auf den Sattel, als wolle er freundlich den Gaul ersuchen, jetzt ein Gleiches zu thun. Der Adjutant, lang und hager, wie das Roß, auf dem er sitzt, setzt einen gelinden Trab an und hält bei den Offizieren, wenn der Major bei der Fronte vorbeireitet. „Ein kapitales Pferd!" sagt der Adjutant von seinem Schwarzbraunen, „wenig Aeußeres, aber unbezahlbar in der Schlacht." — „Stillgestanden!" Alles ist fertig und bereit. Die letzten Abschiede werden schnell abgebrochen, die Offiziere ziehen ihren Degen und treten auf den rechten Flügel ihrer Züge, die Tambours haken ihre Trommel los und machen sich fertig. „Mit Sektionen rechts schwenkt! — Marsch!" — Rrrum, bum, tum, tum, — und dahin ziehen sie. Manches Fenster öffnet sich, und heraus blickt ein gähnender Kopf mit der Nachtmütze und schüchtern manch' unfrisirtes Damenhaupt. Offiziere und Soldaten schielen an den Häusern empor, winken hie und da zum Abschiede

hinauf und verschwinden alsdann um die Ecke. Bald hört man den festen geregelten Schritt nicht mehr, und nur dumpf und in weiter Entfernung die rasselnden Trommeln. Endlich hört auch das auf, das Bataillon zieht auf der Chaussee weiter, der Staub wirbelt auf, die Soldaten tragen das Gewehr, wie es ihnen gut dünkt und singen dazu:

Als ich an einem Sommertag,
O Lieb', o Seel', o Herzenskind, Hurrah!
Im grünen Wald im Schatten lag.
Mit der Ralle, Balle, mit der Langsamkeit,
Meine Liebe komm' herein, Hurrah!

Dabei wird der Feldflasche sehr häufig zugesprochen, der dicke Major schwitzt unsäglich und wird von dem aufwirbelnden Staube sehr geplagt, ebenso der hagere Adjutant, der viel mit dem Hauptmann der ersten Compagnie spricht, und schon nach einer Stunde ganz heißer ist. — Zuletzt sieht der Bauer, der draußen auf dem Felde arbeitet, auf der entfernten Chaussee weit ab eine große Staubwolke sich langsam fortbewegend, daraus hervor Gewehrläufe und Bajonnette blitzen und sagt: „Da zieht Infanterie.“

Solche Scenen bemerkte ich beim Hereinfahren verschiedener Art, welche dann die Phantasie noch weiter verfolgte, als das Auge dieses konnte. Vor einem großen Hause, wo der Kommandirende von

Karlsruhe wohnte, und ebenso an dem Stadthause, befanden sich Ordonnanzen, die Depeschen brachten und empfingen. Die Reiter waren meistens abgesessen, und Infanteristen, die sich gerade da in unwichtigen Geschäften befanden, hielten unterdessen die Pferde. So sah man in den Straßen der Stadt nur militärisches Leben, im übrigen waren die Häuser noch verschlossen, die Gardinen niedergelassen und die Karlsruher schienen noch größtentheils dem Morgenschlummer obzuliegen. — —

Die Zeit der schweren Noth, die wie ein wildes Wetter jählings über die Stadt hereinbrach, schien verschwunden. Der republikanische Fiebertraum, gespenstig wie Hexen-Sabbath und ebenso bevölkert mit wilden unheimlichen Gestalten, zerfloß beim ersten Hahnenschrei, und das Morgenlicht der erwachenden Vernunft riß unerbittlich die nächtlichen Hüllen ab und zeigte entsetzliche Phantome, von denen sich das Auge schaudernd abwendet. Wie jener Ritter im Walde, der alle Wunden, die er seinem schattenhaften Gegner schlägt, im eigenen Fleische empfindet, so auch hier: hohnlachend verschwindet das Gespenst, aber das Blut tropft am eigenen Körper herab und die Trümmer liegen umher.

Als nun die Sonne über die Dächer heraufstieg und die Straßen mit Licht und Leben bevölkerte,

ging ich aus, um mich in Karlsruhe umzusehen. Die Stadt war ruhig und still, und das Leben in ihr athmete schwer und unmerklich. Die Straßen waren leerer als je, und es berührte einen jetzt recht unangenehm, daß man in denselben, man mochte sich wenden wohin man wollte, immer und immer das großherzogliche Schloß vor sich sah, einsam und verlassen. Von den Verheerungen des Kampfes sah man um Karlsruhe, außer einigen zertretenen Fruchtfeldern, nicht viel, in der Stadt noch weniger. Obgleich Baden noch keine Republik war, so schien man doch den großherzoglichen Wappenschildern hie und da zu Leibe gegangen zu seyn, denn ich sah manche, die in äußerst verdächtigem Jugendglanze strahlten. Von Truppen war, außer einer Schwadron Kürassiere und einiger Infanterie, noch etwas nassauisches Militär da; badische Soldaten kamen fast täglich in zahlreichen Trupps an, bald unbewaffnet von Preußen eskortirt, bald bewaffnet sich selber stellend. Auch Dragoneroffiziere ritten wieder wie ehedem durch die Straßen; mancher dieser Herrn hatte gewiß viel verloren, dagegen aber auch durch die trostlosen Geschichten gewiß einiges Neues gelernt! Ein großer Zug preußischer Munitionswagen, Feldschmieden und Belagerungsgeräthschaften, der auf der Eisenbahn gegen Rastatt geführt wurde, sah äußerst originell

aus. Es waren wohl 24 Wagen mit Bespannungspferde, die in Reihen neben einander in den Gitterkästen standen, die Geschirre blank und sauber geputzt, die Reiter neben den Pferden, den Kantschuh in der Hand. Das alles durch die einzige Locomotive davongeführt.

Schaaren von Leuten aus der Stadt aller Altersklassen, namentlich viele Frauen und Mädchen, die gegen zehn Uhr zu einem Thore der Stadt hinauszogen, veranlaßten mich, ihnen zu folgen. Sie gingen alle nach dem Friedhofe, um einem Begräbnisse beizuwohnen, einem Begräbnisse dreier an ihren Wunden gestorbener preußischer Landwehrmänner, was hier beinahe ebenso viel sagen wollte, als dreier fern von der Heimath und den Ihrigen gestorbenen Familienväter. Es ist sonst nicht meine Leidenschaft, auf Kirchhöfe zu wandeln und Leichenpredigten zu hören, wo ja fast immer der alte Text: „er ward geboren, nahm ein Weib und starb,“ variirt wird; aber das war hier ganz anders, man trug drei Fremdlinge hinaus, die „getreu der Fahne, der sie zugeschworen,“ weit von ihrem Heimathsdorfe ihr Leben ließen, und der Zug der Begleitenden und Leidtragenden war zahlreich und in würdiger Haltung. Ihn eröffnete der Oberst von Brandenstein, der preußische Kommandant, und dem Wagen folgten in langer Reihe

Karlsruher Bürgerwehr, das Pompier- und Schützencorps, sowie preußisches und nassauisches Militär, der Kirchhof aber war gedrängt voll Menschen, Zuschauer aller Alters- und Standesklassen, dazu schien die Sonne hell und glänzend, und es leuchteten die weißen Kreuze und rauschten die Immergrünkränze, unter den Bäumen war es kühl und schattig, und gewiß auch so in der Erde, wohinein man die drei armen Soldaten versenkte unter dumpfem Trommelwirbel; er erklang dreimal nacheinander, leise anfangend und dann von der vollen Kraft wieder absterbend, daß man zuletzt nicht mehr wußte, hörte man den Trommelschlag oder hörte man das Rollen der Erdschollen! Der Geistliche sprach, und was er sprach, war erschütternd und wurde wie zu lauter schmerzlichen Bildern. —

Fern in Preußen sah ich einen kleinen Bauernhof, und unter den Bäumen am Hofthor saß ein junges Weib und überwachte ihr kleines Kind, das vor ihr auf dem Boden kroch, durch das offene Fenster sieht man an der Wand des Zimmers das Bild des Vaters in Landwehruniform, roh gemalt, wie es die Soldaten mit aus der Garnison bringen, und das junge Weib (so sagt der Geistliche) ist in einem Zustande, wo das erregte Gemüth ahnungsvoller und weitschauender ist, wie sonst; sie schauert zusammen, denn in ihren Ohren

klang es heute Nacht und klingt es jetzt wieder, wie dumpfer Trommelwirbel, sie betet, und auch das Kind muß die Händchen falten, beten ja doch im selben Moment, hundert Meilen von ihr, so viel tausend Menschen für den Gatten und Vater, da man ihn in die Erde senkt, nicht einmal in die Heimatherde!

Gönnen wir den armen Soldaten, die im Kampfe verwundet im Spital sterben, das ärmliche Todtenopfer, die mitleidige Thräne, die in manchem Auge zittert, die hellen Tropfen, die in das Gras rollen neben die offenen Gräber, gönnen wir es einem für alle. Diese hier haben von den Gebliebenen das traurigste Loos: auf dem Felde der Ehre zu sterben, wenn die Kugel richtig traf, ist nicht so schlimm, ist viel lustiger; da wischt sich der Nebenmann die Augen aus, während er ladet, und winkt dem Kameraden, dem er vielleicht im nächsten Augenblick folgt, zum Abschiede. Später macht man ein tiefes Grab, legt ihrer zwanzig auch dreißig hinein, eine ganze Gesellschaft, lauter gute Freunde, und nicht geschieden durch die gewissen Bretter; ein alter Unteroffizier will zum Gedächtniß der Todten sprechen, aber es laufen ihm die Thränen so arg in den Bart, er kann nichts reden, und dieß ist dennoch die beste Rede, die er halten konnte; man schaufelt das Grab zu, setzt auf den Hügel ein rohes Holzkreuz, und Tausende,

die dort vorbeiziehen, salutiren den tapfern Kameraden. — — — — — — — — — — —

Es wird hier nicht uninteressant seyn, über die Erfolge der verbündeten Truppen, unter dem Oberkommando des Prinzen von Preußen, das Nähere zu vernehmen, wie es der Heerbericht Sr. königl. Hoheit mittheilte. Derselbe lautet:

„Die Armee, welche unter meinem Kommando bestimmt ist, in der Rheinpfalz und dem Großherzogthum Baden die rechtmäßige Regierung, Ordnung und Gesetz wieder herzustellen, steht nunmehr mit drei Corps in der Gegend von Karlsruhe vereinigt. Das erste Armeecorps der bezeichneten Rheinarmee ist unter dem General v. Hirschfeld am 11. Juni an drei Punkten der pfälzischen Grenze zwischen Kreuznach und Saarbrücken aufgestellt gewesen und hat am 12ten und 13ten das preußische Gebiet verlassen, in der Absicht, mit vier Colonnen, unter denen die des linken Flügels die Reichsfestungen Landau und Germersheim bald möglichst sicher zu stellen bestimmt war, concentrisch gegen Kaiserslautern, den Sitz der sogenannten provisorischen Regierung, vorzugehen. Ich für meine Person hatte mich der Colonne angeschlossen, welche von Kreuznach über Kirchheimbolanden und Neustadt dirigirt worden ist. Auf dreien der gewählten Straßen haben die Insurgenten zu

widerstehen versucht, sind indeß überall mit leichter Mühe zurückgeworfen, so daß die bei Homburg, Annweiler und Kirchheimbolanden stattgefundenen Gefechte nur unerheblich genannt werden können. Als bedeutender allein ist die Einnahme von Ludwigshafen anzusehen, weil sich an dieselbe die durch 24 Stunden dauernde, von Mannheim aus effectuirte Beschießung des Ortes, so wie die daraus hervorgegangene fast völlige Zerstörung einer außerordentlich schönen, dem Rheine zugewandten Häuserreihe anschließt. Der Verlust der Truppen ist in diesen Gefechten nicht bedeutend gewesen. Er würde ein weit empfindlicherer haben seyn müssen, wenn die Insurgenten, deren Gesammtstärke an den verschiedenen Punkten der Pfalz anfangs auf etwa 10,000 Mann und 8 Geschütze angegeben worden ist, von ihren Kräften ernstlichen Gebrauch zu machen versucht hätten. Das Terrain, welches namentlich die Verwendung der Kavallerie fast gänzlich ausschließt, begünstigt die Defensive vorzugsweise. Ebenso erfolglos, als mit den Waffen in der Hand, haben die Insurgenten mit Proklamationen gegen den gesunden Sinn der Truppen anzukämpfen versucht. Jeder Soldat hatte sich eine bestimmte Meinung über das verbrecherische Treiben der Rebellen zur Stelle mitgebracht, durch die eigene Anschauung der Verhältnisse nur noch

mehr befestigt, so daß es allein den angestrengtesten Bemühungen der Offiziere zuzuschreiben ist, wenn im Gefechte überhaupt Gefangene gemacht worden sind."

„Die provisorische Regierung entwich bereits am 14ten aus Kaiserslautern nach Neustadt, zwei Tage später gefolgt von ihrem sogenannten Obergeneral, dem angeblichen Polen Sznayde; am 17ten waren Germersheim und Landau durch preußische Truppen entsetzt und deren ganzes Corps in der Umgegend dieser beiden Orte concentrirt. Die quasi-Regierung mit den Kassen, so wie 5000 Mann Freischärler mit 8 Kanonen zogen in unerreichbarer Flucht am 18ten über die Brücke von Knielingen nach Baden ab. Die zahlreichen guten Elemente des Landes traten schnell neben den einmarschirenden Truppen wieder zu Tage; Massen gezwungener Freischärler waren in ihre Heimath zurückgekehrt. Der sichtbare Empfang, welcher der so oft verschrieenen preußischen Soldateska von der ungleich überwiegenden Majorität der Bevölkerung zu Theil geworden ist, war freudig und von Worten des Dankes für die Befreiung von schlimmem und gefürchtetem Druck begleitet. Wenn für den Soldaten hierin etwas wohlthuendes und eine Anerkennung dafür liegen mußte, daß seine Ruhe Nutzen geschaffen habe, so ist dieß namentlich bei der Begrüßung mit der Besatzung der Festung Landau

der Fall gewesen. Mehr noch von innen durch eine unzuverlässige Bürgerschaft, als durch die wiederholten Angriffe der Freischaaren gefährdet, hatte die brave bayerische Garnison sechs schwere Wochen zu überstehen gehabt. Die Offiziere hatten, mit dem Gewehr auf der Schulter, den Dienst mit ihren Gemeinen als Posten auf den Wällen getheilt, und ich habe es für meine Pflicht gehalten, dem versammelten bayerischen Offizierscorps persönlich auszusprechen, wie hohe Anerkennung die Geschichte jenes Zeitabschnitts in der preußischen Armee gefunden hat. Der erste Theil der uns gestellten Aufgabe war gelöst. Die Pfalz war von Freischaaren gesäubert. Die bayerischen Regierungs- und Gemeindebeamten kehrten zu ihren Funktionen zurück und gleichzeitig rückte Generallieutenant Fürst v. Thurn und Taxis mit den nunmehr über den Rhein gegangenen bayerischen Truppen in die Pfalz ein, welchem auf seinen Wunsch ein preußisches Bataillon als Verstärkung für Landau zurückgelassen wurde.

Das nächste Ziel war nunmehr die Vereinigung des ersten (Hirschfeld'schen) Corps mit dem am 21sten am rechten Ufer stehenden zweiten Corps (Graf v. d. Gröben), sowie mit dem schon seit längerer Zeit dort befindlichen dritten Corps (des Generals v. Peucker). Zu dem Ende ging das zuerst genannte Corps, mit der Bestimmung den Neckar

und die daran aufgestellten feindlichen Kräfte von Süden her anzufassen, am 20. Juni Morgens 3 Uhr über den Rhein, machte am 21sten mit seinem größern Theile, in der Absicht, einen bei Bruchsal annoncirten, indeß in der Wirklichkeit später nicht vorgefundenen Feind zu treffen, eine Diversion nach letzterm Orte, setzte hier die Eisenbahn in Unthätigkeit, stand am 22sten Abends, 1½ Meilen südlich von Heidelberg, nöthigte durch diese Stellung die noch zwischen ihm und dem Neckar und die daran aufgestellten feindlichen Kräfte zum schleunigen Rückzug, öffnete solchergestalt die sehr schwierigen Neckarübergänge bei Heidelberg, Ladenburg, Mannheim und war durch seine Vortruppen am 23sten Morgens mit dem zweiten Corps in Heidelberg faktisch vereinigt. Diese Bewegungen des ersten Corps haben indeß nur durch die wirkliche Gewalt der Waffen effectuirt werden können. Es hat am 20sten ein unbedeutendes Zusammentreffen mit dem Feinde bei Philippsburg stattgefunden, in welches bei einem kühnen Reiterangriff neben dem Tode zweier ausgezeichneter Offiziere die Verwundung des Prinzen Friedrich Karl fällt; am 21sten aber ist es zu einem ernsteren Gefecht bei Waghäusel, vorwärts Philippsburg gekommen, in welchem es der Heranziehung vier neuer und entfernt stehender Bataillone mit acht Geschützen der vierten

Division (Generalmajor v. Brun) bedurft hat, um die zuerst engagirte erste Division (Generalmajor v. Hannecken) gegenüber einem etwa 15,000 Mann incl. 18 Kanonen starken, von Mieroslawski befehligten Feinde, in ihrer Stellung zu erhalten. Das Erscheinen dieser Verstärkung hat alsdann indeß, bei theilweiser Auflösung mehrerer Freischaarenabtheilungen, den schnellen Abzug der Insurgenten gegen das Gebirge nach Wiesloch und Heidelberg zur Folge gehabt."

„Am 22sten Abends ist, wie bereits angedeutet, nicht allein Heidelberg von denselben geräumt, sondern auch Mannheim, in Folge des Uebertrittes dreier daselbst stationirten badischen Schwadronen und einer damit zusammenhängenden Contrerevolution der Bürger, den preußischen Truppen friedlich übergeben gewesen. General v. Peucker überschritt den Neckar am 21sten 3 Meilen oberhalb Heidelberg bei Zwingenberg, dem Feind in leichtem Gefecht folgend und sich gegen Sinsheim wendend; das Gros des Generals v. Peucker stand am frühen Morgen des 22sten in dem sich nicht vertheidigenden Heidelberg."

„In der somit ausgeführten Vereinigung der drei Armeecorps war der zweite Theil unserer Aufgabe gelöst, der Feind zog durch das Gebirge gegen Süden auf Karlsruhe und Rastatt zu. Die bis dahin gegen Norden gerichtet gewesene Direktion des ersten Corps

mußte sich nunmehr demnach mit den ersten beiden andern Corps gleichfalls zu der Richtung gegen Süden vereinigen. Dieselbe hat uns nach einem am 24sten stattgefundenen, nicht unbedeutenden Gefecht bei Ubstatt, einem zweiten am 24sten bei Neudorf und Bruchsal und der gewaltsamen Wegnahme von Durlach am 25sten, gleichfalls gestern in die vom Feinde verlassene Hauptstadt Karlsruhe geführt. Die provisorische Regierung hat sich nach Rastatt geflüchtet, die Behörden des Großherzogs sind in der Residenz restituirt, und es ist demnach unter den verschiedenen Theilaufgaben, aus welchen unser großer Endzweck besteht, nach den bereits angegebenen beiden Resultaten, nunmehr ein dritter Punkt gelöst worden. Die Bevölkerung der Residenz hat uns mit Jubel als Befreier von täglich gesteigertem Terrorismus empfangen. Die Rebellen haben den starken Arm der Gerechtigkeit in unsern Waffen kennen gelernt; alle treuen Unterthanen der Regierung werden ihre norddeutschen Brüder als zuverlässige Freunde erprobt finden. Die von Hause aus genommene Ansicht, daß der Widerstand in Baden ernster als in der Pfalz seyn werde, hat sich bestätigt. Gestützt auf die eidbrüchigen badischen Truppen, namentlich zahlreiche Artillerie und die umfassenden Vorräthe der Festung Rastatt, ist die materielle Widerstandsfähigkeit des

Feindes nur bedeutend zu nennen. Aber seine mannigfachen Siegesberichte haben in Folge des fortdauernden Rückzuges der eingetretenen Demoralisation in seinen Reihen nicht wehren können, und mit Gottes Hülfe wird das Endziel hoffentlich auf nicht blutigeren Wegen erreicht werden, als es bisher geschehen ist. An der Spitze einer Armee, welche sich fern von jeder politischen Verirrung durch freudige moralische Berufstreue, wie durch Tapferkeit und Ausdauer vor dem Feinde gleich auszeichnet, sehe Ich vertrauensvoll in die Zukunft, und beabsichtige unverzüglich in fortgesetzter Operation gegen Rastatt und den weitern Süden vorzugehen."

Mit den Pässen und sonstigen Legitimationspapieren nahm man es in diesen Tagen in Karlsruhe sehr genau, aber ich muß von der andern Seite gestehen, daß sowohl auf der Polizei, so wie auf der preußischen Kommandantur, wo sämmtliche derartigen Papiere ein militärisches Visa erhielten, Jedermann mit der größten Höflichkeit und Freundlichkeit behandelt wurde. Ich würde es mir im entgegengesetzten Falle zur Pflicht machen, dergleichen vor das Forum der Oeffentlichkeit zu bringen, denn Plackereien auf dem Paßbureau oder auf der Post, die häufig genug dem Wanderer das Leben sauer machen, sind zu Nutz' und Frommen aller wehrlosen Reisenden nicht oft

und laut genug zu rügen. Von dem genannten Polizeiamt kann, wie angeführt, nur Rühmliches gesagt werden, ja es ging hier ziemlich heiter zu, namentlich wenn anwesende junge und ältere Damen behufs Ausstellung einer Legitimationskarte ermahnt wurden, ihr Alter gewissenhaft anzugeben. Hiebei machte ich auch die Bemerkung, daß sich die meisten der anwesenden Karlsruher Damen in sehr zartem Alter befanden. Auf der preußischen Kommandantur drängten die Leute mit Papier in der Hand sich ordentlich zu der Schreibstube und da wurde gestempelt und geschrieben, daß es eine Lust war.

In Folge eines ziemlich langen Aufenthalts in diesen Bureau's wäre ich beinahe zu spät zur Eisenbahn gekommen und ich hätte auch in der That für heute da bleiben müssen, wenn der Zug von dem Oberland in Folge der Unterbrechung zwischen Oos und Muggensturm nicht länger ausgeblieben wäre, wie gewöhnlich. Auf dem Bahnhof befanden sich eine große Menge Leute, beiderlei Geschlechts, von den verschiedensten Ständen und Altersklassen; Passagiere, die mit dem nächsten Zuge landaufwärts reisen wollten gab es nicht sehr viele, und die meisten der Anwesenden warteten auf den Zug, um Nachrichten aus dem preußischen Lager und von Rastatt zu erhalten. Man hörte die abenteuerlichsten und seltsamsten

Gerüchte aus der eingeschlossenen Festung. Einer wußte ganz genau, sie besäßen dort allen möglichen Proviant und zwar für wenigstens ein Jahr, ein anderer wußte ebenso sicher, daß sie jetzt schon beinahe nichts mehr zu beißen hätten, und sich deßhalb schon in den nächsten Tagen den Preußen übergeben müßten.

Was nun die Belagerungsarbeiten der letztern anbelangte, so konnte man darüber hier ebenfalls nur zu viel erfahren. Nach diesem wollte man die Festung aushungern, nach jenem dagegen erstürmen, nach einem andern hatte man schon mächtige Batterien erbaut, und sah jeden Augenblick einer großen Beschießung entgegen. Ja Letzteres wußten einige Leute so sicher, daß sie mit demselben Zuge an jenem Nachmittag, mit dem auch ich ging, nach Kuppenheim fuhren, um heute Nacht das wahrscheinliche prachtvolle Schauspiel einer großen Beschießung zu genießen.

Endlich fuhren wir ab. Wenige Stunden von Karlsruhe schon merkte man an dem kriegerischen Leben in Dörfern und auf Feldern, daß man sich einem großen Heerlager näherte; hier saßen in den Bahnhöfen preußische und nassauische Soldaten und ruhten, ihre Pfeife rauchend, gemächlich aus. Beide Theile ihrem Aeußern nach sehr verschieden und zwar zum Vortheil der Preußen. Der Waffenrock kleidet sehr gut und der Helm gibt namentlich den Köpfen

der ältern Landwehrleute mit ihren großen Bärten etwas schön militärisches. Dazu ist das gelbe Lederzeug der Nassauer dem Auge nicht wohlthuend, und der preußische Unteroffizier mit seinem weißen spiegelblanken Bandelier müßte unfehlbar sagen: „der Mann sieht malpropre aus," und hätte nicht unrecht. Dort trabte ein Uhlan lustig über's Feld, die schwarz-weiße Fahne seiner Lanze flattert hoch, und die große Ledertasche zeigt, daß er Depeschen überbringt. In Muggensturm (bis wohin die Eisenbahn von Karlsruhe aus fuhr) war nahe beim Bahnhof eine kleine Beiwache preußischer Küraßiere. Hier sah es überhaupt lebhaft und kriegerisch aus, Offiziere und Soldaten vieler Waffengattungen — Küraßiere, Husaren, Infanterie — bewegten sich durcheinander oder saßen vor der großen Schenkbude, um einen kühlen Trank zu genießen. Die Pferde der Küraßiere standen an ihren Halfterstöcken auf dem Felde, vor ihnen waren Küraße, Helm, Pallasch und Sattel zu schönen kriegerischen Trophäen zusammengesetzt, die Leute aber lagen unter einem Wetterdach von Brettern und Reisig und sangen muntere Lieder.

Ueberhaupt sahen die Truppen gesund, wohl und munter aus, und es schien ihnen nichts abzugehen. So viel ich gehört, war man auch hier zu Lande mit ihrem Betragen wohl zufrieden, sie waren dankbar für das, was man ihnen gab, verlangten

nichts Ungebührliches, und wo einmal ein kleiner Exceß vorkam, bestraften meistentheils die eigenen Kameraden den Schuldigen zur Genugthuung der Beschädigten und zu dem Zweck, damit die Ehre des Corps nicht durch zu häufige gerechtfertigte Anklagen leide! Von Trunkenheit hörte man nicht viel, denn ein kleiner Schnaps zur Magenstärkung oder ein guter Kaffee ist dem Norddeutschen lieber, als der in Baden und Württemberg unvermeidliche Schoppen.

Von Muggensturm an waren die Dörfer zahlreich mit Militär besetzt, die Preußen hatten Rastatt, das man von der Straße mit Thüren und Wällen deutlich sah, eng umzingelt.

In ersterem Orte fand ich einen Wagen aus Baden-Baden und dahin zur Begleitung einen Wachtmeister von der badischen reitenden Artillerie, der einigermaßen, aber wie er sagte, gezwungener Theilnehmer am Aufstande gewesen und jetzt in seine Heimath entlassen worden war. Der Abend dieses Tages war schön und klar, und zwischen den kriegerischen Bildern, die man in Dörfern und von den Landstraßen sah, that es dem Auge ordentlich wohl, die Bauern überall auf den Feldern arbeiten zu sehen und neben Geschütz- und Munitionskarren hohe schwankende Leiterwagen voll duftenden Heus. Bald sah ich Rastatt rechts neben mir liegen, sah jedoch

nur ein paar Kirchen und einige horizontale Linien, wahrscheinlich Wälle und Werke, doch war ich auf der Landstraße zu weit von der Stadt entfernt, um etwas dorten erkennen zu können. Wie ganz anders mochte es heute da drinnen aussehen, als vor vier Wochen, wo ich dieselbe Gegend, aber unter anderen Verhältnissen gesehen und wo alle die unglücklichen verblendeten Menschen noch voller Zuversicht eines gewissen Sieges waren.

Zuweilen erblickte ich dort drüben bei Rastatt weißen Dampf aufsteigen und hörte darauf den dumpfen Knall eines Geschützes; im Uebrigen war es trotz der belagerten Festung ein stiller friedlicher Sommerabend, die preußischen Soldaten saßen allenthalben singend und ihre Pfeife rauchend vor den Häusern, Pferde wurden in das benachbarte Wasser zur Schwemme geritten und der friedlich aussehende Rauch aus den Schornsteinen stieg kerzengerade in die Höhe.

Bald hatte ich Oos erreicht und fuhr auf der schönen herrlichen Straße dem reizenden Thale zu, worin Baden-Baden liegt. Gern wäre ich in Kuppenheim geblieben, um in unmittelbarer Nähe der Festung zu seyn, doch war es keine Möglichkeit, dort auch nur die allerbescheidenste Unterkunft zu finden. Nach einer kleinen halben Stunde rasselten wir durch die Straßen und ich fand im Zähringerhofe ein freundliches Zimmer.

XIII.

Baden-Baden. — Rastatt.

Wer Baden-Baden in seinem Glanze, d. h. mitten in einer besuchten Saison gesehen hat, und trat nun, wie ich, am andern Morgen beim schönsten Sommerwetter auf die leeren, öden Straßen, der müßte, auch wenn man ihm vorhergesagt, daß wenig Fremde gegenwärtig da zu finden seyen, überrascht stehen bleiben und kaum seinen Augen trauen. Da lagen dieselben hübschen reinlichen Straßen, auf denen sonst zahllose Equipagen gerollt und der heiße Sonnenstrahl machte sich breit auf ihnen und fand nirgends einen Gegenstand, durch den er hätte einen Schatten hervorbringen können. Die Jalousien und Läden der zierlichen Häuser waren fest verschlossen, und von all' den vielen blitzenden Augen, den verschiedensten Nationen angehörend, die hier vordem auf das Gewühl niedergeschaut, war nichts mehr zu sehen. Die ganze Fremdenliste von Baden beschränkte

sich auf einige deutsche adelige Familien, die den Winter hier zugebracht, und auf ein paar Pensionäre und Halbgentlemen — trauriges Surrogat des frühern Glanzes, — die sich vorgenommen hatten, in Baden eine Saison mitzumachen. Mochte nun diese Saison glänzend seyn oder nicht, das war ihnen vielleicht ganz gleichgültig, oder der letztere Fall war ihnen vielleicht noch lieber, denn alsdann hatten sie auf der Promenade viel mehr Platz und konnten vor dem Kursaal zu ihrer Tasse Kaffee mindestens drei Stühle benützen. Diese leere Promenade hatte in der That etwas ungemein Trostloses, da spielte allabendlich vor einem Dutzend Personen die Badmusik oft in der gleichen Anzahl, wie ihre Zuhörer, meistens aber waren es mehr Künstler, wie Personen des Publikums. Sehr sonderbar, ja in gewisser Hinsicht ergötzlich soll der Anblick von Baden-Baden mit seinen herrlichen Promenaden und seinen großen schönen Gebäuden noch vor wenig Wochen gewesen seyn, als nämlich Volkswehr und Freischaaren hier vorübergehend im Quartier lagen und in ihren Blousen, Schlapphüten und großen Bärten die Plätze ausfüllten, wo sich sonst die eleganteste Welt umhertrieb. Ja im Kursaal, im Conversationshaus und auf den Promenaden von Baden-Baden eine zahlreiche Gesellschaft von Freischaaren zu sehen, mit Bekleidung und

Bewaffnung der verschiedensten Art muß immerhin ein sonderbarer Anblick gewesen seyn.

Der Zähringer Hof, in dem ich wohnte, war wohl das einzige der großen Hotels, welches nicht verschlossen war oder fast ganz leer stand. Im Gegentheil hatten wir zuweilen eine table d'hôte von 30 Personen und auch zuweilen Abends eine ziemliche Anzahl von Gästen, meistens preußische Offiziere aus dem Lager bei Kuppenheim.

Man schwebte hier in Baden immer in einer großen Ungewißheit, was es mit Rastatt eigentlich geben werde. Daß es von den preußischen Truppen enge eingeschlossen war, wußte man. In Steinmäuern, Ettichheim bis Muggensturm stand die erste Division unter General Schack, in und um Iffezheim die zweite unter General Cöllen, und von Forch gegen Kuppenheim die dritte unter Oberst Graf Schlieffen. Im letztgenannten Ort befand sich der Corpskommandant, General v. d. Gröben, und dieß ganze zur Belagerung combinirte dritte Armeecorps wurde auf 20 bis 24,000 Mann geschätzt.

Von den Fremden, welche sich hier in Baden-Baden befanden, waren die meisten der Belagerung zu liebe hier, und deßhalb nach Kuppenheim unser täglicher Ausflug. Von Belagerungsarbeiten sah man aber um die Festung herum vorderhand nicht viel,

was der Rede werth war, das Belagerungsgeschütz befand sich noch unterwegs; von den großen Schanzzeuggärten bemerkte ich nichts, und es hat auch wohl nie in der Absicht des Kommandirenden gelegen, mit vollkommenen Belagerungsarbeiten gegen die Festung vorzugehen. Es wird nicht uninteressant seyn, hier einen Blick auf die Geschichte der Bundesfestung Rastatt zu werfen und namentlich auf die Begebenheiten der letzten Wochen derselben, wie sie die Allgemeine Zeitung in einigen vortrefflichen Aufsätzen brachte.

„Sowohl als Reichsfestung verdient die Stadt Rastatt eine gewisse Aufmerksamkeit, ebenso als der Ort, wo aus einem dem Anscheine nach zufälligen Soldatencravall der republikanische Umsturz in Baden seinen Anfang nahm. Die Reichsfestung ist in unvollendetem Zustand, und leider wurden an dem ursprünglich erweiterten Plan nichts weniger als vortheilhafte Aenderungen aus finanziellen Rücksichten vorgenommen. Noch in der Mitte des vergangenen Jahrs waren über 8000 Arbeiter an den Werken beschäftigt, die aber zu Ende des Jahres auf kaum 200 herabgesetzt wurden, und da Oesterreich sowohl als Preußen in Folge der Zeitverhältnisse mit ihren Geldbeiträgen zurückhielten, so standen selbst vor Ausbruch der gegenwärtigen Unruhen und bei Wiederkehr der guten Jahreszeit kaum 1000 Menschen in

regelmäßiger Arbeit. Merkwürdig genug trug man sich lange zuvor, ehe an eine Befestigung Rastatts nur gedacht wurde, allgemein mit einer alten Volksprophezeihung, nach welcher Rastatt befestigt, aber die Befestigung nicht vollendet werden sollte, und diese Prophezeihung hat durch die Ereignisse bis jetzt nur Bestätigung erhalten. Es wäre dieß ein empfindliches Unglück für die Stadt, die, wenn man von dem für den Augenblick vermehrten Verdienst absieht, in manchem Bezuge bedeutend eingebüßt hat.

Rastatt, zuletzt die Residenz der Markgrafen von Baden-Baden, liegt in einem ehemaligen Rheinbette, dessen beiderseitige Ufer sich in einer doppelten Erderhöhung, von denen eine sich von dem Kapellenberge am Schloß hin in der Richtung von Steinmauern, und die andere von der sogenannten Kormerei in der Richtung von Iffezheim hinzieht, ganz gut erkennen ließen, bevor durch die Festungsarbeiten hierin gleichfalls einige Aenderungen verursacht wurden; indessen kann man selbst jetzt noch die Spuren mit ziemlicher Sicherheit verfolgen, und zum Ueberfluß befindet sich in der unmittelbaren Nähe ein Altwasser, das noch heutzutage der Altrhein heißt. Die durch Rastatt fließende Murg mußte zu jener Zeit oberhalb der Stelle, wo jetzt Rastatt liegt, in den Rhein getreten seyn und wirklich hatte sie unterhalb Rastatt noch im

vorigen Jahrhundert kein bestimmtes Bette, bis für ihren Ausfluß nach Steinmauern zu, wo der Fluß jetzt in den Rhein fällt, ein besonderer Kanal gegraben wurde. Damals war Rastatt in Folge der auf diese Weise in der Umgebung erzeugten stehenden Wasser ein regelmäßiges Fiebernest, und seit den durch den Festungsbau herbeigeführten Aufdämmungen und Vertiefungen hat sich das Fieber auch wieder eingestellt; nach dem Urtheile der Aerzte wird die Reichsfestung Rastatt eine ungesunde Garnison werden.

Zu den verschwundenen historischen Erinnerungen des Orts gehört auch die vermöge der neuen Festungsarbeiten kaum noch erkennbare Stelle, an welcher die französischen Gesandten zur Zeit des Rastatter Congresses ermordet wurden; doch in Bezug auf die Thatsache selbst konnte manches aus dem Gedächtniß noch lebender älterer Einwohner nachgeholt werden, das sonst auch bald unwiederbringlicher Vergessenheit anheimfallen dürfte. Daß die That von österreichischen Soldaten, und zwar Szeklerhusaren verübt wurde, unterliegt keinem Zweifel, da viele noch lebende Einwohner die ganz in der Nähe einquartierten Szekler theilweise persönlich kannten und nach der That erblickten, wie sie namentlich große Geldsummen offen auf der Straße (an dem sogenannten Ettlinger Thore) unter sich vertheilten, die sie als Lohn erhalten haben

sollten. Der am besten über den ganzen Verlauf unterrichtete Mann in der Stadt war der ehemalige Bürgermeister und Landtagsdeputirte Höllmann, Eigenthümer des Gasthauses zum Kreuz, der aber seither verstorben ist. Dieser nun versicherte dem Referenten dieses, welcher zu ihm in freundschaftlicher Beziehung stand, oftmals, jene Ermordung wäre die Folge einer Privatrache gewesen, indem nämlich der zweite österreichische Gesandte, Graf Erhardt, von dem französischen Gesandten Bonnier einmal eine Ohrfeige erhalten, wofür er sich alsdann auf diese Weise gerächt habe; auch wäre er einer Strafe von seinem Hofe hauptsächlich nur durch die Gunst der Kaiserin Mutter entgangen. Derselbe Graf Erhardt erschoß sich später, wie Höllmann versicherte, aus Furcht oder Gewissensbissen, auf einem ihm angehörigen Gute im Badischen, als die französische Armee zur Zeit des Krieges von 1805 im Begriff stand, über den Rhein nach Oesterreich vorzurücken. Jene Privatbeleidigung war bekannte Thatsache und eine gewisse Einwirkung derselben auf die Begebenheit, die anerkanntermaßen von dem Grafen Erhardt ganz geleitet wurde — die zu der That beorderten Szekler folgten dem besonderen Befehl des Gesandten, und ein in dem benachbarten Städtchen Gernsbach im Murgthale liegender Rittmeister soll ausdrücklich alle Betheiligung von sich mit

den Worten abgewiesen haben: „er wäre österreichischer Soldat, kein Meuchelmörder“ — kann man leicht zugestehen. Indessen wirkten dabei auch sicherlich noch andere Beweggründe. Einmal der von Jominy in seinem bekannten Werke angeführte, daß man sich aus den den französischen Gesandten abgenommenen Papieren hätte überzeugen wollen, inwieweit deutsche Reichsfürsten sich mit den französischen Gesandten in politische Verbindungen eingelassen; und eine weitere Vermuthung ergibt sich aus den Zeitumständen, nämlich die, daß, nachdem Oesterreich den Krieg bereits in Italien schon wieder längst gegen Frankreich begonnen, man glauben konnte, durch jene auffallende That Deutschland und die Reichsfürsten gegenüber von Frankreich zu compromittiren und dadurch wider Willen unmittelbar nach sich in den Krieg zu ziehen; womit auch die eifrigen Bemühungen des österreichischen Kabinets, die öffentliche Meinung über die Urheber irre zu leiten — sprengte man doch namentlich das Gerücht aus, der Mord wäre von als Szekler verkleideten Franzosen verübt worden, deren Uniformen man in Straßburg fabricirt hatte — ganz gut übereinstimmen konnten.

Ohne Frage lassen sich aber alle aufgezählten Motive mit einander vereinigen: ein persönlich auf das tiefste und unverzeihlichste gekränkter österreichischer

Gesandter mit besondern geheimen Verbindungen am Wiener Hof, welcher die That anrieth, und diese auf die beiden zuletzt erwähnten Berechnungen hin als eine Staatsnothwendigkeit, welche durch die dabei zu erreichenden Vortheile hinlänglich entschuldigt wurde, dringlichst empfohlen haben konnte.

Im übrigen bietet die Stadt wenig Merkwürdiges dar: sie hat keine Fabriken — eine früher daselbst bestandene englische Stahlfabrik ist schon längst eingegangen — und die Bewohner nährten sich bisher hauptsächlich vom Ackerbau und von einem lebhaften Personenverkehr und Güterdurchzug, die besonders durch die Lage der Stadt begünstigt wurden an einer Stelle, wo sich viele Hauptstraßen kreuzen: eine nach Straßburg und Frankreich, eine nach Frankfurt und dem Norden von Deutschland, eine nach der Schweiz und dem ganzen Süden und endlich eine nach Würtemberg und dem östlichen Deutschland, wiewohl dieser Vortheil der Stadt nunmehr gänzlich durch die Eisenbahn entzogen ist. Auch die bedeutenden Stadtwaldungen, deren Eichen und Eschen mit den höchsten Preisen bezahlt und besonders als Holländerstämme sehr geschätzt wurden, sind in Folge der Festungsarbeiten völlig ausgehauen worden, und damit gehen auch besonders treffliche, und bei den Gutschmeckern berühmte Trüffeln, die einen eigenen Trüffeljäger

beschäftigen, verloren. Mit einem Wort, die Stadt als Festung hat keine andern Erwerbsquellen mehr als ihren Ackerbau und die Garnison, und dem Wohlstand der Stadt stehen keine guten Aussichten bevor.

Was von den Türkentrophäen des berühmten Markgrafen Ludwig von Baden-Baden, des Freundes von Eugen, noch vorhanden ist, befindet sich im Schlosse aufbewahrt.

Schon seit einem Jahre war die Disciplin des badischen Militärs so untergraben, daß jeden Tag die Zustände kommen konnten, die jetzt wirklich hereingebrochen sind. Ob es die Schuld der Obern war, welche die Zeit verkannten, ob die Zeit selbst das gesunde Blut in wilden Gährungsstoff umwandelte, ist gleichgültig; das Uebel war, wenn je heilbar, nur zu heilen durch consequente Durchführung eines Grundsatzes, sey's der Härte oder der Milde. Gerade diese Grundsätze fehlten. Als im vorigen Jahr gerade hier jene Beispiele von Meisterlosigkeit der Besatzung sich zeigten, beschwichtigte man durch zuckersüße Worte; hernach, als durch die paar Schüsse auf die Republikaner und den Lohn durch Orden und Ehrenzeichen für diese Thaten der Boden wieder befestigt schien, erhielten jene Worte bittern Nachgeschmack durch Zuchthaus- und Festungsurtheile. Und als die neuen Excesse vom letzten Winter durch einen

Melodramenauftritt, das Versöhnungsfest zwischen Oesterreichern und Badenern, geschlossen waren, als die Spuckgeschichten der weißen Frau beendigt waren, als dieses Frühjahr die Rekruten sich eifrig und willig einübten, da glaubte man das Spiel gewonnen, und oft hörte man von Offizieren rühmen, daß bei einem neuen Aufstande ihre Soldaten wie Löwen gegen das Volk kämpfen würden. Der unbefangene Beobachter hatte es mittlerweile sich nie verhehlt, daß heute oder morgen eine Prätorianerwirthschaft ausbrechen könne, wie sie Rom je in seinen schlimmsten Tagen gesehen. Daß diese Stimmung von den überaus thätigen demokratischen Vereinen benützt wurde, konnte man voraussagen, ohne Kalchas oder Teiresias zu seyn; schon acht Tage vor dem wirklichen Ausbruch sprach man von einer Auflehnung gegen das Ausrücken zu einer Waffenübung, welche nur unterblieb, weil letztere durch einen Regen vereitelt wurde.

So standen die Dinge, als am 9. Mai die Bürgerwehr bei ihrer Waffenübung sich über den Beitritt zu den Beschlüssen der Karlsruher Bürgerwehr für die Reichsverfassung erklären sollte. Auf dem Exercirplatz fand sie einige hundert Mann der hiesigen Besatzung mit ihren Unteroffizieren im Viereck aufgestellt, welche sie mit lautem Lebehoch

empfingen. Offiziere sah man nur am Eingang des Platzes oder von den Wällen herab der Dinge spähend, die da kommen sollten. Jene Offiziere der Wehrmänner, die von der Sache wußten, sie vielleicht veranlaßt hatten, forderten den Bannerführer auf, sich den Soldaten zu nähern, indem diese zu gleichem Zweck mit uns Hand in Hand zu gehen wünschten. Nach einigem Zögern wurde willfahrt; die Soldaten sprachen für den Zweck der Erhaltung und Schirmung der Reichsverfassung ihr Gelöbniß, ihren Wunsch der Verbrüderung mit den Bürgern aus, der mit großem Jubel aufgenommen wurde.

Mittlerweile hatten die Oberoffiziere in ängstlicher Spannung auf das Ergebniß gelauscht; da der Schritt der Soldaten immer noch gesetzlich war, ließ man die Sache wieder auf sich beruhen, man ignorirte sie. Tags darauf neue Versammlung der Bürger und Soldaten schon mit bestimmterem Chrakter; die Züge kamen geregelt, zum Theil mit entblößten Waffen und einer Fahne; einer der Redner erklärte, jetzt müsse man auf das Volk sich stützen, mit diesem gehen, da die Könige ihren schlechten Willen so deutlich zeigten. Dieser Mann wurde des andern Tags (11. Mai) vom Obristen Hoffmann unter einem beliebigen Vorwande in der Leopoldskaserne verhaftet. Kaum war die That ruchbar, so stürmten seine

Kameraden die Kaserne; nur durch einen Oberoffizier, welcher, der Gewalt weichend, den Gefangenen freigab, wurde Aergeres verhütet. Einige Stürmer wurden verhaftet, des Nachmittags der Arrest erbrochen, die Gefangenen befreit; der Bürgermeister stellte Ruhe her. Des Abends drängten sich die Soldaten zahlreich um die Aufstellung der Bürgerwehr; schon sah man da und dort scharfe Patronen sich mittheilen; es war die Stille vor dem Gewitter. Plötzlich ertönt der Ruf, ein soldatenfreundlicher Hauptmann sey in Arrest gesetzt; wüthend stürmten die Soldaten dahin, dorthin, ihn zu suchen, umlagerten die Leopoldskaserne, wo Hauptmann Degenfeld mit Mühe den Eingang vertheidigte. In diesem Augenblick erschien nach dem Obersten Hoffmann auch der Obrist des dritten Regiments, Pierron, vor den Stürmenden. Gegen ihn wandte sich die Wuth. Würfe mit Steinen, mit Faschinenmessern begrüßten ihn; ein Dragoner hieb nach Pierron, zerschnitt die Zügel seines Pferdes; mit Mühe rettete den Obristen sein Adjutant, indem er den losen Zügelriemen ergriff und durch die Menge sprengte. Auch Obrist Hoffmann wurde durch einen Steinwurf verwundet.

Ein neues falsches Gerücht entzündete die Massen: „ein Kanonier sey vom Hauptmann Degenfeld erstochen.“ Die tobende Menge zog unter Todes-

drohungen vor dessen Wohnung, vor die Wohnungen anderer Offiziere, vor das Haus des Obristen Pierron. Dort hielt der Gouverneur von Cloßmann, dessen humanes Benehmen seit Jahren rühmend anerkannt wurde, mit einer Schwadron Dragoner. Wie Spreu, aber unter dem Brüllen der Wuth, zerstieb auf einen Augenblick die Menge, unter welche sich das Proletariat der Festungsarbeiter gemengt hatte. Der General, welcher sich vergebens verständlich zu machen suchte, muß, durch fünf Steinwürfe verwundet, sich zurückziehen. Jetzt wird das Haus des Obersten Pierron gestürmt; als man ihn nicht findet, schleppen die Meuterer die Fahnen des Regiments hinweg mit dem Säbel, den der Oberst in manchen Feldzügen — er hatte schon als Lieutenant den Karl-Friedrichs-Orden — mit Tapferkeit geschwungen. Die Beute wird auf dem Rathhause niedergelegt, wo der Bürgermeister, mit einer Wache der Bürgerwehr umgeben, über die bedrohte Stadt wacht. Auf seinen Verweis läßt der Haufe sich gefallen, daß die Fahne in die Kaserne des Regiments getragen wird, und die Haufen verlieren sich so ruhig, daß nach dem Zapfenstreich ein Fremder die Vorgänge weder geglaubt, noch geahnt haben würde, daß schon das Plakat gedruckt war, welches den Belagerungsstand verkünden sollte, was nur durch

Zureden des Bürgermeisters und im Bewußtseyn der Unmöglichkeit der Durchführung unterblieben war. Des andern Tags wurde ein Unteroffizier aus seiner Kaserne geschleppt, von den eigenen Kameraden mit Fäusten, Steinwürfen, Faschinenmessern fast bis auf den Tod zerfleischt; da kein Kanonier von einem Offizier getödtet war, sollte er einen wenigstens verwundet haben. Mit der Ankunft des Kriegsministers und einiger Schwadronen, nebst einer reitenden Batterie, erwachte die Hoffnung auf Wiederkehr der Ordnung. Wer die Winke der Soldaten, die geringe Wirkung des Generalmarsches sah, erwartete in stiller Ergebung, daß irgend ein neues Gerücht der Funke in diese Pulvertonne sey. Die beiden Obersten, viele Familien flüchteten. Plötzlich ertönt der Ruf: „Preußen kommen!“ Rasend eilt die Menge bewaffnet gegen das Karlsruher Thor; in der Nähe, im Schloßgarten, waren die Dragoner und die reitende Artillerie aufgestellt; hier wurde Hauptmann Zeroni, der den Versuch gemacht hatte, mit vertrauter Mannschaft die Ausfallbatterie zu bespannen, angegriffen und verwundet; nur die Schnelligkeit seines Pferdes rettete ihn; verwundet wurde beim Versuch, seine Dragoner herauszuführen, Rittmeister La Roche, der Tags darauf in Karlsruhe seinen Tod gefunden hat. Den Dragonern wird Befehl gegeben,

auf die Haufen einzureiten; beim Anblick, auf den Zuruf ihrer Kameraden stutzten sie, sie schwenken, verweigern den Offizieren den Gehorsam. Jetzt gewinnt General Hoffmann mit der reitenden Batterie, den Offizieren der Kanoniere und Reiterei, nebst wenigen Reitern die Karlsruher Straße durch eine Poterne; andere Offiziere retten sich auf andere Weise; Generalmarsch ruft die Bürgerwehr unter Waffen; mit ihr vereinigen sich die zurückgebliebenen Dragoner, bald rückt auch die Linie an mit den noch übrigen Offizieren. Ein Vertheidigungsausschuß wird gewählt, die Thore abgeschlossen, die Brücken abgehoben, Vorposten ausgestellt, die Wälle besetzt, im Schloßhof, auf den Plätzen der Stadt lagern sich die Truppen am Wachtfeuer.

Unglaublich ist die Leichtigkeit, mit welcher die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet und geglaubt wurden; von diesem, von jenem Thor ruft man um Verstärkung; schon seyen die Reichsfeinde vor den Wällen angelangt; es gebe Spione in der Stadt unter Offizieren, Verräther unter den Soldaten; ein Kanonier, der verkleidet die schöne Nacht zu einem Kiltgang benützen will, wird von seinen Kameraden als Spion erschossen, ein anderer durch die gleiche Kugel verwundet, ein Einwohner erschossen auf der Straße gefunden. Natürlich zeigt

sich bald die Grundlosigkeit des Preußenlärms. Hauptmann Greiner, durch das Gerücht seiner Verhaftung jetzt ein Abgott der Soldaten, wird Tags darauf, den 13., als Vicegouverneur aufgestellt, das Kommando der Garnison und Regimenter bestimmt, die Offenburger Versammlung durch eine Abordnung beschickt.

Mittlerweile hatte die großherzogliche Regierung die Offenburger Punktationen: „Allgemeine Amnestie, unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung, Auflösung der schon am Verscheiden befindlichen Kammer und Einberufung einer constituirenden Versammlung, Abdankung des Ministeriums und Wahl von Peter und Brentano zu Ministern" anzunehmen nicht Muth, nicht Einsicht, noch wies Bekk auf die Bezwingung des vorjährigen Aufstandes durch Bajonnete hin, obgleich leicht zu sehen war, daß bei dieser Stimmung der Truppen es sich nicht um ein Putschgelüste, sondern um eine großgewachsene Revolution handle. Mittlerweile wurden die bekannten Offenburger Beschlüsse angenommen und durch Gögg, ein Mitglied des Landesausschusses, verkündet. Es schienen die Wogen sich zu legen; da erbrauste noch einmal der Sturm durch einen Gott weiß von wem angeordneten Generalmarsch.

„Die Offiziere sind Verräther, sie sind unter uns, nieder mit ihnen," war das Losungswort, und nur

besonnenem Einschreiten ist es zu verdanken, daß nicht zur nämlichen Stunde, da in Karlsruhe Militär und Bürgerwehr sich bekämpfte, da der Großherzog und die Minister sich nach Lauterburg im Elsaß flüchteten, auch hier eine Bartholomäusnacht über die Offiziere hereinbrach. Der neugewählte Kommandant der Artillerie, Heusch, wird unter dem abenteuerlichen Vorwand verhaftet, er habe die Festung in die Luft sprengen wollen, kaum kann er der Wuth der Soldaten entrissen werden, vor welcher auch der Platzmajor sich in ein Versteck retten muß. Der General Cloßmann wird abgesetzt, verhaftet, erst nach zwei Tagen erhält er die Erlaubniß, die Festung zu verlassen, als man die Verhafteten nach Karlsruhe bringt.

Von da an wurde der Zustand der Reichsfestung immer zweifelhafter, immer provisorischer; die Garnison wechselte beständig landaufwärts, landabwärts. Eine Proklamation verdrängte die andere, und vor allem dem stand der Rekrut ziemlich verblüfften Angesichts und war außerordentlich erstaunt, daß aus seinem Krawall, seinen Hochrufen, seinen Steinwürfen und den Hieben mit dem Faschinenmesser so großartige Dinge entstanden. Dazu fanden es die Soldaten außerordentlich angenehm, daß sie täglich vier Kreuzer Zulage erhielten, daß Bier und Wein gut

und wohlfeil war, und daß sich vorderhand von einem Feinde weit und breit nichts sehen ließ.

Die österreichische Besatzung war abgezogen, und mehrere Mitglieder des Landesausschusses waren der Ansicht, daß, abgesehen von der Anerkennung der Reichsverfassung, nur solche Truppen einzulassen seyen, deren Stimmung verlässig sey.

Unterdessen that die Soldateska in der Festung was ihr eben gut dünkte, so fiel ihr am 30. Mai ein, nach dem benachbarten Baden zu ziehen, um den Obersten Pierron und die übrigen dort befindlichen verabschiedeten Offiziere zu holen und zu dieser Razzia machte sich ein Haufen von 2—300 Soldaten auf den Weg. Als sie nach Oos kamen, begegnete ihnen der von Baden kommende Eisenbahnzug, dem sie ein energisches Halt! zuriefen; da es aber nicht möglich war, die Locomotive im vollen Laufe einzuhalten und sie auch vielleicht glauben mochten, die Offiziere befinden sich, von dannen fliehend, auf dem Convoi, so gaben sie drei Salven auf den Zug, in Folge deren der Locomotivführer an Kopf und Fuß verwundet und mehrere Wagen durchlöchert wurden. Glücklicherweise geschah kein weiteres Unglück, indem die Reisenden von den Conducteuren ermahnt wurden, sich auf den Boden der Wagen niederzuwerfen.

Es ist gewiß merkwürdig, daß über diesen Zug

dem Gouverneur der Festung ein Bericht abgestattet wurde, daß er endlich nicht mehr vermochte, als für die Zukunft ähnliche Unternehmungen zu verbieten.

Ueberhaupt schwammen die freien Soldaten in einem Meer von Vergnügen. Die Offiziere befahlen nichts mehr, oder wenn sie auch etwas befahlen, so wurde ihnen nicht gehorcht. Es war eine wilde Wirthschaft und Alles schien jubelnd sagen zu wollen: après nous le déluge und die Sündfluth schien denn auch endlich zu kommen und der so heitere Himmel drohte sich zu verfinstern, denn in der Richtung gegen die Pfalz stiegen für die glückselige badische Freiheit drohende Wetterwolken auf, die sich immer weiter ausbreiteten und am Ende den ganzen Horizont mit dunklem Gewölk umzogen. Das Volksheer wurde auf allen Punkten geschlagen, Karlsruhe von den Preußen eingenommen und ein großer Theil der geschlagenen Freischärler, der Schweizer, Polen, der Artillerie und badischen Infanterie wälzte sich gegen Rastatt, welches der Anfang, das Ende des Aufstandes werden sollte.

„In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni," sagt ein Tagebuch aus Rastatt in der „Allgemeinen Zeitung", „führte ein Extrazug die provisorische Regierung landaufwärts, kam der Vortrab der fliehenden Armee in Rastatt an, Ueberreste des Leibregiments,

einem Bataillon des zweiten, Dragoner aller Regimenter, viele ohne Pferde, mit ihnen Struve und seine Frau, der seit der Besetzung der Rheinpfalz sich wieder bei der Armee eingefunden hatte. Seine Anrede erwiederten die Festungskanoniere mit dem Ersuchen, sogleich die Festung zu verlassen — und so trieb er, gebeugt von dem Fluche, der an seine Fersen sich zu heften scheint, auf dem Wrack seiner kühnen Hoffnungen zum drittenmal hinaus in die Brandung des unsteten Lebens.

Gegen Mittag kommt Mieroslawski mit dem Generalstabe; es bedurfte einer Berathung, bis er Einlaß fand. Den Tag über bis in die späte Nacht dauerte der Rückzug: badische Volkswehr, das vierte Regiment, die Feldartillerie, einzelne Bataillone des ersten, zweiten, dritten, die Hanauer Turner, die Robert Blum'sche, die deutsch-polnische, die Schweizer-Legion, die Volkswehren aus Rheinbayern, das Siegel'sche Corps. Zwei Bataillone des dritten Regiments mit der einzigen Musikbande, die sich nicht aufgelöst hatte und die Reste der drei Dragonerregimenter bildeten den Nachtrab. Die edelsten Pferde des großherzoglichen Marstalls, des Markgrafen, des Fürsten v. Fürstenberg bäumten sich unter den Adjutanten des Generals, knirschten schäumend neben und vor den Kanonen, wie unwillig über den

unberechtigten plebejischen Reiter, am kostbaren Gebiß. In der Post drängten sich die Führer: Mieroslawski zu Pferde, gekrümmt wie ein Winkelzeichen, in einfachem blauen Rock, rothen Beinkleidern, die goldverbrämte Mütze auf der niedern Stirn, mit starkem blonden Bart, ein Bild froher Gemüthlichkeit bis die hellblauen Augen Zornesblitze schleuderten. Gajewski, der stämmige Oborski, die beiden Sigel mit jugendlich unbärtigem Gesicht, der alte Böning mit wallendem Bart und Haupthaar, Sznaide, Becker und Blenker gingen nach kurzer Rast flußaufwärts. Es war ein Babel von Sprachen und Verdollmetschung, was manchen strategischen Fehler erklärte. Mieroslawski sprach mit wenig Anerkennung von Truppen und Volkswehr: Ah ces gaillards, qu'on les chasse au feu s'ils ne veulent pas marcher, disant: „Es geht nich!"

Tags darauf war Musterung. Sie wies an Soldaten und Volkswehr neunzehn Bataillone, ohne Artillerie etwa 18,000 Mann. Kampffähig durch die Ruhe der gestrigen Nacht — freilich von Tausenden auf dem Pflaster, in erbrochenen Kirchen, auf der Flur verlassener Häuser zugebracht — boten sie ein tröstlicheres Bild, als am Tag zuvor, an welchem fast nur die Turner, Polen und Schweizer noch aufrechten Hauptes einhergingen. Jetzt erst fing man

an für die Verproviantirung der Festung zu sorgen. Vom Oberland brachte jeder Zug neue Sendungen von Lebensmitteln, ein Raubzug führte die ganze Sennerei des Markgrafen Wilhelm vom Mustergute Rothenfels der Festung zu.

Der Generalstab regiert — durch Plakate, welche fast stündlich an den Straßenecken aufgeklebt werden. Merkwürdig ist Mieroslawski's viertes Bulletin. Er nennt seine Flucht von Waghäusel über Heidelberg, Sinsheim und Bretten einen „kühnen Flankenmarsch," und schreibt nicht nur die wilde Flucht der Dragoner bei ersterem Orte der Verrätherei des Obersten Becker zu, sondern spricht von einer ausgedehnten Verschwörung des badischen Offizierscorps, in Folge deren Sznaide und er selbst verhaftet worden seyen. Die beiden Obersten aber (Biedenfeld und Thome, früher pensionirte Hauptleute), welche die Verhaftung vorgenommen, stehen mittlerweile an der Spitze ihrer Regimenter und verkehren dienstlich mit dem General.

Ein Theil der Armee bezieht nach und nach die Vertheidigungslinie, der linke Flügel lehnt sich an Steinmauern, Edigheim, der rechte reicht vom Eingang des Murgthals am Eichelberge bis Gernsbach; das Centrum bildete eine halbe Stunde vor der Festung eine Verschanzung vor dem sumpfigen Nieder-

walde auf einer kleinen Anhöhe, welche den Knoten der Rhein- und Bergstraße bildet. In der Festung selbst zehrte die Besatzung reichlich von den zugeführten Vorräthen; die Augen der Kanoniere funkeln seltsam. Vieles erinnert an die Maitage. Plötzliche Gerüchte tauchen auf: bald brennt Karlsruhe, bald sind die Preußen in Mörsch und Malsch, bald ist Oberst Becker vor ein Kriegsgericht gestellt und erwartet seinen Tod, bald ist dieser und jener Spion eingefangen. Einer von letztern, angeblich ein preußischer Major, in der That aber ein rheinbayrischer Blousenmann, welcher wegen Trunkes in Edenkoben und Durlach verhaftet gewesen war, wird auf dem Wege zum Verhör seiner Bedeckung entrissen; ein Kanonier spaltet auf dem Marktplatz ihm den Schädel, trotz der tödtlichen Wunde entreißt er sich der wüthenden Rotte und entflieht in der nächsten Straße, aber er wird eingeholt, und von Bajonnetstichen getroffen; mit der letzten Kraft reißt er das Eisen aus der klaffenden Wunde und flieht noch einige Schritte; da trifft ihn ein Schuß, er fällt in die Knie und bittet um den Trost eines Priesters — er wird ihm versagt — um einen Schuß, der seiner Marter ein Ende mache. Da drückt ein Wehrmann auf seine Brust los, noch einen Aufsprung und seine Glieder dehnen sich im Todeskrampf. Mit Blut befleckt stehen

seine Mörder, stehen Mädchen, Frauen mit Kindern auf dem Arme bei der Leiche; der Generalauditor, welcher den Gefangenen hatte schützen wollen, wird schwer verwundet weggeschafft. Kaum sind zwei Stunden verflossen, so erhebt sich ein neuer Sturm. Die Kanoniere stürmen in das Gefängniß des preußischen Majors Hindersin. Sey's Zureden, sey's Schamgefühl, sie begnügen sich mit der Ueberzeugung seiner Anwesenheit. „Aber den Juden raus!“ brüllt es jetzt. Ein Sprachlehrer Weil aus Karlsruhe, bald des Waffenkaufes, bald der Späherei angeklagt, wird dem Gefängniß entrissen, unter einem Gewölbe geschwungener Säbel durch die Stadt geschleppt. Da hilft kein Abmahnen. Achselzuckend und selbst bedroht steht der Gouverneur, steht der Amtsvorstand vom Versuche ab, den Haufen zu durchbrechen. Nur eine hohe Gestalt im Calabreserhut, Germain Metternich, dringt durch die Menge; nach langem vergeblichem Zureden, den Mann dem Kriegsgerichte zu überlassen, erreicht er wenigstens, daß sie versprechen, den Unglücklichen nicht zu martern, nicht in der Stadt zu tödten. (!!) Vor dem Rheinthor, zwischen Mauer und Wall tödten drei Kugeln den Armen, der mit irrem Blick und zitterndem Lächeln bis zum letzten Athemzug seine Unschuld betheuert. „Guter Gott,“ sagte mir ein alter Lanzknecht von den

Schweizern, „unsere Sache kann keinen guten Ausgang nehmen; dieses Blut wird mit Feuer aufgetrocknet in dieser Stadt!“ Und wo war der Obergeneral, wo seine Adjutanten? Ach diese galoppirten in den Straßen, jener aß Kirschen, seine Lieblingsfrucht und machte Plane. Von den Thätern wurde, so viel mir bekannt, niemand zur Rechenschaft gezogen. —

Den 28. Juni begannen die preußischen Truppen mit Fußvolk und einigem Feldgeschütz den Angriff auf die Linie der Insurgenten; ihr rechter Flügel nahm Edigheim fast ohne Kampf einem Banner Volkswehr weg, das Centrum — bis Muggensturm vorgeschoben — blieb in dieser Stellung. Bis zum Einbruch der Nacht knatterte das Plänkler- und Rottenfeuer, vermengt mit dem vollen Donner des Feldgeschützes. Bei der Statue des donnernden Zeus auf dem Belvedere des Schlosses breitete sich vor zahlreichen Zuschauern das Panorama des hin- und herwogenden Kampfs aus. In der Nacht wurden von der Kampfstätte bei Michelbach etwa 20 Verwundete eingebracht, worunter ein badischer Hauptmann und ein preußischer Unteroffizier, welcher bald an Verblutung starb. Die preußischen Spitzkugeln gingen — nach der Angabe dieser Leute — meist zu hoch, oder trafen, sich senkend, die Füße; ihre Artillerie war

faſt ohne Wirkung — zwei ſchwere Fußwunden von Leuten, welche matte Kugeln aufhalten wollten.

Den 29ſten in aller Früh bereiteten ſich die Inſurgenten zur Abwehr eines neuen Angriffs; früh 3 Uhr Generalmarſch und Allarmhörner. Die Bürgerwehr von Raſtatt hielt Hausdurchſuchung und trieb ſäumige Soldaten und Volkswehr, Offiziere ohne Mannſchaft und Mannſchaft ohne Waffen auf die Sammelplätze. Der General recognoscirte auf dem rechten Flügel. Von 10 Uhr ab begann das Feuern mit Kleingewehr auf der ganzen Linie der Aufſtändiſchen, gegen Mittag nahm die Artillerie Antheil am Gefecht. Nach 1 Uhr beſetzte Volkswehr und die Raſtatter Bürgerwehr die Wälle und Forts; Freiwillige nahmen an dem Kampfe Antheil; von der Stellung in Muggenſturm greifen die Preußen die feſte Stellung im Niederwalde und die Brücke von Kuppenheim zugleich an. Erſtere ward aufgegeben — man ſagt, weil nach Rauenthal ziehende Unterſtützung von der Beſatzung für Preußen gehalten worden ſey. — Zugleich kommt die Nachricht, der rechte Flügel der Badener bei Steinmauern ſey bedroht. Den Fliehenden folgen preußiſche Plänkler bis in den Bereich der Wallgeſchütze; Wagen mit Verwundeten werden eingebracht; man trägt Waſſer zum Bahnhof zur Erquickung der erſchöpften Mannſchaft. Doch jetzt kommt die Meldung, daß

von Kuppenheim und Steinmauern die Preußen sich auf ihr Centrum zurückziehen und daß das der Insurgenten in neuem Angriff vorrückt; durch heftiges Plänkler- und Rottenfeuer werden die Preußen bis zu der von ihnen genommenen Verschanzung zurückgeworfen. Die einbrechende Nacht macht dem Kampf ein Ende; die Preußen ziehen sich nach Muggensturm, die Badener in die Festung zurück, da der Befehlshaber des dritten Regiments sich weigert mit seiner erschöpften Mannschaft die Verschanzung wieder zu beziehen; nur ein Banner Freiburger Volkswehr besetzt den Ort Rauenthal.

Im Ganzen waren von der Seite der Belagerten etwa 4000 Mann im Gefecht; die Preußen mochten dagegen 6000 Mann stark gewesen seyn, jedoch mit wenig Geschütz. In Rastatt wurden etwa 60 Verwundete eingebracht; Todte sollen ziemlich zahlreich im Niederwalde gelegen haben. Außer der deutsch-polnischen Legion hatte sich von der Volkswehr das Banner von Renchen, nach Versicherung der Augenzeugen, sehr gut geschlagen und den Feind mehrmals zum Weichen gebracht. Die Stadt wurde auf Befehl des „glänzenden Sieges" wegen erleuchtet; doch gar viele Wohnungen blieben dunkel, deren Eigenthümer schon geflohen waren oder erschöpft im Schlafe lagen, oder die Sache nur für den Erfolg einer starken Recognoscirung ansahen.

Ueber den Angriff bei Muggensturm gibt der von Elsenhans redigirte Festungsbote den bemerkenswerthen Zug, daß der Hauptmann Hinterhofer aus Nassau, um verwundet nicht in die Hände des Feindes zu fallen, sich mit dem Schwert so durchbohrte, daß dieses aus dem Rücken herausragte.

Den 30. gerieth die durch einen pomphaften Aufruf noch mehr angeregte Siegesfreude in bedeutende Abnahme. Die vorgeschobenen Posten wurden auf die Murglinie zurückgezogen. Es verbreitete sich die Nachricht, die Preußen bedrohen vom Gebirg die obere Murg bei Gernsbach, Dampfboote bringen ihre Truppen nach Steinmauern, Blittersdorf, Iffezheim — im Rücken der Vertheidigungslinie; während diese von allen Punkten angegriffen wird, läßt Mieroslawski einen Arzneiwagen mit einem bedeutenden Theil der Kriegskasse bepacken und zieht mit dem Stabe nach Oos zurück. Seit dem 29. und 30. früh war fast all' seine verfügbare Macht in einer Linie, ohne Reserven, im Kampf gewesen. Jetzt zersprengten die Preußen die Artilleriebedeckung bei Kuppenheim, und gewonnen war die dortige Stellung.

Waren schon an den vorhergehenden Tagen bei dem Gefechte nur wenige der vielen Ordonnanzen des Generals im Feuer gesehen worden, so war jetzt die Verwirrung noch größer. Fast jeder handelte

auf eigene Faust. Vielen war die Vereinigung mit dem abziehenden Heere unmöglich gemacht; so einem großen Theil der Feldartillerie. Abends zog auch Sigel ab, mit dem Versprechen, wenn Entsatz möglich, diesen in acht Tagen zu bringen. In der Festung blieb das gelbe (dritte) Regiment, einige Compagnien des ersten und zweiten, eine Abtheilung Dragoner, die polnisch-deutsche Legion, die rheinbayerische Artillerie mit einem Theil des pfälzischen Volksheers, einige Banner badische Volkswehren, zusammen etwa 5000 Mann, die sich aber schon in den nächsten Tagen durch Ausreißerei unter 4000 verminderten.

Tiedemann, der Sohn des berühmten Anatomen, jüngst erst aus griechischen Diensten ausgetreten, war zum Festungsgouverneur ernannt worden; sein Vorgänger, Hauptmann Greiner, hatte den Tag nach der „Spionenschlächterei" seinen Posten verlassen. Rastatt war eingeschlossen. Der Versuch einer Feldbatterie, sich ohne Bedeckung durch Iffezheim durchzuschleichen, mißlang; das Dorf war schon besetzt.

Eine Woche lang verfuhren die Belagerer ganz schonend gegen die Festung; die Zufuhr war abgeschnitten, im Hauptquartier zu Kuppenheim, am Eisenbahnwall bei Niederbühl, in den Rhein- und Rieddörfern ritten Patrouillen; bis nach Malsch

brauste die Locomotive und brachte Belagerungsgeschütz, Mannschaft und Lebensmittel. Auf den ährengelben Feldern konnte man von den Wällen aus den preußischen Spitzhelm neben der braunen Schnitterin erkennen; die Einquartierten halfen ihren Wirthen den Segen des Ackers in die Scheune bringen; darüber hin blauer Himmel, heller Sonnenschein; es war ein gemüthliches Leben, ein Schäferspiel vor dem blutigen Drama.

Hinter den Wällen war die Kehrseite des schönen Bildes. Nur die Abwesenheit der . . ki's und . . ski's, nicht das Walten der Ordnung überzeugte uns, daß die polnische Wirthschaft abgezogen. Der Eine gab Auslaßkarten für die zum Transport der Verwundeten requirirten Bauern der Umgegend, der Andere widerrief sie. Hier wurde mit und ohne Anweisung der Kriegscommissäre das Monturmagazin von Ettlingen geleert, dort zogen Kanoniere, Dragoner, Soldaten von der Linie den Volkswehren und Freischaaren, welche ihre zerrissenen Kleider mit guten vertauscht, und über die Blousen den Soldatenmantel geworfen hatten, die Kleidung vom Leibe. Hier verkauften Wehrmänner Ballen von Linnen, Bettzeug, aus den Kasernen gestohlen, oder packten Tücher auf die Bagagewagen; dort drangen auf Befehl ihres Obersten die Soldaten

des dritten Regiments in die Wohnungen der Schneider und nahmen die zum Verarbeiten zugeschnittenen Militärtücher — oft das Eigenthum der eigenen Kameraden — als ihrem Regimente gehörig, hinweg.

Der Gouverneur, umgeben meist von ausländischem Stabe, machte Kraftäußerungen, welche, da sie mit gröblichen Worten begleitet waren, die Offiziere verletzten, während er es gleichzeitig auch mit den Einwohnern verdarb, da er den zur Uebergabe rathenden Bürgermeister mit thätlichen Mißhandlungen bedrohte. Auf diese Art bewirkte er unter der Besatzung einen Zwiespalt, welcher heute seine eigene Verhaftung, morgen einen blutigen Zusammenstoß zwischen den Volkswehren und Soldaten hervorzurufen drohte.

In dieser Lage der Dinge hatte am 2. Juli der General Graf von der Gröben die Besatzung zur Uebergabe, mit 24 Stunden Bedenkzeit, aufgefordert, und hinzugefügt, daß Rastatt vom zweiten Corps der Rheinarmee umschlossen sey, und daß zwei andere Armeecorps die in Flucht und Auflösung begriffenen Freischaaren verfolgten. Vier Tage später schwamm die Murg herab der Stadt entgegen eine versiegelte Flasche mit ähnlicher Aufforderung an die Bürger, und der Nachricht, daß Mieroslawski's Volkswehren sich zerstreut, die Reiterei, die Linie,

die reitende Artillerie von Freiburg aus ihre Unterwerfung angezeigt haben. Die Uebergabe wurde nach kurzer Berathung vom Gouverneur abgelehnt, und der Muth der Besatzung durch Gerüchte belebt. Da waren nicht nur Oesterreicher und Russen von den Ungarn geschlagen, sondern diese in Schlesien eingerückt, zugleich ein Aufruhr am Rhein ausgebrochen, die Hessen und Nassauer in ihre Heimath zurückgekehrt, die Preußen bei Achern geschlagen und ein württembergisches Armeecorps durch das Murgthal gegen dieselben im Anmarsch. So suchten die Verzweifelten, welche nach der Uebergabe bis zum gemeinen Kanonier herab standrechtliche Behandlung fürchteten, die Unentschiedenen, die Entmuthigten aufzustacheln. Dessenungeachtet entwarfen in einer Versammlung am 4. Juli die Offiziere des dritten Regiments, der Rastatter Bürgerwehr, mit mehreren der Artillerie den Entwurf einer Capitulation; diese sollte dadurch möglich gemacht werden, daß an Tiedemanns Stelle v. Biedenfeld zum Gouverneur ernannt würde. An der Unentschlossenheit dieses sonst tapferen Soldaten scheiterte der Plan; in einer Nachmittagsversammlung der übrigen Offiziere, der Ausländer und Volkswehren (auch die frühere Versammlung betheiligte sich dabei) erklärte er nach langem Hadern, das Gouvernement nicht übernehmen, sonst

aber in seinem Kommando nach seinem Gutdünken verfahren zu wollen. Er betheiligte sich auch, trotz der Bitten Tiedemanns, die nächsten Tage bei keinem Kriegsrathe, und zog sich bald — ein zürnender Achilles — in das Fort A, welches seiner Obhut anvertraut war.

In der Stadt war bis jetzt, obgleich Kalbfleisch und Bier schnell zur Neige ging, das gleiche Leben und Treiben. Von den Wällen herab donnerten 24pfünder auf einzelne Patrouillen und Plänkler, es wurde blinder Lärm und Generalmarsch angeregt, wenn der Mondschein irgend welchem angetrunkenen Kanonier eine Phantasmagorie vorgaukelte, und es blieben endlich die Bitten der Bürgerschaft um Einleitung einer Capitulation ohne Erfolg. „Man werde die Interessen der Stadt zu wahren wissen, müsse aber das Sigel'sche Corps acht Tage abwarten!" Auf die gleiche Bitte, von einer Abordnung der Umgegend im Einverständniß und nach Wunsch des Generals von Schack vorgetragen, antwortete ein Aufruf des Gouverneurs vom 5. Juli: „Soldaten, laßt Rastatt das deutsche Comorn werden." Tags darauf machten einige Artilleristen und Scharfschützen ohne Anzeige und Erlaubniß eine Razzia in die Felder von Rheinau — eine außerhalb der Wälle gelegene Vorstadt. Sie wurden von den Preußen angegriffen,

andere eilen aus der Festung zu Hülfe, und es entsteht ein Ausfall der Art, dessen Ergebniß die Plünderung jener Bürger Rheinau's war, die mit Klagen ihrer Habe nachzogen. Es wurde von Seiten der Insurgenten mit dem Blute von drei Todten und zehn Verwundeten erkauft, von denen einem Hauptmann sofort die Hand abgenommen wurde. In Siegesfreude und durch erbeuteten Wein berauschte sich die Mannschaft. Selbstverwundungen und Hiebe kamen vor. Wie leicht es mit erstern von den Betroffenen genommen wird, zeigte ein Soldat, dem beide Hände durchschossen wurden. Er behielt die Pfeife im Munde und sagte einem darob staunenden Kameraden: „Meinst du denn, daß ich auch die Pfeife zerbrechen lassen werde?"

Nachdem wir uns so im Innern der Festung einigermaßen umgesehen, wollen wir auch einen Blick auf das preußische Lager werfen.

XIV.

Ein Lagerbild.

Wenn man von Muggensturm gegen das preußische Lager bei Kuppenheim kam, so fand man die ersten Vorposten desselben diesseits der Brücke über die Murg, wo von den Freischaaren eine Schanze zu zwei Geschützen aufgeworfen wurde; auf dieser Schanze, von Faschinen und Erde erbaut, stand einer von den preußischen Doppelposten. Von weitem glänzte der Helm, und wenn man näher kam, wurde der Reisende von den Soldaten auf höfliche Art nach seinem Paß gefragt. Dieses Paßwesen, seit jenen Ereignissen eingeführt, war nicht angenehm und würde auf den Verkehr sehr hemmend eingewirkt haben, wenn dieser Verkehr in damaliger Zeit an und für sich nicht ganz unbedeutend gewesen wäre. Von Karlsruhe hatten wir vielleicht zwanzig Personen, von denen einige nach Baden und Freiburg gingen, die meisten aber in's Lager nach Kuppenheim, wo, so

hieß es irrthümlicherweise, heute Abend ein neues Bombardement anfangen solle. Jede Patrouille, jeder Posten, jeder Gendarme hatte das Recht, den Paß des Fremden zu untersuchen. Doch reichte der Anblick des preußischen Adlers auf dem Stempel vollkommen hin, den Fragenden zu beruhigen. In Kuppenheim selbst zeigte sich nun das bunte, lebendige Bild eines kleinen Heerlagers. Es war spät am Nachmittag, als ich das Dorf erreichte, die Soldaten standen auf der Straße in Gruppen beisammen, rauchten ihre Pfeifen und erzählten sich Geschichten; die Cavallerie ritt ihre Pferde zur Tränke, und Ordonnanzen in vollständiger Bewaffnung, Husaren, Kürassiere sprengten durch die Straße. Das Hauptquartier des kommandirenden Generals, des Grafen v. d. Gröben, war im Wirthshaus zum goldenen Ochsen, einem kleinen Hause mit niedrigen Zimmern, vor demselben die Staffage, wie vor jedem Hauptquartier, Offiziere aller Waffen im Gespräche, Adjutanten hierhin und dorthin eilend, Feld-, Post- und Packwagen, und ein Haufen neugieriger Zuschauer, die das Alles mit großer Befriedigung anstaunen.

Zum Besuche des Lagers selbst bedurfte es einer schriftlichen Erlaubniß; dasselbe war anfangs nicht sehr entfernt vom Eisenbahndamm zwischen Kuppenheim und Niederbühl aufgeschlagen, mußte aber weiter

zurückgezogen werden, weil aus der Festung mehreremal Bomben bis dicht vor die Zelte flogen. In diesem Lager campirten zwei Bataillone Infanterie und seitwärts eine Schwadron Husaren, die Infanterie unter Leinwandzelten, die Husaren hatten sich Strohbaracken gebaut, und da die Hitze etwas nachgelassen hatte, so herrschte im Lager ein regeres Leben; die Offiziere, die nicht im Dienst waren, saßen vor den Marketenderbuden, die Soldaten lagerten unter den Bäumen an der Straße, und hie und da konnte man ein preußisches Lied vernehmen. Die Umgebungen des Lagers waren malerisch schön. Die Berge des Os- und Murgthals in dunkler violetter Färbung mit dem Schlosse Eberstein, und weiter entfernt mit der alten Schloßruine von Baden, blicken von einer Seite in die Ebene, in der Rastatt liegt; die Thürme dieser Stadt selbst, sowie die langen geraden Linien der Wälle zeichnen sich, nur theilweise durch das Abgebrannte Dorf Niederbühl verdeckt, in scharfen Umrissen am Horizonte ab. Wie Mancher mochte dort auf den Werken stehen und sehnsüchtig hinausblicken nach den Bergen, die mit ihren Schluchten und schattigen Waldwegen das Entkommen so leicht machen würden. Die schönste Partie in der Umgebung des Lagers ist aber unstreitig das Schlößchen Favorite, mitten in einem dichten Wäldchen gelegen, dessen Alleen von allen

Seiten gerade auf dasselbe führen und aus riesenhaften uralten Eichen bestehen; hier war das Tivoli der preußischen Offiziere, und vor der großherzoglichen Hausmeisterei, die zugleich Restauration war, versammelte sich jeden Abend, wer vom Lager und aus Kuppenheim gerade nicht im Dienst beschäftigt war.

Da fast alle hier anwesenden Infanterieregimenter aus Landwehr bestanden, so bemerkte man fast eben so viele Unteroffiziere und Soldaten, die sich bei einem Schoppen Markgräfler wohl seyn ließen, wie Offiziere. Da der Offizier bei manchen Compagnien aus demselben Ort ist wie der Soldat, so sieht man hier im fernen Baden den Hauptmann unter seinen Leuten sitzen, wie das in Norddeutschland Abends im Dorfe auch wohl der Fall war. Es sind nämlich sehr viele Gutsbesitzer hier bei der Armee, die mit ihren Leuten zu gleicher Zeit ausgezogen sind. Die Landwehr besteht im Allgemeinen, da es ältere Altersklassen sind, aus vollkommen kräftigen Männern, welche unter ihren Helmen recht gut aussehen, da der große martialische Schnurr- und Kinnbart sehr gut zu dieser Kopfbedeckung paßt. Die Landwehr ist bei einiger Sachkenntniß viel leichter zu behandeln als die Linie, deren Soldaten im jugendlichen Uebermuthe manches treiben, was dem Landwehrmann nicht einfällt. Nur will dieser dagegen auch seinem vorgerückten Alter

gemäß behandelt seyn; er schlägt sich vortrefflich, ist ausdauernd im Gefecht, nimmt seine Waffen sorgfältig in Acht, aber was man so mit dem technischen Ausdruck Kamaschendienst nennt, ist ihm sehr verhaßt.

Auch ein paar Batterien standen im Lager, reitende und Fußartillerie, und ich muß gestehen, mir ging das Herz auf, als ich die alten bekannten blauen Laffetten wieder sah: „alte Liebe rostet nicht," und ich habe zu meiner Zeit mein Geschütz geliebt wie nur Einer. Da standen sie zwischen den hohen wallenden Fruchtfeldern, und von weitem waren nur die glänzenden Rohre sichtbar. Es ist eine Lust, so eine reitende Batterie, namentlich im durchschnittenen Terrain, dahinfliegen zu sehen; ringsum wirbelt der Staub empor, das dunkle Blau der Laffette ist in den tiefgrünen Büschen kaum sichtbar und nur das blanke glänzende Rohr schlängelt sich durch Gras und Strauchwerk lebhaft daher, wie der schillernde Rücken einer Riesenschlange.

In den Zelten der Infanterie befanden sich in jedem 14 Mann; von den Offizieren liegt der Hauptmann mit dem Lieutenant seiner Compagnie zusammen, die Adjutanten ebenfalls, und nur die Bataillonskommandanten haben ihr eigenes Zelt. Vor einem derselben hatten die Soldaten einen kleinen Garten angelegt, einen Rasenplatz gebildet und Blumen

darum gepflanzt. In der Mitte stand ein Pfahl, auf welchem gefundene feindliche Kugeln vom Vierundzwanzigpfünder abwärts bis zur Pistolenkugel aufgestellt waren. Dreifarbige deutsche und badische Fahnen sah man auch hie und da, und in dem andern Lager, auf dem Zelt des Generals v. Schack, befand sich sogar eine republikanische Fahne, welche man auf folgende Art erhielt:

In den ersten Tagen der Belagerung von Rastatt hatte die zwölfte Compagnie unter dem Premierlieutenant v. Rango die Vorposten in den hinter dem Federbach aufgeworfenen Verschanzungen. Kaum war am Morgen die Sonne aufgegangen, so meldeten die sämmtlichen Doppelposten, daß in der Festung weiße Fahnen aufgesteckt worden seyen. Der Lieutenant v. Rango glaubte sich von der Richtigkeit dieser Meldung selbst überzeugen zu müssen, er nahm deßhalb 2 Unteroffiziere und 12 Füsiliere, vertheilte sie auf beiden Seiten der von Karlsruhe nach Rastatt führenden Chaussee und kroch nun im Chausseegraben so weit gegen die Festung vor, bis er sich durch eigene Anschauung vollständig überführt hatte, daß die von sechs auf verschiedenen Punkten aufgestellten Doppelposten gleichzeitig und übereinstimmend gemachte Wahrnehmung und die darauf basirten Meldungen dennoch falsch waren und auf einer optischen Täuschung

beruhten, welche durch das Fallen der Sonnenstrahlen auf die Fenster des Schlosses und anderer hervorstehenden Gebäude bewirkt wurde. Noch mehr in der Ansicht bestätigt, wie höchst vorsichtig man beim Erstatten von Meldungen seyn müsse, und zufrieden, diese unrichtige nicht weiter befördert zu haben, wollte die Patrouille eben den Rückzug antreten, als der dieselbe begleitende Unteroffizier Friedrich August Pechmann aus Lauche, Kreis Querfurt, eine in kurzer Entfernung vom Feinde aufgesteckte republikanische Fahne erblickte. Der ꝛc. Pechmann besann sich keinen Augenblick, ergriff dieselbe und die Patrouille kehrte nun möglichst eilig mit dieser Trophäe in die Verschanzung zurück, wo sie mit Jubel empfangen wurde.

Die Husaren in ihren Strohbaracken waren — was die Hitze anbelangt — besser daran als die Infanterie, denn die Sonnenstrahlen können durch die Strohdecke nicht so eindringen, wie durch die dünne Leinwand. Die Pferde der Husaren hatte man, wie immer im Lager, an die Fouragirstricke gebunden, welche im Viereck an zwei Fuß hohe Pfähle befestigt waren, die Thiere waren aber in steter Bewegung und machten ihrer Stallwache viel zu schaffen: hier versuchte eines, sich auf dem Boden herumzuwälzen, dort prallte eines zurück, durch irgend eine Kleinigkeit

erschreckt, riß den Pfahl, an dem es stand, um und entsetzte sich nun noch mehr vor dem Holz, das zwischen den Stricken schwebte.

Das Lager war gegen Rastatt hin mit einer doppelten Vorpostenkette versehen; die erste hatte ihr Lager dicht am Eisenbahndamm, durch diesen geschützt, und kampirt in Bretterbuden und Zelten. Neben diesem Lager war ein Durchgang in dem Eisenbahndamm, wo die Soldaten haufenweise standen und gen Rastatt schauten, von dessen Wällen hie und da weißer Dampf aufstieg und eine Kanonenkugel herübersauste. Die zweite und äußerste Vorpostenkette war in dem damals verlassenen Dorfe Niederbühl. Was den eben erwähnten Eisenbahndamm selbst anbelangt, so läßt sich der neuerbauten Reichsfestung Rastatt gegenüber manches darüber sagen. Er nähert sich der Festung — namentlich auf der Straße von Kuppenheim nach Niederbühl — bis vielleicht auf 12—1500 Schritte, hat die richtige Höhe und Stärke, um jedem Feinde, der die Festung angreifen will, zur ersten Parallele zu dienen; man braucht nur hinter demselben Bettungen zu legen und Mörser aufzufahren und die Kesselbatterie ist fertig. Da der Eisenbahndamm ferner und noch in ziemlicher Höhe an der Eisenbahnstation Rastatts sich den Werken bis auf wenige hundert Schritt nähert, so kann man längs demselben bis

dahin fast gedeckt vorgehen und mit wenig Faschinen und Schanzkörben dort eine höchst gefährliche Contre- oder Demontirbatterie anlegen. Ich bin fest überzeugt, man wird sich genöthigt sehen, den Damm der Eisenbahn so zu verlegen, daß er gerade in die Festung hinein und ebenso wieder hinaus läuft, damit man ihn auf diese Art von den Werken aus sicher und wirksam bestreichen kann.

Ich erhielt von dem Kommandanten der Vorposten die Erlaubniß, die äußersten Vedetten in Begleitung eines Offiziers zu besuchen, und auf diese Art das zerstörte Dorf Niederbühl zu besichtigen. Schon gleich hinter dem Eisenbahndamm sah man die Wälle Rastatts deutlich vor sich liegen, schaute in die Mündungen der Geschütze und bemerkte, wie Leute — meistens ohne Röcke in Hemdärmeln — auf den Brustwehren hin und her liefen. An den großen Eichen, die vor Niederbühl stehen, sah man hie und da an tiefen Löchern im Stamme, wo die Kugeln aus der Festung eingeschlagen hatten. Hier war bei dem letzten Ausfall der Kampf am hitzigsten, und die preußischen Soldaten mußten bis an die Mitte des Leibes die Oos durchwaten, um die Freischaaren aus dem Eichenwald zurückzuschlagen, was denn auch unter lautem Hurrah geschah. Es war nicht so leicht, die Belagerten zurückzutreiben, und die preußischen Bataillone, die ins Feuer kamen, sollen sich

heldenmüthig geschlagen haben, weil sie dem Feinde gegenüber hier sehr schwach waren. Es ist aber auch natürlich, wenn man mit einem einzigen Armeecorps einen Umkreis von wenigstens acht Stunden besetzen soll, daß die so aufgestellte Kette nicht übermäßig stark ausgefüllt seyn kann. Niederbühl sah schauerlich aus: fast ein Drittheil der Häuser trug Spuren des Brandes, welcher theils durch die glühenden Kugeln aus der Festung, theits von den Insurgenten — die das Dorf einen Augenblick im Besitz hatten — hervorgebracht .wurde. Auch war ein großer Theil der Häuser und Scheunen durch hineinschlagende Bomben und Vollkugeln furchtbar zerstört; ich habe vier Wände gesehen, die von einem einzigen 24Pfünder durchbohrt waren; die Entfernung bis zu den Wällen beträgt aber auch nur wenige hundert Schritt, und es war schon während der Erbauung der Festung ernstlich die Rede davon, das Dorf Niederbühl zu verlegen. Die Einwohner waren mit ihren Habseligkeiten geflohen, und so lagen die reinlichen netten Häuser in einer beängstigenden Stille da. Der Schritt hallte in den Gassen, und wenn man zu den offenen Fenstern hineinsah, erblickte man in den Zimmern die Spuren größter Verwüstung, Möbel lagen zerschlagen umher, und der Schutt eingestürzter Wände bedeckte oft mehrere Schuh hoch den Fußboden; man

sah an dem hie und da sorgfältig aufgesetzten Holz, an Fässern und Eimern, die bei den Brunnen stehen blieben, und namentlich an den gar zierlich angelegten kleinen Gärten hinter den Häusern, daß die Einwohner vor kurzer Zeit und sehr schnell entfliehen mußten. Diese Gärten machten namentlich einen recht wehmüthigen Eindruck. Die Wohnung ihrer Verpfleger war eingestürzt und die Blumen hatten ihr kurzes Sommerleben gerettet. Diese kleinen grünen Flecke gaben, hübsch gehegt und gepflanzt, wie sie waren, dem ganzen Dorfe das Ansehen eines Friedhofes, wo auch zwischen verwitterten Steinen die Blumen sorgsam angebunden sind, und die Schlingpflanzen hoch empor wachsen. Am schlimmsten war die Kirche mitgenommen: die Spitze des Thurmes herabgebrannt, und das Dach des Kirchenschiffs so vollständig eingestürzt, daß nichts mehr stehen blieb, als die nackten vier Mauern, wo die heiße Sonne sich gütlich that in dem geheiligten Raume. Auch eine unglückliche Bienencolonie war in der Nähe der Kirche von einer schweren Kugel zerstört worden, die Körbe lagen halb verbrannt auf dem Boden, die Honigwaben überall zerstreut, und das arme Völkchen, das dort gewohnt, summte in dichtem Schwarme um die zerstörte Wohnung.

Wir schlichen uns durch die Trümmerhaufen

nach dem jenseitigen Ausgange des Dorfes, wo die äußersten Vorposten hinter einer Barrikade von Balken, alten Fässern und Gartenthüren, durch das letzte Haus gedeckt, nach der Festung hinauslugten, wo, sa sagt Corvin in seinen „Erinnerungs-Blättern aus Rastatt," „für die Pickelhauben einer der gefährlichsten Punkte war, indem die in der Festung das abgebrannte Dorf beständig im Auge behielten und augenblicklich auf alles Verdächtige schoßen." Auf dem Walle sahen wir drei bis vier Männer und ein Frauenzimmer mit einem Sonnenschirm, doch meinte einer unserer Soldaten, es sey ein verkleideter Mann, und man sehe öfters dergleichen Gestalten da oben herumspringen. Obgleich wir ziemlich verdeckt herangekommen waren, mußten sie uns doch bemerkt haben, denn es dauerte nicht lange, so brachten sie eine große Wallbüchse herauf, und bald darauf pfiff eine Kugel bei dem Hause, hinter welchem wir standen, vorbei. Ein preußischer Jäger, der mit der Büchse auf der Schulter daher kam, und welcher behauptete, sein Gewehr trage auf 800 Schritt, mochte das nicht leiden, lud die Büchse sorgfältig — er nahm, wie er sagte, lieber ein paar Körner zu viel, als zu wenig — und legte sich hinter die Barrikade. Lange zielte er hinaus, und nachdem er endlich abgedrückt, sahen wir deutlich, wie einer auf dem Walle schnell

mit dem Arme in die Höhe fuhr. Obgleich nun die andern uns gerade nicht auf die anständigste Art bemerklich machten, daß die Scheibe gefehlt sey, so sprangen sie doch vom Walle herab und ließen sich nicht mehr sehen.

Ueberläufer kamen fast täglich ins preußische Lager, oft am hellen Tage. Die meisten gingen unter dem Vorwand, Getreide zu schneiden, aus der Festung, entfernten sich unbemerkt weiter und weiter, und sprangen endlich im Zickzack davon, damit sie die nachgesandte Kugel nicht erreichen könne. Einmal bekam doch einer zwei Schuß, und wurde auf solche Art gezwungen, zurückzukehren.

Schon einigemal ist es vorgekommen, daß in der Morgendämmerung in Rastatt hie und da eine weiße Fahne sichtbar wurde, die aber bald wieder verschwand. Wie manche in der Festung mochten sehnsüchtig auf den Augenblick harren, wo die Preußen einziehen würden! Die hartnäckige Vertheidigung dieses Platzes war eines der allerwahnsinnigsten Unternehmen. In Malghera war das Verhältniß ein ganz anderes; da stand den Insurgenten, nachdem sie ihre Munition verschossen, der schönste Rückzug durch die Lagunen offen, den sie auch wohlweislich benützten, aber welche Aussicht auf Rettung blieb hier den Belagerten? Eines Abends bemerkte man

mehrere Feuer auf den Bergen bei Gernsbach — wahrscheinlich Signale für Rastatt — es wurde eine Compagnie Infanterie und eine halbe Schwadron Kürassiere ausgesandt, welche auch den nächsten Morgen sieben bis acht versprengte Freischärler einbrachten. Einige saßen auf einem Wagen, andere gingen zu Fuß, zu beiden Seiten ritten Kürassiere, den Pallasch am Arm, die gespannte Pistole in der Hand.

Was die Verheerung an den Fruchtfeldern im Badischen anbelangt, so war die Sache nicht so arg, als man sie gemacht hat, und wenn auch wohl ein Einzelner viel Schaden litt, so war der Verlust im Ganzen noch nicht so bedeutend, daß er im Stande war, die Lebensmittel viel zu vertheuern. Sachkundige versicherten damals, der Ertrag der Fruchtfelder sey so überaus reichlich, daß, wenn sogar die Hälfte zerstört worden, doch noch immer mehr eingebracht würde, als in früheren Jahren. Längs den Straßen sah man wohl Stellen genug, wo das Getreide niedergestampft und zertreten war, doch sind dieselben nicht groß, und nur da ziemlich bedeutend, wo Gefechte stattgefunden haben, so auch in der Nähe von Oos. Ich fuhr dort Abends auf einem Wagen, der von Kuppenheim kam, und es gesellte sich ein junger Mann zu mir, dem Aeußern nach das Ideal eines Freischaaren-Kommandeurs; eine kurze gedrungene

Gestalt mit dichtem, starkem, ins Röthliche spielendem Bart und durchdringende, lebhafte Augen; er wußte das Gefecht von Oos ganz auswendig, und zeigte mir mehrere Stellen dicht an der Chaussee, wo gefallene Freischärler begraben wären; man konnte eine solche Stelle deutlich erkennen; in der Länge und Breite eines Grabes war die Erde in einem kleinen Hügel zusammengescharrt. Auf meine Frage, ob er auch mitgemacht, meinte er, wohl ein klein wenig, doch habe er mehr Markgräfler, als Blut vergossen. Bei der Erzählung des Gefechts legte er seinen Knotenstock häufig und ganz schußgerecht an den Backen, wenn er sagte, da und dort habe es sehr stark gekracht.

Es war schade, daß sich hier im Lager kein Maler aufhielt, man sah oft die schönsten Bilder, namentlich Abends, wenn die Gebirge herrlich blau und roth gefärbt waren, wenn die Thürme und Häuser Rastatts bei untergehender Sonne schwarz wie auf Goldgrund gemalt dastanden, zuweilen von den Wällen weißer Dampf aufquoll, wenn die Soldaten in Gruppen vor ihren Zelten und an der Landstraße lagen, und wenn zwischen Reiterabtheilungen, die hierher und dorthin zogen, schwerbeladene Getreidewagen mitten durch das kriegerische Lagergetümmel bei dem Läuten der Abendglocken, dem Schmettern

der Trompeten und Rollen der Trommeln langsam dahin fuhren. Krieg und Frieden! Eines Abends sah ich neben dem Walde der Favorite ein reizendes militärisches Genrebild. Auf einem Feldwege dicht am Waldsaume, unter den tiefgrünen Eichen vorbei, ritt ein Zug Kürassiere in scharfem Trabe dahin, die Abendsonne warf ihren letzten Strahl herüber und ließ den Staub, der von den Füßen der Pferde aufwirbelte, und sich langsam an den Waldrand hinzog, wie glühend erscheinen. Auf den Harnischen und Stahlhelmen der Kürassiere glänzte es wie rothe Flamme, als seyen es Reiter der höllischen Heerschaaren, die, in Feuer gehüllt, über die Erde strichen; bald waren sie hinter dem Walde verschwunden, die Sonne sank, der Glanz auf Wald und Feld verblich, das rosige Licht auf den Bergen ging durch Dunkelviolett in kaltes Grau über, die Pferde in den Beiwachen schüttelten sich und schnaubten der kühleren Nachtluft entgegen. Die Wach- und Kochfeuer wurden glänzender und tiefroth, nach und nach schloßen sich die Zelte und die Nacht behauptete ihr Recht.

XV.

Artillerieaufstellung vor Rastatt.

Wenn man sich mit einigermaßen sachkundigem Blick in der Umgebung von Rastatt umsah, so bemerkte man deutlich, daß hier von keiner vollständigen Belagerung die Rede war. Da gab es keine Laufgräben, keine Parallele und die Geschütze, welche aufgestellt wurden, brachte man hinter natürliche Deckungen, namentlich hinter den Eisenbahndamm oder hinter solche, welche das Terrain von selbst gab. Natürlicherweise wurden Bettungen gesteckt und hie und da eine Schulterwehr zum Schutz der Artilleristen angebracht, doch da die meisten dieser Stellungen nur je für eine Nacht benützt wurden oder um einen Ausfall kräftig abweisen zu können und da man überzeugt war, Rastatt werde sich, wie es auch wirklich geschah, einmal enge eingeschlossen, baldigst übergeben: so baute man keine vollständigen Batterien,

sondern sandte den Insurgenten bald von hier, bald von da glühende Kugeln und Granaten zu, um sie zu beunruhigen und den besser Gesinnten vielleicht Veranlassung zu geben, die Thore zu öffnen. Da von dem Terrain um die Festung die Entfernung jedes einigermaßen bemerkbaren Punktes genau bekannt war, da die badische Artillerie geübte Kanoniere hatte, da Rastatt mit neuen Geschützen versehen war und mit tadellos frisch angefertigter Munition, so war es kein Wunder, daß sie erstaunlich richtig schoßen, wodurch der preußischen Artillerie das Auffahren ihrer Geschütze und das Verharren in ihren Stellungen sehr erschwert wurde. Doch haben sich die braven preußischen Artilleristen bei allen Veranlassungen außerordentlich ausgezeichnet und es kamen genug Beispiele von Kaltblütigkeit und Muth vor, welche werth sind, daß sie zur Kenntniß eines größern Publikums gelangen. Ich sage das mit Stolz, denn auch ich hatte einst die Ehre, diesem vortrefflichen Corps anzugehören und noch immer bewahre ich für Artillerie und Geschütz eine herzliche Zuneigung. Ich liebte meine Waffe und erinnere mich noch ganz gut des tiefen Schmerzes, mit welchem ich damals mein Geschütz abgab. Es war ein erobertes französisches, die Juno. Leider hatte ich nicht das Glück, mit der metallenen Himmelskönigin durch die Feuer-

taufe verbunden gewesen zu seyn. Gewiß, es ist etwas sehr Lustiges um ein bespanntes Geschütz, wenn es dahinrollt, nachdenklich den Blick zur Erde gekehrt, rasselnd und Staub aufwirbelnd — und sich jetzt plötzlich umwendend und dem Feind das offene Antlitz zeigt. Der brave Artillerist liebt denn auch sein Geschütz mehr wie sein Leben und wird es unter keiner Bedingung feig im Stich lassen.

In dem Gefechte bei Kuppenheim marschirte die zweite Haubitze der 6pfündigen Fußbatterie Nr. 37 auf der Straße und kam in die Nähe eines Gehöftes, von woher sie plötzlich mit einem heftigen Gewehr- und Kartätschenfeuer beschossen wurde. Alle nebenstehenden Truppentheile machten eine rückgängige Bewegung und nur die Haubitze, deren Geschützführer zufällig zurückgeblieben war, wurde von dem Bombardier derselben, Meder, der schnell das Kommando übernahm, kaltblütig vorwärts geführt. Obgleich das feindliche Feuer ein Pferd verwundete und dadurch der ganze Zug ziemlich in Unordnung gebracht wurde, ließ er behutsam abprotzen und trotz seiner gefährdeten Lage, da die Haubitze der Zielpunkt des feindlichen Feuers war, richtete er sie ruhig und entschlossen und war so glücklich, schon die erste Granate mitten in das Gehöfte zu werfen, wo die feindliche Artillerie verdeckt aufgestellt war. Ein Haus gerieth

in Brand, worauf der Feind eilig abzog. Dieß schnelle und mit so guter Wirkung eröffnete Feuer der Haubitze äußerte einen sehr guten Einfluß auf die noch in der Nähe befindlichen Truppen, deren rückgängige Bewegung sich nun zugleich in ein Vorgehen auf Kuppenheim verwandelte.

Bei Bischofsweiher am 29. Juni kam bei der 6pfündigen Fußbatterie Nr. 11 der Fall vor, daß der Stangenreiter des zweiten Geschützes des dritten Zuges, Kanonier Kant, von einer Büchsenkugel durch den Oberschenkel geschossen wurde. Man muß nun die schwierigen Funktionen eines Stangenreiters kennen, welcher die Stange oder Deichsel des Geschützes mit der Hand und dem rechten Beine lenken muß; um zu ermessen, welch' großer Muth, ja welche Bravour dazu gehört, um trotz einer solchen Verwundung sein Geschütz nicht zu verlassen. Der Kanonier Kant blieb auf dem Pferde sitzen und machte das ganze Gefecht mit, obgleich ihm das Bein bedeutend anschwoll, und er sich vor Schmerzen kaum im Sattel erhalten konnte. Dazu kommt noch, daß während des Schießens die Protze mit den Pferden so aufgestellt wird, daß die Fahrer dem Feinde den Rücken zuwenden, also nicht einmal im Stande sind, der Gefahr frei ins Auge zu schauen.

Bei Waghäusel gerieth das Füsilierbataillon

des 28. Regiments plötzlich in das Feuer von zwei bis drei badischen Bataillonen und einer halben Batterie, und mußte seinen Rückzug antreten, der übrigens, wie bekannt, mit einer großen Ordnung ausgeführt wurde. Nachdem sie die Chaussee passirt hatten, faßten sie in einem zur Seite gelegenen Fichtenwäldchen Posto und standen hier ziemlich sicher, obgleich sie mit Geschoßen aller Art überschüttet wurden. Einestheils gewährten ihnen die Bäume Schutz, anderntheils machte das hohe Getreide den Insurgenten das Zielen fast unmöglich, ein Umstand, der während des ganzen Feldzugs für beide Theile nachtheilig und vortheilhaft war, und dem es zu danken ist, daß nicht viel mehr Leute blieben. Währenddem kam ein Unteroffizier der Artillerie mit zwei zurückkehrenden Geschützen auf dem rechten Flügel des Bataillons an, und kaum sah er das Bedrängniß seiner Kameraden, so ließ er abprotzen und that sechs bis acht Schuß auf die badischen Bataillone. Fast jede Kugel sah man bei der Trockenheit des Bodens und des Staubs, den sie beim Aufschlagen verursachte, in die Reihen der Insurgenten einschlagen, und jedesmal ertönte ein lautes Hurrah aus der preußischen Tirailleurlinie, welche an das Lisière lagerte. Das muß für den Artillerieunteroffizier ein freudiger Moment gewesen seyn. Er sah die Wirkung

seiner Kugeln und bemerkte, wie die Bataillone stutzten und in Verwirrung geriethen.

In demselben Gefechte kamen die Geschütze der 6pfündigen Fußbatterie Nr. 34 in ein heftiges Flintenfeuer, welches die feindliche Infanterie auf 250 Schritte gegen sie eröffnete. Bald fuhr auch Artillerie gegen sie auf, und das siebente Geschütz verlor augenblicklich zwei Mann. Dem Kanonier Dirksmaier wurden beide Beine abgerissen, dem Bombardier Schmitz der linke Unterschenkel zerschmettert. Der Kanonier war augenblicklich todt, der brave Bombardier Schmitz aber schnallte, indem er ohne einen Laut von sich zu geben, auf dem andern Beine hüpfte, die Schlagröhrtasche ab, gab sie an seinen Nachfolger und setzte sich in einen Chausseegraben. Unterdessen wurde das feindliche Feuer so heftig, daß die Batterie zurückgehen mußte, und kaum hatte sie sich am Ende von Waghäusel vor der Brücke aufgestellt, als dem Sergeanten Dieckmann einfiel, daß der unglückliche brave Bombardier Schmitz noch draußen im Chausseegraben säße. „Kameraden, wer holt unsern Schmitz zurück?" rief er, und sogleich traten der Führer des vierten Geschützes, Unteroffizier Nidycker, Bombardier Stewes und Kanonier Brink vor, gingen wieder vor's Dorf ins dichteste Gewehrfeuer hinaus, brachten den Verwundeten

glücklich zurückgetragen, und setzten ihn auf die Protze, auf welcher er von einem Manne gehalten wurde. Hiebei hatte Unteroffizier Ridycker seinen Säbel, der ihm beim Forttragen des Verwundeten hinderlich war, draußen hingelegt und eilte nun, obgleich die feindliche Infanterie schon durch das Dorf vordrang, nochmals zurück, ihn zu holen, brachte ihn auch glücklich zurück, indem er sagte: „die Kerls sollen doch wahrhaftig einen ehrlichen preußischen Soldatensäbel nicht kriegen.“ Der eben erwähnte Sergeant Dieckmann, ein alter tüchtiger, gedienter Unteroffizier, hatte den Sohn seines Hauptmanns, den Lieutenant Ritter vom 17. Infanterieregiment, einen ganz jungen Offizier, bei sich zur Bedeckung. Er kannte denselben schon als Kind, und wenn sich dieser alte Soldat im Drange des Gefechts wohl freute über die Kühnheit seines Zöglings, denn er hatte ja in den Kinderjahren gewiß oft genug im Spasse mit ihm exercirt, wenn er so muthvoll vorging, so erwachte doch die alte Anhänglichkeit des wackern Sergeanten so zu demselben, daß er ihm zurief: „Heinrich, kommen Sie, wir müssen jetzt zurück!“ und dann wieder: „Herr Lieutenant, wir werden uns links halten müssen.“

Bis zum Tage von dem letzten Gefechte bei Kuppenheim hatte dieselbe preußische Batterie keinen

Munitionsersatz gehabt, und sich daher fast ganz verschossen, als am Morgen des 30. Juni der Lieutenant Paulssen, Adjutant des Kommandeurs der Artillerie, herangesprengt kam und anzeigte, daß Munition hinreichend in dem etwa eine Stunde entfernten Muggensturm angekommen, zu erhalten sey. Die Batterie hatte aber durch Kranke und Verluste so viel Abgang gehabt, daß es nicht möglich war, in Aussicht des bevorstehenden Kampfes an der Murg, Leute von der zum Munitionsempfang und Verpackung derselben mitzugeben. Auf dem Rückwege begegnete dem Adjutanten, der nicht wußte, wie er der Batterie ihre Munition sollte zukommen lassen, das ganze Musikcorps des 17. Infanterieregiments, die mit ihren Instrumenten ruhig und friedlich des Wegs daher zogen. Diese griff er auf, nahm sie mit sich und ließ sie einen Granatwagen und zwei Kartuschwagen mit Granaten, Kugeln, Kartuschen, Shrapnels, großen und kleinen Haubitzkartuschen, Shrapnelzündern, aller Art Schlagröhren, vollständig verpacken. Und Alles fand sich auch in der That ganz gehörig und vorschriftsmäßig verpackt, und bei der Besichtigung zeigte sich später, daß nur ein unterer Einsatzkasten mit Granaten leer geblieben war.

Man könnte noch eine Menge ähnlicher Züge anführen, doch verbietet es der Raum dieser Blätter,

welcher den Vorgängen um Rastatt gewidmet ist, wo die preußische Artillerie freilich nicht so das Glück hatte, sich auszeichnen zu können, wie vordem im freien Felde oder wie ihre österreichischen Kameraden vor Venedig.

Durch einen Armeebefehl vom 30. Juni wurde der Generallieutenant von Scharnhorst und der Ingenieuroberst von Scheele, von welchen der Erstere als Kommandeur der Artillerie, der Letztere zur Leitung der Ingenieurarbeiten, sich beim Oberkommando der Operationsarmee am Rhein befand, beauftragt, Rastatt zu recognosciren und die Einleitungen zur Belagerung der Festung zu treffen.

Beim Beginn der Einschließung war folgende Artillerie hierzu beim zweiten Corps der Rheinarmee disponibel: reitende Batterie Nr. 12, acht Geschütze, zwei 7pfündige Haubitzen, sechs 6pfündige Kanonen; reitende Batterie Nr. 18, acht Geschütze, zwei 7pfündige Haubitzen, sechs 6pfündige Kanonen; 12pfündige Batterie Nr. 12, sechs 12pfündige Kanonen; 6pfündige Fußbatterie Nr. 22, acht Geschütze, zwei 7pfündige Haubitzen, sechs 6pfündige Kanonen. Im Ganzen mithin 30 Geschütze, darunter sechs 7pfündige Haubitzen.

Die erste Division besetzte die Strecke von der Eisenbahn bis nach Steinmauern.

Die zugetheilte reitende Batterie Nr. 12 blieb im Bivouak 1000′ hinter dem Walddefilee an der Straße von Durmersheim, besetzte aber die eroberte Schanze am Hirschgrund, welche durch die Pioniere umgewendet worden war, mit einem Geschütz zur Bestreichung der Straße nach Rastatt. Bei eintretender Dunkelheit wurde das Geschütz stets zurückgezogen. Ein Zug der Batterie wurde nach Steinmauern detaschirt, um den dortigen Murgübergang zu vertheidigen.

Die dritte Division der 12pfündigen Batterie Nr. 12 und der ersten Hälfte der 6pfündigen Fußbatterie Nr. 22 umschloß Rastatt auf der östlichen Seite. Die 12pfündige Batterie errichtete, nach ihr gewordener Anweisung, 300′ vorwärts der Vogelau auf dem Eisenbahndamm ein Enplacement für zwei Kanonen, um feindlichen Ausfällen kräftig entgegen treten zu können. Um diesem Zwecke noch mehr zu genügen, wurde auf beiden Seiten der Eisenbahn eine Rampe aufgeschüttet, damit die Geschütze bei Offensivbewegungen der preußischen Truppen denselben mit Leichtigkeit folgen konnten.

Die zweite Division endlich, mit der zweiten Hälfte der 6pfündigen Fußbatterie Nr. 22, stand bei Iffezheim und am Iffezheimer Waldrande gegen Rastatt, und schloß sich rechts und links an die dritte

und erste Division an. Die Reservecavallerie mit der reitenden Batterie Nr. 18 verblieb bei Muggensturm.

Das Hauptquartier der Corps war in Kuppenheim.

Schon für die Nacht vom 4. zum 5. Juli hatte man eine Beschießung der Festung Rastatt unternehmen wollen, jedoch verhinderten mehrfache Umstände die Ausführung derselben; überdieß entschied man sich höhern Orts dafür, erst mehrere, von badischer Seite versprochene schwere Geschütze abzuwarten.

Am 4. Juli traf die neuformirte vierte Festungscompagnie siebenter Artilleriebrigade bei dem Berennungscorps ein, und erhielt in Muggensturm Kantonnementsquartiere.

Am Abend desselbigen Tages übernahm dieselbe einen Artillerietrain, badischen Materials, bestehend aus: sechs 12Pfündern, fünf 6Pfündern, zwei 7pfündigen Haubitzen, sieben gefüllten Munitionswagen für diese Geschütze.

Am 5. Juli wurden derselben Compagnie die erwarteten schweren badischen Geschütze überwiesen und zwar bestanden dieselben in zwei langen 24Pfündern, zwei 12pfündigen Mörsern und einem 8pfündigen Mörser mit 148 12pfündigen und 162 8pfündigen Bomben. Die Hohlgeschosse waren nicht geladen,

jedoch 5 Centner Pulver, die zugehörigen Zündungen und geschmolzenes Zeug hierzu geliefert worden. Die Kugeln für die 24pfündigen Kanonen wurden aus den Beständen der Reichsfestung Mainz theilweise entnommen und die verschossenen später von der badischen Regierung ersetzt. Mit der angestrengtesten Arbeit gelang es, diese Geschütze befohlenermaßen bis zum 6. Juli schußfertig zu machen. Man war entschlossen, das Bombardement Rastatts in der Nacht vom 6. zum 7. Juli vorzubereiten und das Feuer am 7ten früh $2\frac{1}{2}$ Uhr zu eröffnen.

Von den Batterien des zweiten Corps der Operationsarmee am Rhein, welches mit der Einschließung der Festung Rastatt beauftragt war, wurden die 12pfündige Batterie Nr. 12 und die Haubitzzüge der 6pfündigen Fußbatterie Nr. 22, reitenden Batterie Nr. 12 und reitenden Batterie Nr. 18 zu einer Beschießung der Stadttheile der Festung in der Nacht vom 6. zum 7. Juli verwendet. Der kombinirten Haubitzbatterie wurden noch zwei großherzoglich badische Haubitzen beigefügt. — Die Vorbereitungen für die Beschießung sollten in der Nacht vom 6. zum 7. Juli ausgeführt werden, und war befohlen worden, das Feuer um $2\frac{1}{2}$ Uhr früh zu eröffnen.

I. Zwölfpfündige Batterie Nr. 12.

Die 12pfündige Batterie Nr. 12 marschirte am 6. Juli Abends unter Bedeckung einer Compagnie Infanterie und eines Zuges Cavallerie aus dem Lager über Kuppenheim nach dem Wäldchen Eichlohe bei Rauenthal und errichtete daselbst einen Kugelglühofen, um aus der gedeckten Stellung hinter dem Wege von Rauenthal nach Niederbühl unweit der Eisenbahn, an welcher Stelle das Terrain eine 2½ Fuß tiefe Versenkung bildet, Rastatt auf circa 2100 Schritt mit glühenden Kugeln zu beschießen. Das Feuer begann um 2½ Uhr Morgens, und war dasselbe so glücklich dirigirt, daß schon nach dem 6ten Schuß die Wirkung desselben durch die in Rastatt aufsteigenden Flammen sichtbar wurde. Nach der Uebergabe der Festung zeigte es sich, daß sechs in der Kapellenstraße belegene Häuser theils ganz ausgebrannt, theils bedeutend beschädigt waren.

Nachdem die Batterie von 2½ bis 4½ Uhr in einem ununterbrochenen heftigen Feuer der schweren Festungsgeschütze der Basteien 26, 27, 28 und 30, so wie derselben auf der Courtine Nr. 29—30 gestanden hatte und unter diesen erschwerenden Umständen fortwährend bedient war, so wurde dieselbe erst als bedeutendere Verluste eintraten, zurückgezogen, indem 2 Pferde getödtet, ein Mann und ein Pferd

verwundet wurden, von denen Ersterer später an seiner Wunde im Lazareth starb.

Bei dieser Batterie an demselben Tage zeichnete sich der Kanonier Hebich besonders und sehr rühmlich aus. Da die Geschütze den Befehl hatten, mit glühenden Kugeln zu schießen, so wurde der Kugelglühofen, wie es der Gebrauch ist, ungefähr 800 Schritt rückwärts von den Geschützen angelegt und da die glühenden Geschoße von dort vermittelst der Feldschmiede herangeführt wurden, so erhielt der Kanonier Hebich, da derselbe gleichzeitig ein Schmied war, den Befehl, dieß Geschäft auszuführen. Es ist nun bekannt, wie viel der feindlichen Geschoße die eigene Brustwehr überfliegen und das Terrain auf einige hundert Schritt hinter derselben sehr unsicher machen. An diesem Tage nun thaten die in der Festung das Uebermögliche und die 24pfündigen Kugeln und schweren Bomben hagelten ordentlich in die Batterie. Dieß hielt aber den Hebich durchaus nicht ab, seine Pflicht als ein braver Artillerist zu erfüllen und die glühenden Kugeln so schnell als möglich beizubringen. Hiezu kam noch, daß sich die Batterie nur im Besitze eines Kugelglührings befand, weßhalb der unerschrockene Kanonier ohne weitere Hülfe und keine Gefahr achtend, sämmtliche Glühkugeln vom Herde der Feldschmiede nach den Mündungen

der Geschütze trug, was in Allem, wo mehr Ringe vorhanden sind, das Geschäft von Nr. 8 der Geschützbedienung bei der in Rede stehenden Batterie zu 6 Geschützen, also dasjenige von 6 Mann ist.

II. Kombinirte siebenpfündige Haubitzenbatterie.

Diese aus den sechs 7pfündigen Haubitzen der Corps und zwei 7pfündigen badischen Haubitzen zusammengesetzte Batterie war bestimmt, Rastatt von der Nordseite mit Granaten zu bewerfen. Sie wurde in der Höhe der diesseitigen äußersten Vorposten, ungefähr auf 2300 Schritte hinter einem Erddamm placirt. Auch hier begann das Feuer um $2\frac{1}{2}$ Uhr Morgens. Obgleich bei der großen Entfernung der Erfolg des Feuers anscheinend nicht günstig war, so ergab sich doch nach der Einnahme der Festung, daß die Granaten zum größten Theil sehr günstig gewirkt hatten. Der anfangs durch das Feuer sehr überraschte Feind erwiederte dasselbe bald aus 12 und 18pfündigen Kanonen und 7pfündigen langen Haubitzen.

Die feindlichen Geschoße hielten gut Linie, gingen aber theils über die Batterie hinweg oder schlugen vor derselben ein und blieben in dem durch vorangegangenen anhaltenden Regen stark aufgeweichten Erdboden stecken. Deßhalb krepirten auch einige

in der Nähe der Batterie einschlagende Granaten wirkungslos. Der Erddamm, hinter welchem die Batterie stand, fing mehrere feindliche Kugeln auf.

Nach einem zweistündigen Feuer protzte die Batterie auf und ging in das Walddefilée zurück.

Der Feind belästigte diesen Abzug durch keinen Schuß.

Verluste an Mannschaften und Pferden hatte die Batterie nicht erlitten.

Um den moralischen Eindruck, welchen die Beschießung der Stadt in der Nacht vom 6. zum 7. Juli hervorgebracht, noch zu erhöhen, ward beschlossen in der nächstfolgenden Nacht vom 7. zum 8. Juli eine abermalige Beschießung vorzunehmen und zwar wiederum von zwei verschiedenen Seiten, nämlich zuerst von derselben Stelle am Eisenbahndamme bei Rauenthal, wo in der Nacht zuvor die 12pfündige Batterie Nr. 12 gestanden, und dann von der nördlichen Lisiere des Iffezheimer Waldes an der Chaussee nach Straßburg. Für die Geschützaufstellungen bei Rauenthal wurden zwei lange bronzene 24Pfünder, zwei 12zöllige Mörser und ein 8zölliger Mörser, für die andern am Iffezheimer Walde sechs 12Pfünder bestimmt.

Sämmtliche verwendeten Geschütze waren großherzoglich badische.

Nach der Recognoscirung der Stellung begann am 7. Juli um 11½ Uhr Abends das Strecken der Bettungen, der Bau einer Schulterwehr für den Geschützstand der beiden langen 24Pfünder und endlich die Aufstellung der Geschütze selbst. Die Arbeit mußte anfänglich unter dem Feuer der Festung ausgeführt werden. Der Feind kannte die Lage und Entfernung unserer Geschütze genau, weil bei dem Bombardement am 7. Juli die sechs 12Pfünder an dieser Stelle gestanden hatten. Um 2 Uhr waren die Armirungsarbeiten beendet. Die beiden 24Pfünder standen in einer Vertiefung hinter dem Damm, welcher von Rauenthal nach Niederbühl führt, 2100 Fuß von der Stadt entfernt. Die linke Flanke war durch eine Schanzkorbschulterwehr gegen das feindliche Feuer gedeckt.

Die drei Mörser erhielten ihre Aufstellung ungefähr 100 Schritt links seitwärts von den 24Pfündern hinter dem Eisenbahndamm, so daß der Damm als Brustwehr benützt wurde. [1]

Das Feuer wurde um 2¾ Uhr durch die Mörser eröffnet, etwas später nahmen auch die 24Pfünder dasselbe auf. Die Bedienung geschah mit vieler Ruhe und Besonnenheit.

Gegen 4 Uhr Morgens hatten die 24Pfünder die für sie bestimmte Munition verschossen. Die

[1] Siehe Seite 314.

Mörser setzten das Feuer fort bis 10 Uhr, nachdem von 6—7 Uhr eine einstündige Pause eingetreten war, um der Bedienungsmannschaft etwas Zeit zur Erholung zu geben.

Die Wirkung dieser Geschütze war, wie wir später in der Festung erfuhren, sehr groß; nur wurde das an mehreren Orten ausgebrochene Feuer durch die verbreiteten Löschanstalten sofort gedämpft.

Verluste an Mannschaften haben in dieser Batterie nicht stattgefunden.

III. Die Geschützaufstellung beim Iffezheimer Walde.

Sechs 12Pfünder sollten aus dieser Position die Stadt mit glühenden Kugeln beschießen.

Das Feuer dieser Batterie begann um 3 Uhr Morgens.

Gleich nach dem ersten Schuß antwortete der Feind von 3 Seiten her mit Granaten und 18pfündigen Kugeln. Die feindlichen Granaten schlugen kurz vor, hinter und in die Batterie ein.

Die Ueberlegenheit des feindlichen Feuers veranlaßte den Batteriekommandeur, nachdem er 34 Schüsse gethan, sich abzuziehen; der Verlust der Batterie betrug 1 Todten und 2 Verwundete.

Der von den Belagerten am 8. Juli versuchte Ausfall gab die Veranlassung zum Bau mehrerer

Feldschanzen, welche theils als Geschützemplacements dienen, theils der Infanterie eine gedeckte Aufstellung gegen derartige feindliche Unternehmungen gewähren sollten. Diese Schanzen wurden mit badischen Geschützen aus dem Muggensturmer Park armirt.

Gleichzeitig begannen nunmehr die Vorbereitungen zu einem ernstern Angriffe auf Rastatt. Da es bis jetzt an schwerem Geschütz gefehlt hatte, denn die drei schweren Mörser und zwei langen 24Pfünder waren einer so vorzüglich armirten Festung gegenüber wohl nicht in Anschlag zu bringen, so konnten wohl keine größeren Erfolge erwartet werden, als man sie bereits erreicht hatte. Um nun aber kräftiger auftreten zu können, wurde aus Koblenz ein Belagerungstrain von sieben 23pfündigen Haubitzen, sieben 25pfündigen eisernen Mörsern und sechs 10pfündigen Haubitzen herbeigeschafft. Der dritten Fußcompagnie, achten Artilleriebrigade, war die Verladung dieser Geschütze übertragen, und sollte dieselbe dann zur Unterstützung der Belagerungsartillerie vor Rastatt verwendet werden.

Die Zeit bis zur Ankunft dieser Geschütze wurde nun eifrig benutzt für die Herstellung des Batteriebaumaterials. Die Arbeiter hiezu gab die vierte Festungscompaguie, siebente Artilleriebrigade, das Schanzzeug lieferten die umliegenden Ortschaften,

das Batteriebaumaterialdepot wurde im Rauenthaler Wäldchen etablirt.

Den 17. Juli traf endlich der Belagerungstrain in Begleitung der dritten Fußcompagnie, achten Artilleriebrigade, der Laboratoriencolonne der achten und der Handwerkscolonne der siebenten Artilleriebrigade vor Rastatt ein.

Die in dem Muggensturmer Geschützparke noch vorhandenen badischen Geschütze, Munitionswagen ꝛc. wurden diesem Train beigegeben, und man etablirte den Belagerungspark hinter Rauenthal.

Am 17. Juli wurde nunmehr ein Emplacement für die sämmtlichen oben angeführten Belagerungsgeschütze begonnen und zwar hinter dem Eisenbahndamme an der Biegung desselben, südlich vom Eichblohnwäldchen. Es wurden daselbst 8 Traversen, 5 Pulverkammern und 23 Bettungen hergestellt. Die Arbeit war am 19ten beendet. Die beiden langen 24Pfünder sollten westlich von Rauenthal, dem Bahnhofe gegenüber, an der Lisiere eines dort befindlichen Wäldchens in der dort errichteten Feldverschanzung placirt werden. Unterdessen war aber der Plan für die erstere Geschützaufstellung höheren Orts geändert worden, so daß 7 Bettungen an der angegebenen Stelle unnöthig wurden. Es sollten nämlich die sieben 25pfündigen Mörser eine andere Aufstellung

erhalten und zwar am südöstlichen Rande von Niederbühl. Das Geschützemplacement konnte von der Festung nicht eingesehen werden. Am 20sten wurde demzufolge in dem Niederbühler Walde das Baumaterial für zwei Pulverkammern angefertigt. In der Nacht vom 20. zum 21. Juli wurden die 7 Bettungen für die 25pfündigen Mörser gestreckt und die beiden Pulverkammern erbaut. Die nächstfolgende Nacht wurde zu Heranschaffung von Rundhölzern zu Blendungen nach der großen Batterie am Eisenbahndamme benützt, welche am andern Tage, den 22sten Vormittags vollendet wurden, so daß zu dieser Zeit die große Batterie vollständig beendet war und man nur auf den Befehl zum Armiren derselben wartete.

XVI.

Ausfälle.

Der erste Ausfall, den die Belagerten gemacht, galt dem Dorfe Rheinau und fand am 6. Juli statt. Obgleich es in Rastatt keineswegs an Lebensmitteln aller Art noch an Getränken fehlte, so hatten doch die reichen Weinvorräthe des genannten Dorfs die Lust der badischen Kanoniere gereizt und ein Trupp von ihnen beschloß, ohne ihre Vorgesetzten weiter zu fragen, auf eigene Faust eine Razzia dorthin zu unternehmen. Zugleich wollten sie auch durch einen solchen Ausfall ihre Langeweile tödten und die preußischen Truppen ein wenig necken. So zog ein Trupp Artilleristen und Volkswehr hinaus, hatten aber kaum das Dorf erreicht, als sie von den Preußen gut empfangen wurden. Sie machten Halt und schickten schleunig nach der Festung und verlangten einige Stücke Geschütz zur Unterstützung.

In jenen Tagen war aber in Rastatt wieder

ein Zerwürfniß auch unter den höhern Offizieren eingetreten. Tiedemann, der Gouverneur der Festung und Biedenfeld, der Oberst des dritten Regiments, standen sich schroff gegenüber und konnten sich über die in einer belagerten Festung so sehr wichtige Frage, wer befehlen und wer gehorchen sollte, nicht einigen. Tiedemann sollte, durch die meisten Offiziere gedrängt, den Oberbefehl an Biedenfeld abgeben, war auch im Begriff dieß zu thun, als ihm der auf Rheinau unternommene Ausfall Gelegenheit zu geben schien, seine verloren gegangene Popularität bei den Soldaten wieder zu gewinnen und beschloß deßhalb diesen eigenmächtigen Ausfall, freilich auf Kosten der Mannszucht zu unterstützen. Biedenfeld, von dem der Gouverneur verlangte, er solle den Ausfall mit seinem Regimente ebenfalls unterstützen, weigerte sich indessen, wollte nicht einmal ein Bataillon hiezu geben und antwortete seinem selbstgewählten Vorgesetzten: „Ich führe mein Regiment nach Fort A.“ Corvin, welcher Chef des Generalstabs war und aus dessen „Erinnerungsblättern aus Rastatt“ diese Details entnommen sind, schickte Munition hinaus, beorderte einige Geschütze und ein Bataillon vom ersten Regiment und die zwei Compagnien vom zweiten. An eine Disposition hatte Tiedemann gar nicht gedacht. Er rückte mit den

Geschützen bis an das Ende des Dorfes vor und begann das Gefecht mit den Preußen, welche bei der über einen Rheinarm führenden Brücke bei Plittersdorf eine mit Geschütz besetzte Schanze aufgeworfen hatten.

Der Zweck dieses Ausfalls, die Vorräthe des Dorfes Rheinau aufzuladen und in die Festung zu schaffen, wurde nun von den Insurgenten in der ihnen eigenthümlichen, wenn auch nicht ehrenvollen Weise ausgeführt.

Diese Plünderung geschah mit großem Eifer und vielem Humor, besonders von Seiten der Dragoner- und Offiziersbursche, die froh waren, Ueberfluß an Heu zu finden, das in der Festung anfing sehr rar zu werden. Eine Menge Wagen wurden mit dem, was man fand, beladen. Besonders reich war die Beute an Wein. Während hier ein Wagen mit Verwundeten fuhr, die natürlich keine freudigen Gesichter machen konnten, jagte dort ein anderer mit einer sehr lustigen, phantastisch aufgeputzten Ladung. Das Centrum bildete ein großes Weinfaß, auf dem ein dicker Trompeter als Bacchus ritt; rechts und links daneben standen andere gleich uniformirte Götter in halbseligem Zustande und schwangen jubelnd die großen hölzernen Kannen. Der übrige Raum des Wagens war mit der buntesten

Gesellschaft gefüllt. Einige Soldaten mit Bauernhüten oder Weiberhauben auf dem Kopf bliesen aus Hausgeräthen aller Art, während Einer ein schon ziemlich großes Schwein unter dem Arm trug und an dem Schwanz wie an einer Drehorgel drehte, wobei das Thier entsetzlich schrie. Ein anderer hatte eine Katze gerettet, die indessen gar nicht dankbar schien, sondern sich jämmerlich sträubte und Töne der Angst erschallen ließ, Andere hatten lebende Gänse oder Hühner erobert, die in den Lärm mit einstimmten.

Während Kartätschen und Paßkugeln in die Häuser schlugen, wurden diese sehr sorgfältig ausgeräumt, wobei es auch nicht an komischen Scenen fehlte. Besonders thätig beim Einpacken und hauptsächlich lüstern nach Federvieh waren die Dragoner. Sie jagten mit Säbel und Pistolen den unglücklichen Enten, Gänsen und Hühnern nach. Die nicht beschäftigten Artilleristen einer zwölfpfündigen Batterie, deren Chef nicht ausrücken wollte, weil ihm der Boden zum Befahren seiner Kanonen zu locker erschien (!) hatten dagegen in den Kellern Posto gefaßt und soffen tapfer darauf los, als ihre Kameraden am Ausgang des Dorfes sich schlugen. Die meisten Einwohner hatten längst ihre Wohnungen verlassen und sich größtentheils nach Rastatt geflüchtet. Einige

kamen herbei, um ihren Hausrath zu retten, wobei ihnen die Soldaten behülflich waren. Was aber eßbar für Menschen oder Thiere war, sollte an das Proviantamt abgeliefert und den Eigenthümern bezahlt werden. Manche unbezahlte Gans mag sich indessen in einen Dragonermagen verflogen haben. Das Vieh war größtentheils schon am Tage vorher weggeführt worden, indessen fiel eine nicht unbeträchtliche Anzahl Ochsen und Kühe den Insurgenten dennoch in die Hände.

Hierauf erfolgte nun in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli die im vorigen Kapitel erwähnte erste Beschießung, über welche ein Augenzeuge Rastatts sagt: „Die Stadt wurde von der preußischen Batterie mit einem wahren Hagel von Granaten und glühenden Vollkugeln übersät. Gleich die ersten Schüsse zertrümmerten Dächer, Fenster und Mauerwerk; statt der Gebetglocke erschallten um 4 Uhr die Sturmglocken; durch jämmerliches Geschrei in ein Haus in der Herrenstraße gerufen, fand ich ein Ehepaar in seinem Blute; in der Küche hatte eine platzende Granate der Frau Hand und Brust, dem Mann die Weichtheile des Fußes zerschmettert; ein Pompier wurde am Kopf schwer verwundet, drei Häuser stunden in Flammen. Eine glühende Kugel versengte den Fußteppich des Laboratoriums der Festung, ohne

das Pulver zu erreichen. Die Hartnäckigkeit der Soldaten wuchs mit der Angst der Bewohner; ein Wort von Uebergabe zu reden, war lebensgefährlich. Gleich nach Mitternacht begann das Schießen auf den Wällen und gegen die Stadt, von 3 Uhr ab mit geringer Unterbrechung bis 9 Uhr wurden vom Eisenbahndamm und Niederbühl glühende Vierundzwanzigpfünder und fünfzigpfündige Bomben in die Stadt geworfen. Die meisten erreichten ihr Ziel, das Schloßgebäude, die Häuser bei der Kaserne, auf dem Markt- und Rathhausplatz. Viele zerschmetterten auf dem Pflaster, an mehreren Orten zündeten die Geschosse; die aufopfernde Thätigkeit der Feuerwehr, welche, in alle Straßen vertheilt, sich Signale gab, hinderte, daß ein großer Theil der Stadt in Flammen aufging. Und doch waren die Bomben oft leer, meist nur mit Ausstoßladung gefüllt. Ein Mann wurde getödtet, mehrere schwer verwundet."

Nach dieser Beschießung waren die Rastatter Bürger natürlicherweise sehr erschrocken und viele Familien machten von der Erlaubniß, die Kasematten beziehen zu dürfen, Gebrauch. Besonders lebhaft war es im Fort C, wo diese Kasematten einen eigenthümlichen Anblick gewährten. Man denke sich eine mehrere hundert Schritte lange Reihe zusammenhängender, kleiner, gewölbter Zimmer, deren Quader-

mauern über sechs Fuß dick waren und die ihr Licht nur durch die Schießscharten und die darüber zum Abzug des Pulverdampfs angebrachten Luftlöcher erhielten, welche indessen, wenigstens in jenen Kasematten, durch Fenster geschlossen werden konnten. Jede dieser kleinen, bombenfesten, nicht gedielten Zellen ohne Thüren und mit zwei Eingängen war bewohnt, meistens von Weibern und Kindern, die ihren kostbarsten Hausrath mit ihren Personen in diese sichern Asyle geflüchtet hatten.

Bei Tage hielten sich diese Zellenbewohner meist in der Stadt auf, gegen Abend flüchteten sie in die Kasematten, denn die Granaten und glühenden Kugeln, welche sie einmal so unsanft geweckt, hatten ihnen gehörigen Schreck eingejagt.

Die bei der Beschießung am 7. und 8. Juli Morgens an der Eisenbahn aufgestellten Geschütze waren den Insurgenten so lästig geworden, daß sie noch desselben Tags einen Versuch machten, die Geschütze mittelst eines Ausfalles zu nehmen oder doch unbrauchbar zu machen. Diese Geschütze waren nämlich in ihren Emplacements unter dem Schutze von einem Zuge Füsiliere zurückgelassen worden und sollten erst mit eintretender Dunkelheit abgefahren werden.

Der Feind debouchirte um 5 Uhr Nachmittags mit Infanterie und fünf Feldgeschützen aus der Festung

und rückte über den Bahnhof hinaus. Diese Bewegung war aus dem Lager bei Niederbühl bemerkt worden, und es rückte sofort das Füsilierbataillon des zwanzigsten Infanterieregiments und zwei Musketiercompagnien desselben Regiments von dort aus über die Murg, um den Feind in die Flanke zu nehmen. Das Gefecht engagirte sich vor dem Rauenthaler Wäldchen. Die preußischen Truppen warfen den Feind, den seine Festungsgeschütze mit lebhaftem Feuer unterstützten, bis in den Bahnhof zurück. Das Gefecht wurde hier gegen Abend abgebrochen und die preußischen Truppen zogen sich, ohne verfolgt zu werden, nach dem Geschützemplacement zurück. Mit dem Dunkelwerden brach jedoch der Feind unter dem heftigsten Feuer seiner Festungsgeschütze (besonders aus Fort A und Lünette 33) gegen Niederbühl vor und steckte das Dorf mit Granaten in Brand. Eine preußische Infanteriecompagnie, welche das Dorf besetzt hielt, mußte dasselbe verlassen. Erst mit Hülfe zweier Geschütze der sechspfündigen Fußbatterie Nr. 22, welche auf dem Emplacement am Eisenbahndamme, Niederbühl gegenüber, Stellung genommen, gelang es, den Feind aus letzterem Dorfe zu vertreiben.

„Auf den panischen Schrecken der Beschießung am 7. und 8. Juli, sowie des zurückgeschlagenen Ausfalls,“ sagt ein „Tagebuch aus Rastatt,“ „folgte nun

in der Stadt ruhigere Ueberlegung. Die zertrümmerten Dächer wurden von den Bürgern nothdürftig ausgebessert, mittlerweile die „Vertheidiger" ganz vergnüglich auf den Wällen und Bastionen saßen, zur Probe Kugeln des groben Geschützes ins Blaue warfen und jeder Idee soldatischen Gehorsams Hohn sprachen. Da erschießt ein Gefreiter seinen Wachtmeister auf dem Walle, statt ihm zu gehorchen, die Gerechtigkeit findet es nach drei Tagen für gut, auf ihn zu fahnden, da der Thäter unsichtbar geworden. Hier schlägt ein Feldwebel einem Kanonier beim Trunk den Arm entzwei, Dragoner und Kanoniere richten in sinn- und planlosem Jagen die Pferde zu Grunde, um sie nicht im Dienst gebrauchen zu müssen, und der Offizier, der es wagt, solche Auftritte schüchtern zu tadeln, wird mindestens verhöhnt.

Den 9. und 10. Juli machten Soldaten und Wehrmänner auf eigene Faust eine neue Razzia nach Rheinau; noch war mehr Wein, Quell des Muthes, dort zu holen! Ein Oberoffizier, vom Gouverneur abgeordnet, die Leute nach Hause zu treiben, wurde mit Säbeln und Bajonetten bedroht; ein Dragoner schießt beide Pistolen auf ihn und seine Ordonnanzen ab. Es wurde bei Todesstrafe verboten, die Thore zu passiren; man stieg über die Pallisaden; erst als die Schildwachen den Befehl erhielten, von den

Wällen herab die Unbotmäßigen zu erschießen, erst als vom Wallgeschütz getroffen ein Kanonier fiel, erst als die Preußen mehrere getödtet und gegen zwanzig vollständig Betrunkene gefangen und die Murgbrücke abgebrannt hatten, unterblieb der Unfug. Jetzt aber wurde auch, was von Rheinau noch übrig ist, durch Wallgeschütz und Mordbrenner in Flammen gesetzt. »Ah ce pauvre village!« ruft ein französischer Artillerist beim Anblick des brennenden Dorfes, welcher von seiner Batterie desertirt war, diesen „Freiheitskrieg" mitzumachen. Daß bei solcher Verwirrung an eine Ermittlung der Verluste an Mannschaft nicht gedacht wurde, ist klar. Täglich fanden Beerdigungen statt, ohne daß der Pfarrer auch nur den Namen des Todten kannte. Den 12. Juli, als unter dem donnernden Schutz der Wallkanonen Ernte auf den zunächst liegenden Aeckern gehalten wurde, fand man vier Leichen im Getreide; beim letzten Ausfall waren, dem Anscheine nach, diese Leute schwer verwundet niedergesunken und in grauenvollem Todeskampfe verschmachtet. Der bessere Theil der Besatzung, durch solche Scenen angeekelt und entmuthigt, sehnte sich nach dem Ausgange; die übrigen wurden durch neue Gerüchte und Artikel des „Festungsboten" aufgestachelt, der in gereimten und ungereimten Stylübungen Sigels Hülfe in Aussicht stellte. Wie es aber damit aussehe,

stellte sich am 10. Juli heraus, als die angeblich von ihm abgeschickte Ordonnanz wegen widersprechender Reden verhaftet wurde. Der Mann gestand im ersten Verhöre, er sey zum Rheinthore hinaus, zum Karlsruher Thore wieder hereingegangen. Von wem abgeschickt? wurde natürlich nicht gefragt. Zwischen der Partei des Gouverneurs und dem Obristen Biedenfeld wurde der Bruch täglich unheilbarer. „Unbotmäßigkeit, Verrath, Niederträchtigkeit, Verleumdung,“ war das Kaliber, womit man sich gegenseitig durch die Presse bediente. Auch die Bürger, anfangs zu Allem willfährig gegen das drohend geschwungene Schwert, hernach in stumpfer Resignation der Zertrümmerung ihrer Habe zuschauend, liehen dem Grimm jetzt Worte; man hatte das naive Ansinnen an sie gestellt, ein Zwangsanlehen von 13,000 fl. wöchentlich zu stellen, um ihre lieben Gäste noch länger behalten zu dürfen. Zwar machte der Fund von etwa 10,000 fl. (von wem?) versteckter Gelder möglich, auch nach abschlägiger Antwort noch einige Tage das Dringendste zu bestreiten; zwar blieb dem „Schriftführer des Kriegsministeriums,“ Elsenhans, neben seiner Amtsführung und der Redaktion des „Festungsboten“ noch Muße genug, unter den Bürgern einen „Clubb für entschiedenen Fortschritt“ zu bilden, dennoch brach selbst in höhern Kreisen der Wunsch nach

Wiederanknüpfung der Unterhandlungen sich durch; das obstinate Stillschweigen preußischerseits war nachgerade unangenehm.

Es ging ein Adjutant mit dem Ansuchen um Blutegel für die Kranken ins Lager von Kuppenheim. Daß nebenbei auch Anderes gesprochen wurde, ging aus der schmollenden Aeußerung hervor: „General Gröben habe nur von unbedingter Ergebung hören wollen, alles Uebrige sey dem Großherzog als Landesregenten freigestellt.“ Die Blutegel kamen als Geschenk an; als Gegengabe wurde am 13. Juli ein gefangener Husarenwachtmeister entlassen. Das klingt ganz nach der Iliade oder den Maurenkriegen in Spanien. Möchte nur auch im Uebrigen die Humanität zum Durchbruch gekommen seyn, oder wenn zur Entwicklung des Dramas wirklich Eisen und Feuer nothwendig war, dasselbe nur gegen die Wälle und Basteien angewendet worden seyn, damit es unsere in den Bierhäusern so todesmuthige Besatzung die Feuerprobe hätte bestehen lassen können. Wahrscheinlich würde so die Lösung des Knotens schneller erfolgt seyn, als da bei Wein und Fleisch die Prätorianer die glühenden Kugeln über sich wegfliegen sahen und das schöne Schauspiel eines nächtlichen Brandes noch gratis hatten. Das Bier ging indessen zur Neige, und der vom Oberland eingeschickte Wein war

in der Kehlen Abgrund verschwunden; schon leerte man die Keller geflüchteter Privatleute. Noch immer aber spielte die Musik des dritten Regiments Walzer und Polkas zur Parade, immer noch tanzte leichtfertiges Frauenvolk mit dem Ungar und Polaken zu den Tönen der Clarinette." — — Vielleicht derselbe Virtuose, den ich damals auf der Eisenbahn vernommen, als er spielte:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz begehrt."

XVII.

In der Favorite.

Obgleich wir in Baden-Baden vom Kriegsschauplatze gar nicht weit entfernt waren, obgleich wir bei nächtlicher Stille das Krachen des Geschützes deutlich hören konnten, so lebten wir doch, abgesehen von diesem Lärm, in tiefem Frieden. Es war überhaupt bis jetzt draußen bei Kuppenheim mehr wie ein großes Manöver gewesen, als wie eine ernste Belagerung. Wer von den Offizieren aus dem Lager Urlaub erhalten konnte oder nicht gerade im Dienst beschäftigt war, fand sich Abends in der Stadt ein, um sich mit Hülfe einer guten Speise- und Weinkarte, sowie bequemer Stühle von den Strapazen des Lagerlebens zu erholen.

Von hier nach Kuppenheim und Muggensturm ging eine Menge Omnibus- und Lohnkutscher aller Art, theils um die unterbrochene Eisenbahnverbindung

auf diese Art herzustellen, theils aber auch, um Neugierige nach dem Kriegsschauplatz zu liefern.

Hie und da sahen wir in den Straßen kleine kriegerische Bilder: einen Infanteriedurchzug, oder wenn Cavalleriepatrouillen einritten, die, den Säbel an der Faust hängend, die Pistole in der Hand, Gefangene transportirten, die in irgend einem Versteck aufgefunden und ins Lager gebracht wurden.

In der Nacht machte sich oft eine Partie der Gäste unseres Hotels zu dem alten Badener Schlosse hinauf, um von dort einen Ausfall anzusehen, von dem fast jeden Abend Dieser oder Jener sichere Nachricht brachte, daß einer stattfinden würde. Doch da man nur selten einen Schuß aufblitzen sah, so blieben diese nächtlichen Partien unbelohnt, namentlich für mich, der ich vor Malghera so prachtvolle Nachtschießen erlebt. Man erzählte mir, daß der erste nächtliche Ausfall der Belagerten von der alten Ruine sich außerordentlich gut ausgenommen habe, namentlich das Auffliegen eines Munitionswagens im freien Felde, durch eine Granate in Brand gesteckt, soll ein schöner, großartiger Anblick gewesen seyn.

Belohnender dagegen waren Exkursionen, die ich in der Frühe auf die herrlichen Berge, auf hervorragende Punkte machte, um nach der Festung hinüber zu schauen. Vor allen andern von der Eberſteinburg,

jener alten malerischen Ruine, die von ihren hohen Felsen weit hinaus in das Rheinthal blickt, sieht man Rastatt aus der Vogelperspektive wie einen colossalen aufgerollten Plan vor sich liegen.

Eines Morgens, als ich hinaufging, hatte es bei Anbruch des Tages geregnet, von den herrlichen Buchen und Eichen, durch die dieser malerisch schöne Weg hinaufführt, fielen noch hie und da schwere Tropfen herab, leuchtend und strahlend im Sonnenglanz. Die Luft war abgeklärt und rein, am Himmel zogen einzelne weiße Wolken und warfen auf die weite Ebene, die sich fern vor dem Blick ausbreitet, jene langen, fliehenden Schatten, die eine Fernsicht so lebendig machen. Und wie ist diese Fernsicht von hier aus so reich und schön! und hierzu kann man sich keinen bessern Vordergrund wählen, als eines der halb verfallenen Bogenfenster der Burg Eberstein. Rechts und links ziehen sich in langen Schluchten die tiefgrünen Waldungen des Bergrückens bis ins Thal hinab, und dort unten wechselt das saftige Grün frischen Grases mit goldgelben Getreidefeldern, mit grauem Brachland, mit dunkler gefärbtem Buschwerk kleiner Wäldchen reizend und schön ab. Hinter Rastatt scheint der Boden thonfarbig und würde der Anblick für das Auge ermüdend seyn, wenn sich dort nicht zwischen langen Pappelalleen der Silberfaden des

herrlichen Rheinstromes hinschlängelte. Weiter hinaus verschwimmt Feld und Wald, Busch und Heide in einem glänzenden, vielfarbigen Duft, aus dem sich die Vogesen tiefblau mit ihren sanften, schönen Formen am Horizont abzeichnen.

Mit einem sehr guten Frauenhofer'schen Tubus, dem Herrn von Lotzbeck gehörig, der ihn freundlich und bereitwillig den Fremden zur Benutzung überließ, hatte man Rastatt, obgleich es ziemlich entfernt ist, in überraschender Nähe vor sich. Die Entfernung von hier nach dorthin läßt sich ermessen durch den Knall eines Kanonenschusses, der, vom Auffahren des Blitzes an gerechnet, eine halbe Minute braucht, um an das Ohr des Zuschauers zu gelangen.

In Rastatt nun konnte man jedes einzelne Haus erkennen, den Lauf mancher Straße verfolgen und deutlich sehen, was die Leute thaten. Dort standen Fässer auf der Straße, vielleicht um sie mit Wein aufzufüllen, hier gingen zwei spazieren, da zog ein Trupp Soldaten vorbei; aber im Allgemeinen schien die Stadt und Festung öd' und leer. Auf den Wällen sah man wenige Mann bei dem Geschütz, nur auf der Südseite standen mehrere bei einem großen Mörser, aus welchem sie auch ein paar Schüsse thaten. Rechts vom Fort Ludwig wurde an einer Schanze gearbeitet, aber es waren nur wenig Leute dort

beschäftigt. Durch eine der Hauptstraßen, die man der ganzen Länge nach sah, wurde ein Pferd geführt, und an den Fenstern der Kaserne standen ein paar Soldaten und schienen nach Niederbühl oder Kuppenheim hinauszuschauen. Von dem preußischen Lager sah man rechts neben dem Walde der Favorite die weißen Zelte und Strohbaracken; das Hauptquartier Kuppenheim lag dicht an die Bergwand geschmiegt.

Der Geschäftsführer des Zähringer Hofs, wo ich wohnte, ein sehr freundlicher, bereitwilliger Mann, hatte häufig während der Nacht auf dem alten Schlosse bei Baden einen Posten aufgestellt, der ihm und den Gästen des Hotels schleunigst zu melden hatte, wenn etwas Bemerkenswerthes draußen vorfiel.

Auf diese Art wurden wir denn am 18. Juli in der Frühe in Kenntniß gesetzt, daß bei Rastatt etwas Bemerkenswerthes vor sich gehen müsse, denn man sehe nicht weit von der Festung eine Feuersbrunst, ohne aber Kanonendonner zu vernehmen. Das hatte denn auch seine Richtigkeit, aber es war weder ein Ausfall, noch eine Beschießung, sondern in dem Dorfe Iffezheim stiegen Flammen auf, welche jedoch bald wieder gelöscht wurden.

Ueber diesen Brand im Stallgebäude des Divisionsstabes, der sich zu Iffezheim befand, und von dem man glaubte, daß er angelegt sey, erfuhr ich

später aus einem Bericht des Jägerhauptmanns v. Oppel einige interessante Einzelnheiten, namentlich aber dabei einen Beweis von der unerhörten Dreistigkeit eines badischen Artilleristen.

„Während der Belagerung von Rastatt lag meine Compagnie (so heißt es in dem Bericht) mit mehreren anderen Truppen im Dorfe Iffezheim, unweit des Rheines, und mußte täglich etwa ein Drittel der Compagnie zu den Vorposten stellen. Gegen die Mitte der Belagerung wurde mir von einem Bauern, oder wie sie hier heißen, Bürger dos Dorfs angezeigt, daß sich schon mehrmals ein Artillerist Namens Hatz, der aus Iffezheim gebürtig und ein nichtsnutziges Subjekt sey, aus der Festung durch die Vorposten geschlichen, des Nachts bei seiner Braut in Iffezheim gewesen und früh wieder in die Festung geschlüpft sey. Nun war allerdings zwischen Iffezheim und der Festung ein sehr coupirtes, sumpfiges und mit starkem Unterholze besetztes Terrain, so daß ein einzelner Mensch sich in den dunklen Nächten sehr wohl durch die Vorposten durchschleichen konnte. Ich beschloß daher, in aller Stille dem Hatz, der nach der Aussage des Bauern in blauer Blouse und breitkrämpigtem Hute, wie hier alle Landleute gehen, hin und zurück sich schleichen sollte, aufzupassen und ihn wo möglich abzufassen, und legte zu dem Ende alle Nächte nach 10 Uhr, ohne daß

irgend Jemand Kenntniß davon hatte, zwanzig Jäger ins Versteck außerhalb des Dorfes nach Rastatt zu, sowie auch in der Nähe des fraglichen Hauses, in welchem letzteren, beiläufig gesagt, zwei Musketiere im Quartier lagen. Dieß währte ohne Erfolg fünf Nächte lang, und ärgerlich hierüber beschloß ich, von jetzt an alle Nächte persönlich mich mit dem ganzen Rest draußen hinzulegen und aufzupassen. Ich hielt diesen Tag absichtlich erst Abends halb neun Uhr Appell ab und bestellte die Compagnie, etwa siebenzig Mann, nach zehn Uhr einzeln außerhalb des Dorfes, allen Stillschweigen und Vorsicht empfehlend, was übrigens kaum nöthig war, da Alle auf's Höchste erpicht waren, den Hatz einzufangen. Es war eine wundervolle Julinacht, herrliches warmes Wetter und die ganze Nacht hindurch aus den verschiedenen Bivouaks um Rastatt fortwährend der Gesang der Linien- und Landwehrbataillone zu hören. Ich selbst hatte mich mit fünf Jägern in die Wiesen dicht hinter dem sumpfigen Erlengebüsch so gelegt, daß ich rückwärts das auf einer Höhe liegende Haus genau sehen konnte, in welchem Hatz die Nächte zugebracht haben sollte, und bemerkte plötzlich gegen zwölf Uhr, daß zum obersten Fenster dieses Hauses eine Laterne schnell dreimal hintereinander herausgehalten wurde. „Ha, ha," dachte ich, „das ist das Zeichen, daß Alles sicher

ist, Hatz, jetzt haben wir dich!" und athemlos horchten wir auf jede Bewegung ringsum. Wer aber nicht kam, das war Hatz; es schlug ein Uhr; es schlug zwei Uhr, ich hörte kein Anrufen, keinen Schuß, da in der stillen Nacht auch das Zuspringen der Jäger gehört worden wäre, die im Dunkeln rings um das fragliche Haus im Dorfe selbst versteckt lagen. Auf einmal, so nach zwei Uhr, stieg plötzlich eine Röthe über Iffezheim auf, der nach zehn Minuten eine helllodernde Flamme folgte, und als ich sofort draußen das Signal: „Rasch zurück!" blasen ließ, ertönte auch schon im Dorfe die Allarmtrommel, und wie wir nun athemlos im Dorfe ankamen, stand das Stallgebäude in hellen Flammen, in welchem die Pferde des Divisionsstabes eingestellt waren, deren auch richtig sechs verbrannten und außerdem noch mehrere Häuser niederbrannten.

Herrn Hatz aber kriegten wir nicht und haben auch nie erfahren, ob er der Anstifter des Feuers war, da drei bis vier Tage nachher die Festung übergeben wurde, und mir meine sehr beschränkte Zeit nicht erlaubte, mich nach diesem Vagabunden umzusehen." —

Durch Ueberläufer aus der Festung erhielten wir in den Tagen einige Blätter des „Festungsboten," welcher in Rastatt erschien und woraus ich der Merk-

würdigkeit halber Einiges anführen will. Eingangs einer Nummer desselben hieß es: „Anzeige und Einladung. Im Einverständniß mit dem Kriegsminister Stellvertreter Sander sowohl als dem Festungsgouverneur Oberst Tiedemann übernehme ich von heute an die Leitung dieser Zeitung, welche jeden Tag erscheint. Die Grundsätze, welchen ich dabei folge, sind ersichtlich aus den nachfolgenden leitenden Artikeln und ich fordere nun, in der Ueberzeugung, daß ich darin die Ansichten der Garnison und Bürgerschaft Rastatts ausspreche, jeden zur genügenden Mitwirkung, insbesondere auch zur Verbreitung des Festungsboten auf. Ernst Elsenhans, Schriftführer im Kriegsministerium."

Dann folgte ein Tarif über die Lebensmittel, wie sie von der Proviantverwaltung der Festung vertheilt werden sollen. a) Fleisch: Rindfleisch rohes, gekochtes oder Schweinefleisch $^1/_4$ Pfund per Mann täglich; b) Brod: $^1/_4$ Laib per Mann; Gemüse: ein Mäßchen für 10 Mann täglich oder ein Pfund Mehl. Getränke: 2 Schoppen Suppe oder 1 Schoppen Wein, $1^1/_2$ Schoppen Bier, $^1/_4$ Schoppen Branntwein per Mann. Tiedemann und der Festungsproviantmeister Reiter waren unterzeichnet. Diesem leitenden Artikel würden die betrogenen und verführten Menschen ihre genügende Mitwirkung nicht versagt

haben, wenn er nicht ebenso wahrhaftig gewesen wäre, wie der nachfolgende, der vom letzten Ausfall handelte; denn da hieß es: „der Ausfall, dessen Ergebniß ein so höchst günstiges war, von dem aber auch kein anderes Resultat erwartet werden konnte, wenn man bedenkt, daß die unsere Festung umschließende Armee höchstens aus ein paar tausend Mann besteht, und daß ferner die prahlerische Proclamation der Preußen, in der von drei großen Truppencorps gesprochen wird, bloßer Wind, Berliner Wind sind." Vom Bürger „G r ö b e n" war auch einigemal die Rede!.

Diese Ueberläufer entwarfen nebenbei ein trauriges Bild von den Zuständen der Festung. Die Artilleristen, Tag und Nacht bei ihren Geschützen auf den Wällen, wo sie Orgien aller Art feierten, übten einen furchtbaren Terrorismus und drohten beim geringsten Versuch zur Unterwerfung die Stücke gegen die Stadt zu kehren. Eines ihrer Hauptvergnügen bestand darin, die Bahnwärterhäuser vom Eisenbahndamme herunterzuschießen.

Am 13. Juli besprach eine Versammlung von 48 Offizieren im Fort A die Möglichkeit der Uebergabe. Der Beschluß war: man solle davon nicht reden, bis man aus der übrigen Lage des Landes erkenne, daß Entsatz unmöglich sey. Die Nachrichten,

oder vielmehr die Lügen des obenerwähnten „Festungsboten“ trugen natürlich viel dazu bei, die Hoffnung der Insurgenten aufrecht zu erhalten. So hieß es z. B. eines Tages: „Nach sichern Nachrichten wären die Preußen in der Schweiz eingefallen, um das Fürstenthum Neuenburg wieder zu erobern, dort aber von den wackern Söhnen der Freiheit aufs Haupt geschlagen worden.“

Obgleich General v. d. Gröben sein Möglichstes that, um die Belagerten über ihre Lage aufzuklären, so ging man doch anfänglich auf keinen seiner Vorschläge ein. Das einfache Mittel, einige Nummern der Karlsruher Zeitung kommen zu lassen, verwarf Tiedemann, anfänglich ebenso einen weitern Antrag, einen Offizier und Bürger in das Oberland zu entsenden, um sich von der Lage der Dinge zu überzeugen. Die Bürgerschaft verlangte durch eine Abordnung, sich im Falle bei einer solchen Absendung zu betheiligen, wurde aber zurückgewiesen.

Den 14ten und 16ten wurden sämmtliche Volkswehren in drei durchlaufende Bataillone zu 480 Mann mit Aufhebung der bisherigen Benennungen, „deutsch-polnische ꝛc. Legion“ eingetheilt. Dadurch wurde nun eine Masse sogenannter Stabsoffiziere ohne Soldaten überflüssig und dem „Generalstab“ zugetheilt. Aber auch diese Bataillone verminderten sich täglich. Den

Bürgern wurde erlaubt, unter dem Schutze der Wallkanonen Frucht zu schneiden. Hierzu erboten sich viele Volkswehrmänner, andere gingen als Bedeckung mit, aber manche kamen nicht wieder; theils gingen sie in das preußische Lager über, theils wurden sie von den Patrouillen angegriffen und niedergemacht. Das eingebrachte Getreide lag übrigens nutzlos in der Festung, da durch die Abgrabung der Oos und des Gewerbekanals die Mühlen stille standen. Auch manche Brunnen waren dadurch versiegt.

Im Allgemeinen trat trotz des allmählig fühlbaren Mangels an Lebensmitteln noch keine Theurung ein. Die Privaten beeilten sich, ihre Kühe, Schweine u. s. w. — bevor ein Gouvernementsbefehl gegen Anweisungen auf die griechischen Kalenden sie beansprucht — herzugeben. Schon mußte, wer drei Kühe besaß, eine abliefern. Am fühlbarsten war der Mangel an Pferdefutter und Geld.

Gegen den mecklenburgischen Hauptmann v. Klein wurden am 13ten zwei Rastatter Bürger ausgewechselt; dem einen von diesen, der draußen schon vierzehn Tage in Freiheit war und der die Sachlage kannte, wurde so strenges Stillschweigen auferlegt, daß die Belagerten von der Außenwelt nichts Wahres erfuhren.

Die preußischen Batterien um die Festung herum waren, wie wir bereits wissen, theils vollständig

fertig, theils konnten sie jeden Augenblick armirt werden. Die Vorposten kamen der Festung immer näher und schon wurden auf den Wällen mehrere Schildwachen durch Spitzkugeln verwundet.

Unterdessen war das kleine Schlößchen Favorite, das bis jetzt in dem frischen Grün uralter Bäume still und einsam dalag, der Mittelpunkt eines regen, kriegerischen Lebens geworden. Offiziere und Ordonnanzen ritten in den langen Alleen ab und zu, große Feldwagen fuhren an, die verschlossenen Fenster des Schlosses selbst öffneten sich, in den Nebengebäuden sah man Bediente und Stallleute in der K. preußischen Livrée, eine Compagnie Landwehr bezog die Wache und am 17. Juli traf der Prinz von Preußen, von Freiburg kommend, auf der Favorite ein und nahm dort seinen Aufenthalt, um bei wichtigen Ereignissen, die voraussichtlich in den nächsten Tagen stattfinden würden, gegenwärtig zu seyn.

Da es für mich von großer Wichtigkeit war, bei einer Beschießung oder Uebergabe die nöthige Erlaubniß zur Anwohnung eines solchen Schauspiels zu erhalten, und ich im Hauptquartier des General v. d. Gröben, der mich freundlich aufgenommen, keine näheren Bekannten hatte, so beschloß ich, mich nach der Favorite zu wenden, um dort vielleicht den Hauptmann v. Bergh, von der Adjutantur Seiner

Königl. Hoheit, zu finden, den ich vor einigen Jahren in Petersburg kennen lernte, und der sich für mich beständig freundlich und zuvorkommend erwiesen. Da aber dieser vortreffliche Offizier und Freund an dem Tage zufällig abwesend war, so suchte ich den preußischen Legationsrath Herrn v. Savigny auf, bei dessen bekanntem liebenswürdigem Charakter ich überzeugt zu seyn glaubte, daß er gern etwas für mich thun würde, um meine Zwecke zu fördern. Ich hatte mich auch hierin nicht getäuscht, wurde nicht nur von dem Herrn v. Savigny auf's Freundlichste aufgenommen und berathen, sondern derselbe benachrichtigte auch Se. Königl. Hoheit den Prinzen von Preußen von meiner Anwesenheit, worauf ich auch schon am folgenden Tage die Ehre hatte, dem Prinzen vorgestellt zu werden.

Man kann sich leicht denken, wie ehrenvoll und wohlthuend es für mich war, von dem hohen Heerführer freundlich angeredet und empfangen zu werden, von einem Manne, zu dem ich schon vor längeren Jahren, als ich noch als Soldat die preußische Uniform trug, gleich wie alle meine Kameraden, mit Liebe und angeborener Verehrung aufgeblickt.

Der Prinz von Preußen, eine schöne hochgewachsene Gestalt hat einen freundlichen, heitern, außerordentlich gewinnenden Gesichtsausdruck, lebhafte

Augen und spricht mit tiefer klangvoller Stimme. Der Prinz trägt einen großen, blonden Schnurrbart, die Spitze etwas aufwärts gedreht und einen eben solchen Kinn- und Backenbart, wie er in der preußischen Armee jetzt eingeführt ist. Gekleidet war er in die einfache Generaluniform, an derselben den Orden pour le mérite und im Knopfloch das in den Befreiungskriegen wohlerworbene eiserne Kreuz. Er befragte mich in der ihm eigenthümlichen, liebenswürdigen und freundlichen Weise über den letzten italienischen Feldzug und die österreichische Armee und die Persönlichkeit des Feldmarschalls Radetzky und sprach sowohl über den Heerführer, wie über die Truppen mit großer Anerkennung. Darauf stellte er mich seinem Neffen, dem Prinzen Friedrich Karl, Major beim Gardehusarenregiment vor, welcher von seiner Verwundung in dem Reitergefechte bei Philippsburg, das er mit außerordentlicher persönlicher Bravour engagirte, den Arm in der Schlinge trug. Der Prinz von Preußen sagte, indem er mich vorstellte, lachend: ich sey eigentlich ein nicht ganz würdiges Mitglied der preußischen Armee gewesen, denn ich habe mir erlaubt, in meinen „Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden" manches aus dem innern Dienste komischer zu behandeln und darzustellen, als es wirklich sey, und manche Schwäche desselben schärfer als nothwendig hervor-

gehoben, im Allgemeinen aber etwas stark aus der Schule geschwätzt, worauf ich Sr. Königl. Hoheit entgegnete: ich fühle mich allerdings schuldig, sey aber gewiß, jetzt, wo es den Ernst des Militärlebens gelte, mit voller Wahrhaftigkeit über die braven preußischen Truppen auch mit dem allerböſesten Willen so schreiben zu müssen, daß mich kein Tadel treffen könne.

Leider hatte ich nicht das Glück, den Gefechten der preußischen Truppen gegen die Aufständischen beiwohnen zu können und mußte mich also damit begnügen, mir selbst erzählen zu lassen, von der Tapferkeit, Ausdauer und guten Mannszucht der preußischen Armee. Was ich hier von diesen treff- lichen Eigenschaften der braven Soldaten sah, waren nur kleine Züge, von denen ich im nächsten Kapitel Einiges mittheilen werde.

Der Prinz von Preußen ist ein vollkommener Soldat, umsichtig, unerschrocken, von festem Charakter, für seine Untergebenen in jeder Hinsicht sorgend und besitzt durch diese Vorzüge die Anhänglichkeit und Zuneigung der ganzen Armee. Wenn man auch ein- räumen muß, daß in der preußischen Armee ebenso wie in allen andern Versuche gemacht wurden, die Soldaten in Pflicht und Treue wankend zu machen, so hat der Name des Prinzen von Preußen, als

ihr Führer, gewiß dazu beigetragen, daß der Eid der Soldaten unbefleckt blieb und daß jeder getreu der Fahne folgte. Die preußische Disciplin spricht sich ebensowohl im Gefechte und im Dienst aus, wie in den Freistunden und man konnte die Artigkeit und Zuvorkommenheit der Soldaten hier im Lager wahrhaft musterhaft nennen. Vor allen betrugen sich die Landwehren, lauter ältere, gesetzte Leute, außerordentlich gut, so wie sich auch diese eine Zeitlang in radikalen Blättern mit großer Freude für zweifelhaft verschrieenen Truppen vortrefflich geschlagen haben. So war es namentlich bei Upstadt und Durlach, wo rheinische Landwehr und das Bataillon von Iserlohn am heftigsten und beharrlichsten im Feuer standen und wo, ein Zeichen der Liebe zu ihrem Heerführer, dem Prinzen von Preußen, als er zu ihnen ritt und ihnen sagte: „ich danke euch, ihr habt eure Schuldigkeit gethan," mit einem donnernden Hoch einstimmig das Preußenlied entgegenschallte. So muß aber auch General und Soldat zusammenstehen, wenn etwas Großes und Schönes herauskommen soll und die Armee muß dem Buchstaben des Befehls willenlos gehorchen, wie das Kriegsschiff dem Druck des Steuerruders. Ein Soldat, der grübelt und überlegt, ob der Befehl des Vorgesetzten in seiner ganzen Ausdehnung auch zu erfüllen sey, ist ein

Unsinn und ein Regiment solcher Soldaten eine schrankenlose Macht, die ihr Bajonnet heute nach dieser, morgen nach jener Seite kehrt. Der Soldat, wenn er Soldat seyn will, hat als solcher nur ein Glaubensbekenntniß, dem er unbedingt folgen muß: das Kommandowort.

Die Pferde schnauben und setzen an,
Liege wer will mitten in der Bahn.
Sey es mein Bruder, mein eigener Sohn,
Zerriß mir die Seele sein Jammerton;
Ueber seinen Leib hinweg muß ich jagen,
Kann ihn nicht sachte bei Seite tragen.

Von den Reichstruppen des dritten Armeecorps, des Neckarcorps, hielten sich bei dem badischen Feldzuge die Württemberger außerordentlich brav und lebten auch, wie ich von den Offizieren beider Truppentheile erfuhr, im besten Einverständniß mit den preußischen Soldaten. Letztere sollen aber auch wie absichtlich auf das Zuvorkommendste gegen sie gewesen seyn; und eine Thatsache ist es, daß sie in den Quartieren, wo sie zusammenlagen, oftmals dem Kameraden Württemberger die Betten abtraten und sich aufs Stroh legten.

Beide Truppen verketten ja auch alte Erinnerungen. Wenn auch in der Armee der Einzelne wechselt, kommt und geht, so bleibt doch Fahne und

Regiment, und der alte Unteroffizier erzählt dem Rekruten von den Erinnerungen, die an beiden haften und solche Traditionen vererben sich und werden heute wie in späteren Jahren noch erzählen, wie tapfer neben der preußischen Armee die Württemberger damals unter ihrem Kronprinzen gefochten. —

Bei der Tafel in der Favorite machte ich mehrere sehr interessante Bekanntschaften und sah eine Menge höhere Offiziere der preußischen Armee, deren Namen einen vortrefflichen Klang haben. So unter andern den Chef der Artillerie der Operationsarmee, Generallieutenant v. Scharnhorst, ein nicht großer, etwas starker Mann mit einem klugen Gesicht, ernstem Wesen, aber freundlich und angenehm in der Unterhaltung. Ebenso den Generallieutenant Brese, Generalinspektor der Festungen, Chef der Ingenieure und Pioniere der preußischen Armee. Von fremden Offizieren und solchen, die nicht zugetheilt waren, befanden sich im Hauptquartier der hannoveranische Generallieutenant Prinz Bernhard v. Solms-Braunfels und der Chef des württembergischen Generalstabs Oberst v. Bauer. Eine sehr angenehme Bekanntschaft war mir Major v. Stechow vom Regiment Garde du Corps und eine ebensolche und dabei sehr nützliche die des Chefs des Generalstabs, Major Kirchfeld, ein anerkannt talentvoller und sehr

begabter Offizier, der sich meiner auf's Freundlichste annahm, vor allem aber kann ich nicht unterlassen, hier meinem verehrten Freunde, dem bereits erwähnten Hauptmann v. Bergh, mit dem ich mich manche Stunde zu unterhalten, hier sowohl wie später in Freiburg das große Vergnügen hatte, meinen herzlichen Dank für all' die interessanten Mittheilungen, sowie die Beweise großer Freundschaft, welche ich durch und von demselben erhielt, auszusprechen. In der That, ich bedaure sehr, mit all' diesen Herren, die mich in hohem Grade gütig aufnahmen, nicht einen längeren Feldzug gemacht zu haben; aber leider war unser Zusammenleben hier auf der Favorite nur sehr kurz, auf wenige Tage beschränkt, denn das badische Trauerspiel neigte sich seinem Ende zu.

XVIII.

Patrouillengänge.

Auch die Leser dieses Buchs, welche nicht Militär sind, werden ohne Zweifel fast alle wissen, was eine Patrouille ist. Dienten sie selbst beim Militär, so haben sie dergleichen soldatische Spaziergänge gewiß oft genug mitgemacht, und selbst wenn sie nur bei der Volkswehr Patrontaschen und Gewehr trugen, so kamen sie wahrscheinlich in letzterer Zeit auch dort häufig in den Fall, einen Patrouillengang mitzumachen. Ja, wer sich vielleicht in seinem Leben activ nie dabei betheiligte, hat sich doch vielleicht in seinen jüngern Jahren in Stunden ausgelassener Freude in passiver Weise einige Kenntniß über die Functionen einer Patrouille zu verschaffen gewußt.

Die Patrouillen bei einer Armee im Felde, im Lager und auf dem Marsch sind wie achtsame Augen, wie Fühlhörner, die der schwerfällige Armeekörper

ausstreckt, um das Terrain, die Stellung des Feindes zu untersuchen.

Im vorliegenden Falle dagegen bei einer Belagerung wie hier vor Rastatt, sind Patrouillengänge vor Vollendung der Angriffsbatterien die einzige Art von kleinem Kriege, den man mit dem Feind zu führen im Stande ist.

Ein Feldzug ist für den Soldaten eine lustige Sache, wo Tag und Nacht Märsche wechseln, wo man bald auf freiem Felde vor dem Wachtfeuer bivouakirt, bald wieder durch Zufall in ein fettes Quartier kommt, wo man beim Angriffe mit seinem Gewehr einem Feinde mit der gleichen Waffe gegenübersteht und ihn deßhalb so gut niederstrecken kann, wie er im Stande ist, uns zu treffen, wo die Trommeln rasseln, das Feldgeschrei ertönt und der Tapfere unaufhaltsam vorwärts dringend die gegenüberstehenden Massen zurückwerfen kann, wo das Terrain jeden Tag wechselt, wo es heute gilt, einen Wald zu vertheidigen, morgen einen Flußübergang zu erzwingen, dann ein verschanztes Gehöfte zu erstürmen oder eine gutpostirte Batterie zu nehmen; ja das ist ein Leben voll Lust und Freude, wo jeder für sich selbst eintreten muß und nur der Mann etwas gilt, wenn er muthvoll mit offenem Auge vor den Gegner hintritt und seine Waffen gut zu führen versteht.

Ganz anders dagegen ist der Dienst einer Belagerungsarmee. Auf baumloser Ebene dehnen sich die dünnen Leinwandzelte aus, gleich wenig Schutz gebend vor dem heftigen Regen, wie vor der brennenden Sonne, und diese darf der Soldat nicht verlassen, nicht seinen Platz wechseln, nicht sich in den kühlen Fluthen des fern in der Ebene sich schlängelnden Flusses erfrischen, nicht unter fröhlichem Gesang über die schattigen Berge, die dort vor ihm liegen, weiter und immer weiter marschiren. Er ist, und zwar in mehrfacher Hinsicht, gefesselt. Dort drüben sieht er seinen Feind, aber der Feind ist kein menschliches Wesen, sondern ein Phantom aus Erde und Steinen, mit gewaltiger Kraft begabt, und schleudert brennende Kugeln und gewichtige Geschoße zerschmetternd in seine Reihen, worauf er mit seinem Gewehr nicht zu antworten im Stande ist. Hier hilft kein rasches Vorwärtsdrängen, kein persönlicher Muth und der Infanterist kann nur leidend auf sich schießen lassen, indem er ungeduldig den Arbeiten der Artilleristen und Pioniere zuschaut, die sich maulwurfartig in den Boden eingraben und sich dem gewaltigen Feinde drüben langsam nähern.

In solchen Fällen gibt es denn für den muthvollen Soldaten nur e i n e n Weg, sich auszuzeichnen und dem Feinde Schaden und Verluste aller Art

zuzufügen — der Patrouillendienst nämlich, wo sich gewandte muthvolle Leute den Festungswällen schleichend nähern und, die feindliche Kartätschenkugel nicht achtend, den Artilleristen hinter seinen Blenden niederzuschießen suchen oder Transporte erlauern, die man in die Festung hineinwerfen will, oder Arbeiten auf dem Glacis stören oder feindliche Patrouillen, die herauskommen, um Nachrichten von den Belagerern einzuziehen, angreift und vernichtet. Es ist aber ein gefährlicher Dienst, diese Patrouillengänge vor einer belagerten Festung. Der Feind ist natürlich auf seiner Hut, wirft stärkere Patrouillen entgegen und wenn er Ueberfluß an Munition hat und die Entfernungen um die Festung genau kennt, schießt er mit schwerem Geschütz auf die kleinsten Trupps, die sich draußen sehen lassen.

Dieß war namentlich bei Rastatt der Fall und die Patrouillengänge der preußischen Truppen deßhalb mit großer Gefahr verbunden.

Wenn gleich die Meinungen über das Kriegsmaterial der Insurgenten nach den gemachten Erfahrungen verschieden sind, so müssen doch wohl alle darin übereinstimmen, daß die badensche Festungsartillerie vortrefflich ausgebildet war, wie dieß die Einäscherung von Niederbühl, Rheinau 2c., das Niederschmettern einzelner Leute beim Patrouillengang

und der Umstand hinlänglich bewiesen, daß sie sowohl die entferntesten Cavalleriebivouaks, als auch die verdecktesten einzelnen Feldwachen im dichten Wald mit ihren Geschossen zu erreichen und aufzufinden verstanden. Außerdem besaß sie eine Ausdauer und Aufmerksamkeit, die an's Unglaubliche grenzt, und Jedermann wird dieß bestätigen, der namentlich die Vorposten am Eisenbahndamme und an der Federbachbrücke, und somit Gelegenheit gehabt hat, zu bemerken, daß an diesen Punkten der kleinste geschlossene Trupp, ja selbst ein einzelnes Pferd ihrer Aufmerksamkeit nie entging und sofort mit einem Rollschuß begrüßt wurde.

Am Abend des Ausfalls gegen Rauenthal befand sich der Lieutenant Rango mit dem Major Witzleben, einem Landwehroffizier und mehreren Füsilieren an der eben genannten Brücke. Es war eine tageshelle Mondnacht, größere und kleinere Patrouillen tummelten sich in dem vorliegenden Walde herum und überschritten öfters im Trabe die denselben durchschneidende Chaussee. Kaum hatte sich nur die Spitze einer solchen Patrouille gezeigt, so blitzte es schon auf den Wällen der Festung, in Bogensätzen rollten die Vollkugeln daher und es ist kaum zu fassen, daß nicht einige geschlossene Trupps dieser Patrouillen beim Passiren der Chaussee zerschmettert wurden. Als

der kleine Trupp seine Reflexionen noch anstellte über die chevalereske Freigebigkeit der Festungsartillerie, kam General v. Schack mit seiner Suite geritten und bog in die Chaussee ein. Noch hatten aber die drei ersten Pferde dieselbe kaum betreten, so blitzte es schon wieder auf dem Walle; man rief dem General zu, er wandte mit großer Geistesgegenwart sein Pferd rechts ab, und in demselben Augenblicke sauste auch schon eine 24pfündige Vollkugel kaum zwei Schritt links von demselben vorbei und schlug eine dicke Pappel um. Selten mag wohl ein Meisterschuß mit einer größeren Schnelligkeit, genauern Berechnung und größern Präcision abgegeben worden seyn, dessen beabsichtigte Wirkung nur durch die angeführten Umstände glücklich vereitelt wurde.

Als nun gegen das Ende der Belagerung die Lebensmittel in der Festung sich verringerten, mußte der Besatzung deßhalb Alles daran liegen, die inzwischen reif gewordenen Feldfrüchte in die Stadt zu bringen, und es wurden zu diesem Zwecke häufig Fouragirungen unternommen und mit der größten Kühnheit ausgeführt. Als die preußischen Offiziere diesen Gegenstand einst beim Bivouakfeuer besprachen und die Ansicht aufstellten, daß jetzt die Aufgabe der Patrouillen darin bestehe, diese Fouragirungen

hintertreiben und am besten dadurch unmöglich zu machen, daß man das trockene Korn in Brand setzte, so fand diese Idee unter der Mannschaft einen allgemeinen freudigen Anklang. Jeder wollte hierin nun etwas leisten, und es eröffnete sich dadurch den Patrouillen ein neues, weites Feld kühner und gefahrvoller Thätigkeit im Bereich des Kartätschenschusses der Festung.

Von den Vielen, die sich als freiwillige, unermüdliche und unerschrockene Patrouillengänger auszeichneten, sey es gestattet, nur diese einige hier zu nennen, deren kühnes Benehmen wirklich durch einen Erfolg gekrönt wurde.

Da die nachfolgenden Berichte größtentheils von Unteroffizieren erstattet wurden, so ist es gewiß interessant, dieselben wörtlich zu geben, da man aus diesen gut geschriebenen Aufsätzen die Intelligenz und Bildung des preußischen Unteroffiziercorps, dieser mächtigen Stütze der vortrefflichen Armee, deutlich ersehen wird.

I. Patrouillengang am 13. Juli.

Ein Jeder von uns brannte vor Neugierde, sich wo möglich einen der Freischärler, die sich bemühten, mit Hülfe der Bürger von Rastatt das Getreide vom Felde abzumähen und in die Festung zu schleppen,

zu erlegen und sich gleichzeitig eine nähere Kenntniß von seiner schönen Waffe, dem Zündnadelgewehre, zu verschaffen. Auch in mir war der Entschluß fest eingewurzelt, und ich war am 13. Juli so glücklich, meinem Vorsatze Genugthuung zu verschaffen. Nachmittags 4 Uhr bestimmte unser Feldwachtkommandant, Herr Lieutenant von Düring II., einige Patrouillen, um das im Felde stehende Getreide in Brand zu stecken; ich bekam den Auftrag, letztere bei ihrer Arbeit von der rechten Seite, wo sie leicht umgangen werden konnten, zu decken. Wir näherten uns von dem Saume des Waldes, wo unsere Feldwache stand, der Festung bis auf 500 Schritt, welches uns wegen einer dort befindlichen Ziegelei und eines Rasenabhanges nicht schwer wurde. Auf dem Rasenabhange angekommen, erlaubte es das hohe Getreide, noch 100 Schritt vorzugehen. Kaum gewahrten uns die Wachtposten auf dem Walle, als die Artillerie auch schon einige Kartätschenschüsse über unsere Köpfe hinweg jagte; sobald wir den Pulverdampf vom Zündloche des Geschützes aufsteigen sahen, benutzten wir die alte Regel, die dem einzelnen Mann bei solchen Gelegenheiten zu Gebote steht: warfen uns zu Boden, sprangen dann rasch wieder empor, um den naheliegenden Rasenaufwurf zu unserer Bedeckung zu erreichen.

Das regelmäßige Niederwerfen und Aufspringen

meiner Patrouille schien dem Feinde auf den Wällen ein rechtes Vergnügen zu bereiten, und einer der Freischärler trat in bloßem Hemde, in der linken Hand eine Flasche hoch emporhaltend, auf den Wall und stieß in dieser Stellung ein helles Gelächter aus. Das wurmte uns. Ich ermahnte den Füsilier Schulzl. mit mir hinter unserm Versteck hervorzutreten, wir thaten es, ich bat ihn, still zu stehen, damit ich auf seiner Schulter auflegen könnte; er rief mir zu: „Unteroffizier, gut gezielt!" es krachte, und Gott Bacchus stürzte, mit der rechten Hand nach dem Kopf greifend, rückwärts vom Walle. Bravo! schrie meine Patrouille; und wir fühlten uns alle für unsere Mühe hinlänglich belohnt! Wie der Blitz waren durch diese Operation alle übrigen Köpfe, die über den Wall sahen, verschwunden.

Nach einem zweistündigen Vergnügen kehrten wir fröhlich zu unserer Feldwache zurück und meldeten das Vorgefallene. Nach der Uebergabe von Rastatt erkundigte ich mich in dem naheliegenden Lazareth und erfuhr, daß es ein Artillerieunteroffizier gewesen und daß derselbe nach anderthalb Stunden an der Kugel, die ihm den Unterkiefer zerschmetterte und durch das Genick fuhr, gestorben sey.

Krause, Unteroffizier der 12. Compagnie des 31. Infanterieregiments.

II. Patrouillengefecht den 21. Juli.

Als ich den 21. Juli mich auf der Feldwache Nr. 2 befand, und das Wetter sehr angenehm und heiter war, nahm ich mir vor, eine Patrouille gegen Rastatt zu machen, und bat mir daher Erlaubniß vom Herrn Lieutenant v. Düring II., welcher die Feldwache Nr. 2. kommandirte, aus. Hierauf forderte ich mehrere Kameraden auf, mit mir diese Patrouille zu machen, und es fanden sich hiezu sechs Mann: die Füsiliere Schulz, Hemmelmann, Rieth, Herrmann, Bischoff und Weber I.

Wir marschirten nun von unserer Feldwache ab, in der Absicht, unsern Busenfreunden das Leder einmal tüchtig auszuwaschen, zugleich aber auch das Getreide, welches dieselben immer abmähen wollten, gänzlich abzubrennen.

An dem Acker, wo die Freischärler als Beschützer der Kornschnitter waren, angekommen, ließ ich meine sechs Mann am Saume des Ackers ausschwärmen und begab mich selbst als Spitze vor, worauf mir meine Kameraden auf dem Fuße folgten; aber kaum war ich zwanzig Schritt vor, so bekam ich von zwei Seiten Feuer; meine Kameraden, gleich bei der Hand, gaben natürlich sogleich Antwort, und wir hatten die Freude, zwei von unsern Busenfreunden fallen zu sehen. Da ich nun sah, daß unsere Feinde sehr

stark gegen uns waren, zogen wir uns hinter einen naheliegenden Hügel und fingen an, lebhaft zu feuern, so daß es uns gelang, unsere Gegner von einem nähern Herankommen abzuhalten; hierzu fand sich aber auch etwas Kanonenfeuer von den Wällen Rastatts mit ein, jedoch hier konnte uns kein Teufel etwas anhaben; ungefähr eine Viertelstunde konnten wir hier zugebracht haben, so bekamen wir von den hinterliegenden Feldwachen Verstärkung, so daß wir jetzt 27 Mann waren; wir machten nun einen neuen Angriff gegen unsere Busenfreunde, und es gelang uns auch, dieselben in die Festung hineinzutreiben und noch etliche zu blessiren.

Wir gingen nun langsam zurück und nahmen untereinander einen Schluck zu unserer Stärkung und besprachen das, was eben vorgegangen war. Ich that nun meinen Füsilieren den Vorschlag, das Korn noch abzubrennen und dann nach unserer Feldwache zurück zu marschiren, welches mir aber abgeschlagen wurde. Um mein Vornehmen auszuführen, schlich ich mich nun allein vor und zündete mitten auf dem Acker das Korn an, welches, da es sehr dürr war, in hellen Flammen aufging; kaum hatte ich den Acker verlassen, so wurde mir verschiedenes Geschoß von den Wällen Rastatts nachgeschickt, ich konnte ungefähr 500 Schritte zurückgegangen seyn, so bemerkte ich, daß

das Feuer ausgegangen war, ich kehrte nochmals um und zündete das Getreide von neuem an; aber kaum rauchte das Getreide, so schlugen auch die Kugeln rechts und links neben mir ein, welche mir von Rastatts Wällen zugeschickt wurden; ich war noch mit dem Anzünden des Feuers beschäftigt, da bekam ich einen Schrammschuß auf die linke Brust, welcher mir aber nur das Glas der Uhr zerschmetterte; hierauf begab ich mich zu meinen Kameraden und marschirte nach unserer Feldwache, wo wir jubelnd empfangen wurden.

Häger, Unteroffizier in der 12. Compagnie des 31. Infanterieregiments.

Bemerkung: Dem Füsilier Hemmelmann wurde bei dieser Gelegenheit das Gewehr in seiner Hand durch eine Kartätschenkugel zerschossen.

III.

Schon lange hatte ich den Wunsch, mein Gewehr, das sich bei den Schießübungen in der Garnison so trefflich bewährt hatte, auch mal so im Felde auf den wirklichen Feind zu gebrauchen. Im Anfange der Belagerung fand ich hierzu weniger Gelegenheit, da die feindlichen Patrouillen nicht Stand hielten; gegen Ende der Belagerung aber, wo das reife Korn nach der Festung gebracht werden sollte, und deßhalb häufiger größere Ausfälle gemacht wurden,

war die Gelegenheit günstiger. Am 21. Juli war ich mit zehn Füsilieren der von dem Musketierlieutenant v. Brosch befehligten Feldwache Nr. 1 zugetheilt; ich bat deßhalb den Herrn Lieutenant, mir doch zu erlauben, eine Patrouille machen zu dürfen. Der Herr Lieutenant erlaubte mir dieß nicht nur, sondern ging auch selbst mit. Wir gingen deßhalb zuvörderst bis an den Saum des Rastatter Waldes vor und sahen so auf circa 400 Schritt eine Bedeckung von etwa zwölf Mann postirt, und hinter derselben Arbeiter beschäftigt, Kartoffeln auszumachen. Ich legte sofort an und schoß einen Mann nieder, dasselbe that dann auch der Füsilier Jungblut; nachdem so zwei Mann gefallen waren, zog sich die ganze Gesellschaft zurück. Wir gingen trotz der hartnäckigen Gegenwehr der Bedeckung und unter einem Kanonenfeuer von circa sechs Geschützen eine ziemliche Strecke bis in ein türkisches Weizenstück vor, und sahen in der Entfernung von etwa 600 Schritt zwei Mann beschäftigt, Korn abzumähen; auch auf diese that ich auf Aufforderung des Lieutenants v. Brosch einige Probeschüsse und hatte die Freude, auf den dritten Schuß einen zu Boden zu strecken, der andere ergriff eilig die Flucht.

Da nun das ganze Feld leer war, auch schon zweimal Kanonenkugeln dicht neben uns eingeschlagen

hatten, so befahl der Herr Lieutenant den Rückmarsch, und ich kehrte mit der festen Ueberzeugung von der ausgezeichneten Trefflichkeit meines Gewehrs und dem festen Vorsatz, es wie mein Auge im Kopfe stets zu bewahren, auf die Feldwache zurück.

Rächer, Unteroffizier in der 12. Compagnie des K. 31. Infanterieregiments.

IV.

In den letzten Tagen der Belagerung von Rastatt befand sich unsere Compagnie am Eisenbahndamm auf Vorposten, es war in der Vorpostenchaine ein fortwährendes Schießen. Die zurückkehrenden Patrouillen machten so unrichtige Meldungen, daß eine immer der andern widersprach. Da rief mich der Herr Premierlieutenant v. Rango und sagte: „Bischoff, machen Sie mal eine Patrouille möglichst weit vor und bringen Sie mir eine vernünftige Meldung zurück, wie es dort vorn steht." Ich machte mich nun mit dem Füsilier Kramer auf. Wir gingen durch den Rastatter Wald vor und krochen dann durch ein Getreidestück die vorliegende Anhöhe hinauf. Kaum aber waren wir auf derselben hinauf, so schlugen sie auch schon die Gewehre auf uns an, jetzt galt es, ihnen als rasche Füsiliere zuvorzukommen. Wir zielten kurz, unsere Gewehre krachten, und einer

unserer Gegner stürzte zu Boden, ein zweiter wurde als verwundet zurückgeführt, die übrigen schossen auf uns ab, trafen aber nicht, da wir uns hinter das Getreide duckten. Von hier aus schossen wir nochmals, worauf die Gesellschaft auseinanderstob und zurücklief. Jetzt prasselte ein Kartätschenschuß auf uns los; wir liefen nun hinter den Eisenbahndamm, um von hier aus fernere Beobachtungen anzustellen, und erblickten dicht vor uns einen versprengten Freischärler. Dieser warf aber gleich das Gewehr weg, winkte mit dem Schnupftuch und ergab sich als Gefangener. In demselben Augenblick schickte man uns von dem Walle eine Granate zu, die aber über unseren Köpfen in der Luft platzte, so daß uns die Stücke nicht trafen. Der Gefangene nannte sich Schrotz und wollte ein Student aus Freiburg seyn. Wir lieferten denselben an den Premierlieutenant v. Rango ab, der ihn auf die Hauptwache nach Oedichheim bringen ließ.

Einige Stunden später meldete ich mich wieder mit dem Füsilier Schulz freiwillig zu einer Patrouille. Sobald wir aus dem Walde heraustraten, bemerkten wir auf vier bis fünfhundert Schritt eine ziemlich starke Bedeckung und dahinter Arbeiter, die Getreide mäheten. Wir nahmen jeder sofort einen auf's Korn; auf unsern ersten Schuß fiel einer zu

Boden, wir schossen nun jeder noch einmal und blessirten so einen zweiten. Da aber unsere Gegner auch nicht faul waren und uns ihre Kugeln tüchtig um die Köpfe pfiffen, so sprangen wir in die Waldlisière zurück, schossen von hier aus noch einigemal mit gutem Erfolg und nöthigten so die Bedeckung zum Rückzuge, nachdem die Arbeiter schon bei dem ersten Schießen davon gelaufen waren.

Am andern Morgen, als kaum der Tag graute, machte ich mich mit Erlaubniß meines Compagnieführers mit meinem Freunde Hemmelmann auf den Weg. Kaum hatten wir den Wald hinter uns, so sahen wir auch schon in der Ferne einen zweispännigen Wagen halten und Leute, die Korn auf denselben luden. — Wir schlichen uns bis auf etwa 700 Schritt heran und wollten nun unsere Gewehre auf Pferde probiren. Wir hielten mit der großen Klappe einige Fuß über die Pferde. Zwei Schuß waren ohne Erfolg, wir hielten nun etwas tiefer und beim dritten Schuß sprang das eine Pferd hoch in die Luft. Jetzt schnitt es der Fuhrmann sogleich vom Wagen ab und eilte nun mit dem andern Pferde vor dem Wagen, so schnell als es laufen konnte, der Stadt zu, während wir mit einigen Schüssen vom Walle aus begrüßt wurden. Auf dem Heimwege hatte ich mir von dem Artillerieunteroffizier,

dessen Geschütz unter der Eisenbahnbrücke stand, einige Streichhölzchen geben lassen, und wir wollten nun mit diesen versuchen, das Korn anzubrennen. Da aber der Wind von der Stadt herwehte, so krochen wir in dem Getreidefelde bis ans andere Ende gegen die Festung vor. Hier zündete es, und wir hatten die Freude, das Feuer einige Stunden brennen zu sehen, so daß drei Kornstücke abbrannten."

Hierher gehört auch der Bericht des schon genannten Hauptmann v. Opel vom 30. Juni.

„Am genannten Tage ward mir nämlich der Auftrag direkt von Sr. Excellenz dem Herrn Generallieutenant Graf v. d. Gröben, mit meiner Compagnie und 4 Sechspfündern unter dem Lieutenant Drabich der fünften Artilleriebrigade von Rietigheim (1½ Stunden von Rastatt), wohin ich am Abend zuvor nach dem Gefechte an dem Federbach zum Schutze des Hauptquartiers gerückt war, über Oettigheim nach dem dicht am Einflusse der Murg in den Rhein belegenen Dorfe Steinmauern zu rücken, um dem dort mit zwei Bataillonen stehenden Major Wehmayer des 31. Infanterieregiments den Befehl zu überbringen, mit der durch mich ihm zugeführten Verstärkung einen Scheinangriff auf den jenseits der Murg verschanzten Feind zu unternehmen, und so die Aufmerksamkeit des Letzteren von dem während

dem auf unserem linken Flügel stattfindenden Uebergang des v. Hirschfeld'schen und v. Peucker'schen Corps abzuziehen. Dieser Scheinangriff gelang auch vollkommen, wenn er auch unter höchst schwierigen Umständen unternommen werden mußte, da meine nur 150 Mann starke Compagnie und die 4 Sechspfünder einem sehr zahlreichen Feinde und 8 Zwölfpfündern jenseits der Murg in einer vortrefflich gedeckten Stellung gegenüberstanden, das diesseitige Terrain aber bis an die Murg beinahe ganz offen und nur längs des Rheins und unmittelbar an der Murg Dämme waren, die eine, wenn auch nur sehr mangelhafte Deckung abgaben. Zwei Züge der Compagnie, zu denen noch ein Infanteriezug unter dem Lieutenant v. Helden-Sarnovsky des 31. Infanterieregiments als Soutien stieß, gingen nun längs des Rheins gegen die Murg vor, konnten aber nicht bis an letztere vordringen, da ein wahrer Hagel von Shrapnels, Kartätschen- und Büchsenkugeln sie überschüttete, und mußten sie sich damit begnügen, daß einzelne Züge, auf dem Bauche kriechend, den Murgdamm zu erreichen suchten, um vielleicht von da die in den Dämmen eingeschnittene feindliche Artillerie beschießen zu können. Aber auch diese Deckung war völlig ungenügend, weil drüben dicker Wald und namentlich die Schweizer Schützen in den hohen Eichen vortrefflich

gedeckt saßen. Auf dem Damm neben einer großen aus Rohr geflochtenen Zolleinnehmerhütte lagen nun einzelne Balken zu irgend einem Baue, und der Oberjäger Krause, sowie der Jäger Vogt und Jäckel II. meiner Compagnie krochen auf den Damm hinauf, um diese Balken zu einer Art Brustwehr zusammenzusetzen. Kaum aber hatten sie einen Balken aufgehoben, so riß eine 12Pfünder Kugel ihnen denselben aus den Händen, so daß die beiden Jäger den Damm hinuntergeschleudert wurden und der Jäger Jäckel II. sich den linken Arm ausrenkte. Der Oberjäger Krause nahm sofort einen zweiten Balken, auch dieser wurde ihm durch eine 12Pfünder Kugel entrissen und zugleich umsauste ihn ein Kartätschenhagel aus der kaum 300 Schritte entfernten verdeckten feindlichen Batterie. Trotzdem versuchte es der Krause noch mehrmals, wiewohl vergebens, die Balken aufeinander zu legen, immer wurden sie ihm aus den Händen geschleudert. Bis jetzt war wie durch ein Wunder der Oberjäger Krause ganz unverletzt geblieben und selbst keine der feindlichen Büchsenkugeln hatte ihn getroffen; als aber, wie gewöhnlich in diesem Feldzuge die Artillerie fortfuhr nach diesem einzelnen Mann Kugel auf Kugel zu senden und der später ebenfalls heraufgekrochene Jäger Aust durch eine Kugel in den Kopf augenblicklich todt zur Erde

stürzte, sah der Oberjäger wohl ein, daß er bei diesem Feuer nicht zum Zweck gelangen könne, zumal in diesem Augenblicke die Hütte in Brand gerieth. Er hob daher noch die Büchse, Hirschfänger und Cartouchen des oben liegenden Jäger Aust auf, ging Schritt vor Schritt inmitten eines Kartätschenhagels den Damm hinunter und gelangte völlig unverletzt zu den hinter dem Rheindamme liegenden beiden Zügen der Compagnie.

Als später der Compagnie, wie jeder andern, zwei silberne Verdienstmedaillen zugesandt wurden, wiewohl ich zwei Oberjäger und sieben Jäger zu denselben vorgeschlagen hatte, erhielt der Oberjäger Krause die eine durch einstimmige Wahl der Compagnie, während die andere ebenfalls einstimmig dem Jäger Radestock zuerkannt wurde, der auf dem äußersten linken Flügel bei den andern beiden Zügen der Compagnie sich ebenfalls in demselben Gefechte durch dreistes Drauflosgehen bis an den Murgdamm und Niederschießen mehrerer feindlicher Artilleristen ausgezeichnet hatte.

Einen zweiten Fall von tapferem Benehmen kann ich ebenfalls nicht unerwähnt lassen, wiewohl nicht bloß Jäger sich an dieser That betheiligten, ich und der Lieutenant v. Weller meiner Compagnie aber die einzigen Zeugen derselben waren.

Die Compagnie hatte am 21. und 22. Juni an und auf dem Eisenbahndamme unter sehr schwierigen Umständen gefochten und hielt am Abend des 22. Juni nebst der zweiten Compagnie 20. Infanterieregiments den Bahnhof besetzt, der oben auf dem hohen Damme am Anfang der großen Eisenbahnbrücke über dem Neckar liegt, während am andern Ende dieser Brücke am jenseitigen Ufer eine offenbar mit feindlichen schweren Geschützen besetzte Verschanzung und, wie wir wußten, die vorliegenden Pfeiler mit starken Minen geladen waren.

Es war mir, als ältestem Hauptmann beider Compagnien untersagt, eben wegen diesen Minen den Uebergang über die Brücke zu forciren, selbst dann noch als gegen Abend die feindlichen Geschütze aus den Verschanzungen herausgezogen wurden und diese nur noch durch Freischärler besetzt war. Da wo diesseits der erste Landpfeiler der hohen Brücke steht, unter welchem die Chaussee nach Mannheim durchgeht, hatte ich ein Detaschement von 12 Musketieren und 8 Jägern postirt, die das linke Neckarufer im Schach hielten, und als ich nun bei einbrechender Dunkelheit Se. Excellenz den Herrn Generallieutenant Grafen v. d. Gröben bei Besichtigung meiner Stellung begleitet und ihn unter diesem Brückenpfeiler verlassen hatte, fiel mir die Stille in

der feindlichen Verschanzung auf, so wie der Umstand, daß seit 36 Stunden zum erstenmale kein Schuß von drüben fiel. Ich beschloß daher, mit ein oder zwei Mann oben längs des steinernen Gebäudes hinüberzuschleichen, um so vielleicht unvermerkt an die feindliche Verschanzung heranzukommen, und sagte daher zu obigem Detaschement: „Kinder, wer folgt mir hinüber, der erste bekommt einen Dukaten!“ — Darauf sagte ein alter Musketier, den Namen habe ich leider in dem darauf folgenden Allarm und Nachtmarsche nicht erfahren können: „Herr Hauptmann, ein altes preußisches Soldatenherz zaget nicht, wir folgen Alle!“ — Und Alle folgten über die Brücke, erstiegen, der Unteroffizier Trabert des 20. Regiments zuerst, die Verschanzung, ohne daß die wirklich vorhandene Mine sprang und machten es so möglich, daß 2 Stunden nachher das ganze Neckarcorps übergehen und noch in der Nacht nach Heidelberg gelangen konnte.

An demselben Tage kam noch ein origineller Fall vor. In dem Bahnhofsgebäude waren in allen Stuben und hinter allen Fenstern, auf dem Dache 2c. Jäger postirt, die, sobald in der circa 300 Schritte entfernten feindlichen Verschanzung die Blenden weggezogen wurden, sofort ein rapides Feuer in die Schießscharten eröffneten, weil sonst selten Gelegenheit

war, einen guten Schuß anzubringen. — Der Jäger Merkel meiner Compagnie hatte bei einer solchen Gelegenheit eben seinen Schuß abgegeben und war, um sich während des Ladens zu decken, hinter die Wand neben dem Fenster getreten. Er war aber in der Eile nicht weit genug hinter die Mauer getreten und so kam es, daß eine 12Pfünder Kugel dem mit halblinks stehenden Merkel den halben Dachsranzen nebst halbem Kochgeschirr (die innere Seite) durchbohrte, und ohne den Merkel zu verletzen in die gegenüberliegende Wand fuhr. Merkel aber, im Eifer des Ladens, glaubte, es habe sein Nebenmann im Scherz ihn herumgedreht (er fiel nämlich nicht hin, sondern wurde nur so rapide herumgedreht, daß ihm der Ladstock aus der Hand fiel); er rief daher höchst ärgerlich dem neben ihm stehenden Jäger zu: „Was sind das für Spielereien, dazu ist wahrlich keine Zeit jetzt."

Zum Schlusse noch einen Bericht des Lieutenant v. Mins I.

„Am 15. Juli Morgens 2 Uhr löste das zur Division des Oberst Graf v. Schlieffen gehörige, zu beiden Seiten der Straße von Kuppenheim nach Rastatt am Eisenbahndamme in Stroh- und Laubhütten bivouakirende 2. Bataillon, 20. Infanterieregiments, die Vorposten im Dorfe Niederbühl und

dem Walde gleichen Namens in der gewöhnlichen Weise ab. Die 6. Compagnie (Hauptmann v. Reinbrecht) gedachten Truppentheils besetzte das Dorf, was jedoch den beiden Feldwachen, von denen die links der Straße unter dem Befehl des Unterzeichneten, die rechts unter dem des Secondelieutenants v. Beust stand, und besonders den an der äußersten Dorfenceinte selbst im feindlichen Büchsenschuß stehenden Doppelposten seit dem Brande vom 8. Juli wenig Deckung gegen die kleinen und groben Geschoße der Freiheitshelden gewährte.

Als der gewöhnliche Morgennebel sich zerstreut hatte, und die Festungswerke mit ihren schwarzen Geschützblenden uns entgegenstierten, jeden Augenblick bereit, den sich Zeigenden einen eben nicht erfreulichen Morgengruß zuzusenden, gewahrte der Unterzeichnete, der hinter hohen Feuerbohnen, von denen der Bursche zu gleicher Zeit für ein gutes Gemüse sorgte, die Werke beobachtete, daß an der vom Fort Leopold vorgeschobenen Lünette Nr. 33, an deren Glacisabdachung das Dorf stieß, auf dem Wall bei den Geschützen thätig gearbeitet wurde. Da unsere Gewehre auf diese Entfernung von 4—500 Schritt nicht ausreichten, oder wenigstens kein sicheres Ziel gewährten, so gab ich die Instruktion, die nächste sich in der Nähe zeigende Jägerpatrouille zu mir zu

senden. Eine solche ließ auch nicht lange warten, wonach ich dieselbe dem Lieutenant v. Beust zuschickte, dessen Stellung etwas weiter gegen die feindlichen Arbeiter vorgriff. Derselbe stellte die Jäger auf, und deren unerwartetes und wohlgezieltes Feuer ließ die Arbeiter für den ganzen Tag verschwinden, da sie wahrscheinlich vermutheten, es seyen Füsiliere mit ihren weitreichenden Zündnadelgewehren auf Vorposten gekommen.

Diese Störung der arbeitsamen Volksbeglücker sollte jedoch dadurch gerächt werden, daß sie das Dorf eine Stunde lang mit Granaten und Kartätschen beschossen, bei welcher groben Erwiederung vor der Hand die Neckerei aufhörte, denn sie schienen ernstlich böse zu seyn.

Gegen Abend ließ ich Versuche machen, das zwischen dem Dorf und den Wällen stehende Korn, das dem Feinde in der Nacht großen Vorschub und uns keinen Nutzen gewährte, anzustecken, was jedoch wegen des starken Abendthaues vereitelt wurde. Die Belagerten mochten dieß jedoch für eine drohende Demonstration halten und schickten nach 10 Uhr Abends starke Recognoscirungspatrouillen, wodurch zwischen diesen und den unsrigen, so wie den stehenden, für die Nacht verstärkten Vorposten ein lebhaftes Schützenfeuer entstand. Einiger Verlust mochte nun die Galle unserer Gegner erregt haben, denn alsbald entstand

auf den Wällen ein nicht zu beschreibender Lärm, in den auch das zarte, oder vielmehr durch Emancipation stark gewordene Geschlecht sich einmischte. Eine eben nicht zarte Baßstimme, die sich wahrscheinlich durch 48ger Jahrgang noch geklärt hatte, rief unter dem Kreischen jener Jungfrauen: „Jetzt wollen wir dem Generallieutenant v. d. Gröben ordentlich eins auf den Zopf spucken."

Sogleich wurden wir auch aus 4 Kasemattengeschützen auf eine höchst zudringliche Weise in ununterbrochenem Feuer mit Granaten über eine Stunde lang so hartnäckig beworfen, daß man einen Ausfall vermuthete, weßhalb die hintersten Reserven, selbst bei der Nebendivision, durch die verschiedenen Signale unter die Waffen gerufen wurden.

Ich hatte schon am Tage die verschiedenen Vertheidigungspunkte und Linien bestimmt und wiederholte diese Vorsicht, doch unnützer Weise.

Die zornentbrannten Volksbeglücker beruhigten sich wieder, nachdem sie die schmutzigen „Kosaken von der Spree" für ihren Uebermuth bestraft zu haben glaubten. Wir hatten weder am Nachmittag noch in der Nacht Verlust erlitten, so sehr ich dieß auch bewundern mußte, und hatten den Vortheil, durch die doch einmal allarmirte Landwehr früher als sonst abgelöst zu werden.

Mit allen Töpfen, die noch von den Granaten unversehrt gelassen waren, beladen, kehrten unsere Leute unter Scherzen und unter Erzählung der kleinen Abenteuer des vorigen Tags und der Nacht in ihr dürftiges Bivouak zurück.

Dieß die zu dem wenigen nachstehenden allerdings etwas lange Einleitung.

Die nachstehenden Skizzen ereigneten sich unter den angegebenen Umständen, und ich habe sie aus eigener Anschauung oder doch zuverlässiger Ueberlieferung:

1. Die Musketiere Setzkorn und Hofschneider der 6. Compagnie, 20. Regiments, mußten an dem erwähnten Nachmittage unter dem lebhaftesten Granat- und Kartätschenfeuer den am weitesten vorgeschobenen Doppelposten der Feldwache des Lieutenant v. Beust ablösen. Auf dem Gange dahin platzt über beiden in der Luft eine Granate; zwei herunterschlagende Stücke treffen, das eine auf eine eindrückliche Weise den Feldkessel des erstern, während das zweite den Aermel seines Waffenrocks aufreißt. Derselbe ein wegen seiner Unerschrockenheit schon der Compagnie bekannter Soldat wendet sich jedoch ruhig zu seinem Kameraden mit der Frage: „Bruder Hofschneider, sieh mal zu, ob mein Feldkessel noch drauf sitzt, oder ob die Hundsfötter Polterabend mit

ihm gemacht haben; wir hätten dieses nicht gern." (Letzteres ist eine Berliner Redensart).

Der Kessel hatte jedoch nur einen zu ertragenden Eindruck bekommen, der seinen Fortgebrauch erlaubte, weßhalb sich denn auch der 2c. Setzkorn beruhigter fühlte.

2. Die Leute der Feldwacht waren beim Beginn der Nachmittagskanonade gerade beim Kaffeetrinken, was eine Leidenschaft der Berliner Landeskinder und auch wohl anderer Leute ist, als eine in der Nähe springende Granate sie mit Schmutz bewarf, wobei unglücklicher Weise (ich beziehe dieß auf einen leidenschaftlichen Kaffeetrinker) dem Musketier Hulde auch sein Theil, jedoch in seinen Kaffee zukam, wodurch die Flüssigkeit verschwand und nur ein vermehrter Satz übrig blieb.

Während der größte Theil der Leute auf eine weniger exponirte Stelle sich verfügen durfte, bat der eben Genannte, nachdem er zuvor einen derben Soldatenreim den Störenfrieden zugerufen hatte, sich auf der alten Stelle am Feuer neuen Kaffee kochen zu dürfen, was ihm auch nicht verwehrt wurde. Der zweite ungesalzene Kaffee soll ihm desto besser geschmeckt haben.

3. Die Musketiere Arnold und Riegel standen auf Doppelposten und bedienten sich abwechselnd

um besser beobachten zu können, einer leeren Biertonne, auf die sie stiegen. Während des Nachmittagsfeuers dringt eine Geschützkugel durch das beistehende Haus und fällt unweit ihrer Tonne hin. Der ꝛc. Riegel will die Kugel aufheben, indem dreht sie sich jedoch um und läßt den brennenden Zunder sehen, und springt auch gleich darauf an Ort und Stelle, ohne jedoch einen der beiden Posten zu beschädigen, da der weiche Gartenboden die Wirkung hemmte. Beide hielten jedoch ruhig in ihrer Stellung pflichtgemäß aus, indem der Riegel mit kaltem Blute zu seinem Kameraden sagte: „die Krähwinkler gönnen uns nicht einmal die leere Biertonne.“

4. Der Unteroffizier Gärtner der Compagnie wurde durch einen jungen Soldaten darauf aufmerksam gemacht, daß eine Flintenkugel neben ihm eingefallen sey. Der ꝛc. Gärtner deutete jedoch dem andern an, daß wohl noch mehr kommen könnten, nahm die noch rund gebliebene Kugel, aus seiner Deckung hervortretend, auf, ladete dieselbe in sein Gewehr und schickte sie wieder hin, wo sie hergekommen war.

5. Bei der nächtlichen Kanonade schlug die erste, meiner Feldwacht zugesandte Granate in ein noch nicht ausgebautes Haus, das der Brand verschont hatte, ein und platzte hier unter einem furchtbaren Knall im Innern dieses Hauses, indem sie dadurch

die hinter dem Giebel des Nebengebäudes aufgestellte Feldwacht mit Ziegeln, Lehm und Glasstücken bewarf. Das Einfallen und Platzen war so eins und unerwartet, daß alle Leute durch einander fuhren und ein sich bückender Soldat mich selbst beinahe umrannte. Ich machte nun besonders diesem begreiflich, daß sein Bücken nach dem Knall zu spät und unnütz sey; derselbe war jedoch noch so verdutzt und ihm der nahe Knall so unerklärlich, daß er sich nicht gleich wieder zu fassen wußte und deßhalb sich statt hinter den rechten Flügelmann, den Musketier Haselow der Compagnie, einen thätigen und muthigen Soldaten, neben ihn stellte. Der Letztere holte jedoch mit aller Ruhe seine Schnupftabaksdose heraus und bot dem Andern eine Prise mit den Worten an: „hier Gottlieb, nimm 'ne Prise und beruhige Dir," was auch eine gute Wirkung hervorbrachte.

Ich könnte noch ähnliche kleine Beispiele anführen, die von Ausdauer und Muth in Gefahr und Strapazen unserer jungen Soldaten ein Zeugniß geben, und die meine Erwartung übertroffen haben, sie sind jedoch ähnlicher Art, wie die vorigen, oder verlieren bei ihrer Erzählung an Effekt, da derselbe zugleich durch die Oertlichkeit, die Zeit und die Verhältnisse, die sich nicht immer für die Oeffentlichkeit detailliren lassen, bedingt ist.

„Ich schalte hier in besonderem Auftrage, obwohl eigentlich nicht hieher gehörig, zum Schluß ein Beispiel der Treue und Klugheit des Hundes ein, die sich besonders bei Hunden, die immer beim Militär gewesen sind, wenn man so sagen kann, auch militärisch äußert.

Am 8. Juli schlug die 5. und 8. Compagnie des 20. Infanterieregiments einen feindlichen Ausfall im Vereine mit zwei Füsiliercompagnien desselben Regiments, obwohl auch unter einigem Verlust an Todten und Schwerverwundeten, siegreich zurück.

Da ich leider, als zur 6. Compagnie gehörig, die am Morgen erst von dem anstrengenden Vorpostendienst gekommen war, und deßhalb in Reserve zurückgehalten wurde, dem Gefecht nicht beiwohnen konnte, so bat ich am andern Morgen um die Erlaubniß, mit vier Mann das Gefechtsterrain recognosciren zu können, um nach Todten, Verwundeten und zurückgelassenen Waffen zu suchen. Das hohe Korn begünstigte diese Absicht, ich fand jedoch nur noch todte Freischärler, die an einigen Stellen zu vier, fünf und acht zusammenlagen.

Hier fand ich auch eine im Korn niedergedrückte Stelle, auf welcher zwei ältere und ein jüngerer Freischärler nicht weit von einander todt dalagen.

Bei letzterem lag, von einer Flintenkugel durch-

schossen, auf dem Rücken und ebenfalls todt, ein mir wohlbekannter Hund, ein Bulldog, der dem Lieutenant v. Schlieben, welcher jenem Gefechte bei der 8. Compagnie des genannten Regiments beigewohnt, zugehört hatte.

In's Bivouak zurückgekommen, erfuhr ich denn auch das nähere Schicksal jenes Hundes, der seinen Herrn in das Gefecht begleitet und stets in der äußersten Feuerlinie mit dem größten Eifer die blaugekittelten Freischärler verfolgt, und manchem an die Gurgel springend, umgerissen und unsern erbitterten Leuten und ihrem Bajonnet überliefert hatte.

In einer neuen Position der Insurgenten setzte er seine Angriffe so hartnäckig fort, daß auch er für gefährlich geachtet, durch eine feindliche Flintenkugel zwischen drei seiner Feinde todt niedergestreckt wurde.

Der so gefallene treue Hund durfte mithin hier wenigstens erwähnt werden."

XIX.

Unterhandlungen.

In der Festung ging unterdessen Alles seinen alten Gang, die Kanoniere auf den Wällen feuerten auf jede preußische Patrouille, die sich in ihrem Bereich sehen ließ, und einzelne Schützen gingen förmlich auf die Preußenjagd; doch kamen sie meistens selbst stark gejagt, statt gejagt zu haben, wieder nach Hause.

Nach Rheinau hinaus wurden fortwährend ohne Erlaubniß Streifzüge gemacht, denn in den dortigen Kellern, unter dem Schutt verbrannter Häuser, lag noch Wein. Vergebens gab der Gouverneur Befehle; da er aber seine Drohungen nie ausführte, so kehrte sich auch Niemand daran.

Da in der Festung Jeder that, was er mochte, und Niemand mehr einem Befehl gehorchte, so fanden denn auch die Preußen keinen Widerstand, als sie endlich, der ewigen Plackereien müde, die Brücke

bei Rheinau in Brand steckten, obgleich dieselbe nur einige hundert Schritt von Bastion A entfernt lag.

Mit den Vorräthen war übel gehaust worden und die Abnahme derselben bemerkte man bedeutend. Da auch das Geld zu Ende ging, so wurden im Kriegsrath verschiedene Vorschläge gemacht, diesem Mangel abzuhelfen. Einige wollten den Soldaten, die neben vollständiger Verpflegung noch vier Kreuzer über ihren Gehalt erhielten, einen Abzug machen, allein es ward allgemein anerkannt, die Mannszucht sey bereits so sehr gelockert, daß man eine solche Maßregel nicht wagen könne. Es ward nun vorgeschlagen, Papiergeld auszugeben oder eine Zwangsanleihe bei den Bürgern zu machen, und endlich beschlossen, die Studienkasse und den Heiligenfonds in Beschlag zu nehmen.

Indessen war die Disciplin so untergraben, daß die Soldaten thaten, was sie wollten, besonders aber die Artillerie und Dragoner. „Letztere," so sagt Corvin in seinen „Erinnerungsblättern aus Rastatt," „zeichneten sich überhaupt durch ihre Habgier und Unverschämtheit, aber niemals im Gefecht aus. Dieser Mangel an Mannszucht war um so gefährlicher, da eine Feindschaft zwischen dem Militär und der Volkswehr dazu kam, deren Grund Neid und Habgier war."

Anfänglich waren große Vorräthe an Tuch und andern Militäreffekten vorhanden. Diese hatte man einer Commission anvertraut, aber keine bestimmten Regeln über die Art der Austheilung von dergleichen Gegenständen festgesetzt. Die natürlichste Regel wäre gewesen, denjenigen Kleidungsstücke zu geben, die deren bedurften; aber dieser Meinung waren die Soldaten nicht. Diese verlangten, die Gegenstände sollten gleichmäßig unter die verschiedenen Truppencorps vertheilt werden; der Gouverneur ging aber nicht darauf ein und gab fortwährend Einzelnen Anweisungen an die Kammer, während er dieselben Andern abschlug, beides ganz nach Laune. Die Volkswehren, welche meist strengern Dienst gethan hatten als das Militär, waren größtentheils nur mit Blousen bekleidet und froren Nachts bei Regenwetter jämmerlich; wenn man ihnen aber nur alte Mäntel gab, so war das Militär neidisch darüber und es kam vor, daß man den Wehrmännern dieselben mit Gewalt vom Leibe riß. Statt ein Exempel zu statuiren, begnügte sich der Gouverneur mit Tagsbefehlen, die Niemand beachtete. Das Unwesen nahm mehr und mehr überhand. Eine Anweisung war am Ende gar nicht mehr nöthig; es holte sich Tuch, Leder u. s. w. wer und wie viel er wollte, und viele verkauften es für einen Spottpreis an Wirthe und Schneider.

Unter dieser Sachlage machte der General von der Gröben nochmals das Anerbieten, er wolle einen Offizier und einen Rastatter Bürger nach Karlsruhe und nach Oos geleiten lassen, damit sie sich überzeugen könnten, daß die Freischaarenarmee auf allen Seiten geschlagen und zersprengt, und also ein Entsatz, welchen der Festungsbote als nahe bevorstehend anzeigte, in keiner Weise zu erwarten sey.

Auf dieses Anerbieten hin wurde im Kriegsrath zu Rastatt der Vorschlag gemacht, vom General von der Gröben zu verlangen, daß er den Abgesandten gestatte, bis an die Vorposten der Insurgenten oder bis an die Schweiz zu reisen, damit man sich vom wahren Stande der Dinge überzeugen könnte.

Was man nicht erwartet hatte, geschah. General v. d. Gröben, um weiteres Blutvergießen zu verhindern und im Sinne der Menschlichkeit Alles gethan zu haben, ging auf diesen Vorschlag ein. Die Belagerten erwählten in Folge hievon Corvin und einen früheren Feldwebel Lang (der unterdessen zum Major vorgerückt war) zu dieser Mission.

Am 18. Juli um 11 Uhr ritten denn diese Beiden in Begleitung von einem Zug Dragoner und einem Offizier, nebst Trompeter und Parlamentärfahne, nach Niederbühl hinaus. Beide Abgesandte waren in Uniform und trugen die dreifarbige Schärpe

quer über die Brust. Da von Niederbühl aus die Ankunft dieser Parlamentäre sogleich ins preußische Hauptquartier zurückgemeldet wurde, so begab sich der Ordonnanzoffizier des General v. d. Gröben, Graf Schmettau, Lieutenant im 4. Kürassierregiment, welcher bestimmt war, Corvin und Lang zu begleiten, nach Niederbühl. Doch gab es noch einen Aufenthalt, indem Graf Schmettau den Abgesandten eröffnete, daß man sie in Uniform und mit der dreifarbigen Schärpe ꝛc. nicht werde reisen lassen und daß sie nach der Festung zurück müßten, um Civilkleider anzulegen. An diesem kleinen Umstande wäre fast die Unterhandlung gescheitert, denn als um vier Uhr desselbigen Tages die Parlamentäre, welche so schnell keinen ordentlichen Civilanzug auftreiben konnten, längere Zeit von Graf Schmettau in Niederbühl vergeblich erwartet wurden, ging dieser Offizier seinem Auftrag gemäß zurück, und als nun endlich spät am Nachmittage Corvin und Lang daselbst ankamen, hörten sie, sie könnten nicht mehr angenommen werden. Der wachthabende Offizier entschloß sich indessen, sie dennoch zu melden, worauf denn nach zwei Stunden Graf Schmettau zum drittenmal hinausfuhr.

Da diese Verhandlungen im Lager bekannt geworden waren, so begab ich mich gegen 5 Uhr in

das Lager der Vorposten am Eisenbahndamm, und gleich darauf kam von Kuppenheim her ein Wagen, in welchem sich Graf Schmettau, ein Kürassierwachtmeister, sowie ein Infanterieunteroffizier befanden, die gegen Niederbühl fuhren.

Auf den Wällen Rastatts bemerkte man viel Hin- und Herlaufen von Gestalten aller Art; Dragoner in weißen Mänteln, Freischaaren und Artilleristen, auch waren hie und da weiße Fahnen aufgesteckt. Die preußischen Offiziere und Soldaten standen am Eisenbahndamm in Gruppen beisammen, und namentlich die letzteren unterhielten sich über die erwarteten Parlamentäre in sehr ungünstigen Ausdrücken.

Bald sah man bei Niederbühl Staub auffliegen und der Wagen kam zurück. Auf dem Bock saß jetzt der Kürassierwachtmeister und hieb tüchtig in die schlechten Pferde. Vorwärts fuhr Graf Schmettau, neben ihm Corvin, als Chef des Generalstabs der Festung Rastatt, rückwärts der Infanterieunteroffizier und Major Lang. Die beiden Abgeordneten waren in schwarzem Frack sauber gekleidet, mit verbundenen Augen, was ihnen ein trauriges, sehr niedergedrücktes Ansehen gab.

Das Ganze machte einen unangenehmen Eindruck und hatte etwas von einer Exekution an sich: der

schlechte Wagen, die elenden Pferde, die der Wachtmeister mühsam vorwärts peitschte, die verbundenen Augen der Beiden, und wenn man hierzu bedachte, was diese Insurgentenführer auf alle Fälle erwartete, so konnte man sich eines peinlichen Gefühls nicht erwehren. Auch die preußischen Soldaten mochten Aehnliches denken, denn ihr Gespräch sank zum leisen Geflüster herab und sie blickten achselzuckend dem davoneilenden Wagen nach.

Die nun folgende Reise Corvins und Langs ist in ihrem Ganzen so eigenthümlicher Art und in ihren Einzelheiten oft so interessant, daß ich nicht umhin kann, dieselbe aus den „Erinnerungsblättern aus Rastatt“ von Corvin dem ganzen Wortlaut nach hier wieder zu geben.

„Als wir das Lager hinter uns hatten,“ erzählt Corvin, „fragte mich Graf Schmettau, wie ich es mit dem mündlichen Verkehr zu halten wünsche, ob wir denselben bloß auf das Nothwendige beschränken, oder uns keinen Zwang anthun wollten; er bringe dieß in Anregung, weil Gouverneur Tiedemann sich darüber beschwert habe, daß Graf Gröben einen unserer Parlamentäre allerlei Dinge gefragt, die nicht zu dessen Auftrage gehörten. Dieß war um so lächerlicher, als Tiedemann selbst sich stets in sehr unpassende Diskussionen mit den preußischen

Parlamentären einließ. — Ich sagte dem Grafen, es wäre mir natürlich angenehm, der Unterhaltung auf unserer Reise keinen Zwang anzuthun, da wohl jeder von uns wissen werde, was er zu verschweigen habe. Zugleich sagte mir der Graf, er habe mit seiner Ehre für unsere Sicherheit zu haften. Ich muß gestehen, man hätte zu dem Auftrage, uns zu begleiten, keine passendere und für uns angenehmere Wahl treffen können. Graf Schmettau benahm sich in jeder Hinsicht durchaus seiner Stellung angemessen und so liebenswürdig und artig, als es unser Verhältniß nur immer gestattete. Dasselbe gilt vom Feldwebel und Unteroffizier, die beide nicht besser gewählt seyn konnten."

„Es war schon ziemlich spät, als wir von Oos mit einem Extrazug in einem Coupé erster Klasse abfuhren. Spät in der Nacht kamen wir in Freiburg an, wo sich damals der Prinz von Preußen aufhielt. Wir wurden in mehreren Gasthöfen abgewiesen und mußten froh seyn, daß wir endlich in einem Saal auf einer Streu sammt und sonders ein Nachtlager fanden. Was ich am Morgen in Freiburg hörte und auch in den Zeitungen las, gab mir so ziemlich die Ueberzeugung, daß Graf Gröben uns nicht getäuscht und daß unsere Armee uns feig im Stich gelassen, ja bereits seit vierzehn Tagen die Schweizer

Grenze überschritten habe. Lang hatte gleich Lust, wieder nach Rastatt umzukehren; allein ich bestand darauf, daß wir unsern Auftrag erfüllten und bis Constanz gingen. Ich wollte mich dabei zugleich nach der Stimmung in Württemberg und dem Zustand der Dinge in Frankreich erkundigen, um alle nur irgend zu unsern Gunsten sprechenden Chancen in Erwägung zu ziehen."

„Der Prinz von Preußen wünschte, daß wir unsere Reise sehr beschleunigten; denn wenn auch ein Waffenstillstand abgeschlagen war, schien er doch nicht Willens, die Festung aus den von Coblenz angekommenen 72 Stück Belagerungsgeschütz beschießen zu lassen, bevor wir zurückgekehrt wären. Er willigte indessen in unsere Reise bis Constanz, da es einmal so ausgemacht sey. Ich entschied mich dabei für den Weg durch den Schwarzwald über Donaueschingen. Nur einmal war ich in Freiburg gewesen, als ich im vorigen Jahr Frau Herwegh aufsuchte, die zu Hecker nach Kandern gegangen war. Damals hatte ich nicht Zeit gehabt, die Stadt anzusehen, und holte es jetzt nach. Wir gingen mit Graf Schmettau in den herrlichen Dom und besahen uns überhaupt die Stadt. An einem Thor sah man noch die Spuren der vorjährigen Beschießung. Gegen Mittag fuhren wir mit vier Postpferden nach Constanz ab. Der Weg

durch das Gebirg ist reizend und hätte mich zu jeder andern Zeit entzückt; allein der ernste Zweck dieser Reise trübte mir den Genuß der herrlichen Gegend."

„Es war Abend, als wir nach Donaueschingen kamen. Hier lagen Mecklenburger, deren Offiziere alsbald durch die Neugier in den Gasthof getrieben wurden, in dem wir abgestiegen waren. Die Herren hatten bei Ladenburg Schläge bekommen und erkundigten sich mit großer Zungengeläufigkeit und unter vielem: „wenn man gewußt hätte" und sonstigem Wenn und Aber, das ihre Ungeschicklichkeit beschönigen sollte, bei Lang, der damals in jener Gegend gestanden, nach einigen nähern Umständen. Die Offiziere ließen es sich hier ganz wohl seyn. Ein alter gutmüthiger Major protegirte ein allerliebstes Mädchen, die wie die Tochter des Regiments gekleidet und, wie ich hörte, eine kühne Reiterin war. Wir unterhielten uns in dieser Gesellschaft bei frischen Forellen ganz vortrefflich, und fuhren erst nach zehn Uhr weiter."

„Die Reise war beschwerlich, weil auf jeder Station der Wagen gewechselt wurde. Während solchen Wechsels wäre es für mich eine Kleinigkeit gewesen, irgendwo zu verschwinden und das Württembergische zu erreichen, von wo aus ich unaufgehalten weiter gekommen wäre, denn ich war in Civilkleidung und

hatte Geld genug bei mir. Der Gedanke kam mir wohl und die Versuchung lag nahe, denn ich konnte mir nicht verhehlen, daß unsere Sache gescheitert sey, und uns höhern Offizieren ein hartes Loos bevorstehe; allein ich unterdrückte jeden Gedanken der Art sogleich; ich wollte nicht, wie Siegel und Consorten gethan, das Vertrauen täuschen, das die Garnison von Rastatt in mich gesetzt hatte; ich wollte ihr bis zum letzten Augenblick nach Kräften dienen und das Schicksal meiner Kameraden theilen. Ueberdieß hielt mich von einem Fluchtversuche die Rücksicht ab, daß Graf Schmettau mit seiner Ehre für uns stehen mußte."

„Am frühen Morgen kamen wir in Constanz an. Hier lagen 5000 Mann Hessen. Nachdem ich einige Stunden geruht hatte, ging ich in der Stadt spazieren, die ich noch nicht kannte. Wenige Schritte und ich war in der Schweiz. Dort winkte die Freiheit, während mich hier Tod oder harte Gefangenschaft bedrohte. Ich schickte aber nur Verwünschungen über die Grenze den Feiglingen nach, die uns so schändlich geopfert hatten. Der Wirth verschaffte mir Zeitungen, von denen ich einige einsteckte, um es denen in Rastatt schwarz auf weiß zu bringen, daß sie verrathen waren. Vielfältig erzählte man uns, wie die fliehenden Freischaaren noch zusammen geraubt hatten, was sie

bekommen konnten. Ich muß gestehen, ich sehe nicht ein, was dergleichen Diebereien zur Förderung der deutschen Freiheit und Herbeiführung der Republik nützen sollen. Ueberall auf unserm Wege durch den ganzen Schwarzwald fanden wir Reichstruppen; ganz Baden war damit überschwemmt; man hatte es für nöthig gehalten, nicht weniger als 120,000 Mann gegen uns aufzubieten. Rastatt war von 20,000 Mann umschlossen, und von Hoffnung konnte gar nicht mehr die Rede seyn. Zum Ueberfluß standen an der Südgrenze noch 10,000 Oesterreicher, die man jedoch nicht ins Land ließ."

„Am Mittag fuhren wir von Constanz ab; am Morgen langten wir in Freiburg an und fuhren dann wieder mit einem Extrazug nach Oos, wo wir Sonnabend den 21. Juli gegen Mittag ankamen. Wir fuhren nach der Favorite, wo der Prinz von Preußen sein Quartier hatte. Ich bat Graf Schmettau, es möglich zu machen, daß ich den Prinzen spreche; ich wollte von ihm erfahren, was man ungefähr mit uns im Sinne habe. Der Graf versprach, meinen Wunsch dem Prinzen mitzutheilen, sobald derselbe von einer Recognoscirung zurückgekehrt wäre. Wir erwarteten seine Rückkehr in der Hausmeisterei, wo mehrere preußische Offiziere ihren Mittagstisch hatten."

„Einzelne gefielen sich darin, in meiner Gegen-

wart ihrem Preußenthum die Zügel schießen zu lassen und dem Hasse gegen „das Gesindel“ Luft zu machen. Meine Stellung erlaubte mir nicht, die rohen Bursche zum Schweigen zu bringen, und ich begnügte mich mit einem mitleidigen Lächeln als Antwort. Uebrigens muß ich der Wahrheit gemäß sagen, daß ich im Allgemeinen die Offiziere nicht so taktlos gefunden habe. Als der österreichische General Eberle, der Erbauer von Rastatt, hörte, daß wir da seyen, kam er auch und ermahnte uns die Festung zu übergeben.“

„Endlich kam der Prinz mit seinem zahlreichen Gefolge von seinem Ritte zurück. Ich sah bei demselben eine Menge badischer Offiziere, die sämmtlich als Gallopins benutzt wurden und im Allgemeinen eine sehr traurige Rolle spielten. Ich ward nach der Favorite beschieden, wo ich den Chef des Generalstabs des Prinzen, einen Major Kirchfeld sprechen sollte. — Ich hieß Lang mit mir gehen, allein man bedeutete ihm zurückzubleiben, da man nur mich sprechen wolle. Das war mir unangenehm, da ich gern einen Zeugen bei der Unteredung gehabt hätte, denn zwei behalten besser als einer.“

„Nachdem ich eine Weile in einem Gartenpavillon gewartet, kam der Major. Ich sagte ihm, ich habe mich nun überzeugt, wie von außen für uns vorläufig keine Hülfe zu erwarten sey; allein wir seyen

ziemlich stark, haben noch Proviant und Munition genug und können uns noch lange halten. Dessen ungeachtet glaube ich, daß man nicht abgeneigt seyn würde, die Festung zu übergeben, wenn man uns freien Abzug gewährte. Der Major antwortete, man werde sich auf Bedingungen nicht einlassen, da man sicher sey, die Festung zu bekommen, denn unser Proviant werde einmal zu Ende gehen. Da die Preußen Baden doch besetzt halten müßten, komme es nicht darauf an, ob man um Rastatt einige tausend Mann mehr liegen lasse. Man habe Zeit und könne warten. Uebrigens müsse ich mir nicht vorstellen, daß, wenn man auch Uebergabe ohne Bedingungen verlange, die Besatzung barbarisch behandelt werden würde. Schon die Menge der Theilnehmer an der Revolution mache, daß man zu strenge Maßregeln nicht durchführen könne. Was man von Füsilladen in Masse erzählt habe, sey eine Fabel; man werde alle Ursache haben, mit der Milde der Behandlung zufrieden zu seyn."

„Ich bemerkte ihm darauf, wie ich allerdings glaube, daß man nicht zu strenge gegen das badische Militär verfahren werde, wie ich aber fürchte, die Rache möchte auf die Nichtbadener, besonders auf die Freicorps fallen, und für diese möchte ich auf freiem Abzug bestehen, da sie sich keinenfalls auf Gnade

und Ungnade ergeben, sondern gewiß irgend einen verzweifelnden Entschluß fassen würden, der nothwendig auch den Preußen viele Menschen kosten müßte. Der Major meinte, man werde es darauf ankommen lassen; er bemerke mir aber, jeder Tag Verzögerung könne unser Schicksal nur verschlimmern. Bisher haben wir, wie ich gesagt, weder von den verschiedenen Erlassen des Großherzogs, noch von der Auflösung der Insurgentenarmee etwas gewußt; dieß sey nun nicht mehr der Fall und jener Milderungsgrund falle weg. Genug, schloß er, wir warten."

„Sehr niedergeschlagen verließ ich ihn. Ich mußte gestehen, daß er unsere gegenseitige Lage vollkommen vom richtigen Gesichtspunkte auffaßte. Wir waren den Preußen sicher genug und sie wären Thoren gewesen, wenn sie uns Bedingungen gestattet hätten. Humanitätsrücksichten gelten nicht, wenn endlich der Moment zur heiß- und langersehnten Rache gekommen ist."

„Als wir nach Niederbühl fuhren, bemerkte ich dem Grafen Schmettau, daß die Favorite keineswegs vor unsern Bomben sicher sey, und daß ich das Schloß nur geschont habe, weil ich das unnütze Zerstören hasse. Er zweifelte jedoch an der Möglichkeit, dorthin zu schießen, und ich versprach ihm eine

nur mit einem Briefe anstatt mit Pulver gefüllte Bombe hinzusenden. Ebenso versprach ich ihm einen Kübel Eis zu schicken, weil er gesprächsweise geklagt hatte, daß es daran in der Favorite gänzlich fehle. Ich nahm vor Niederbühl von ihm und den beiden andern Begleitern Abschied und kann nur wiederholen, daß ich dem Grafen v. d. Gröben für die Wahl derselben sehr dankbar bin."

„Am Thor erwartete uns eine Menge Neugieriger; allein ich sagte Niemanden, wie es draußen stand, bevor ich nicht dem Kriegsrathe Bericht abgestattet hatte. Dasselbe schärfte ich Lang ein, den ich alsbald auf das Schloß beschied. Er versprach sogleich zu kommen, er wolle nur einen Augenblick nach Hause gehen; er kam aber nicht, sondern rannte umher und schwatzte wie ein altes Weib. Ich habe ihn auch seitdem, so viel ich mich erinnere, gar nicht wieder gesehen, sondern hörte nur, daß er die Absicht gehabt, mit seinem Bataillon sogleich in das preußische Lager zu marschiren und sich zu ergeben."

„Schon auf der Reise hatte ich mich über diesen Major schwer geärgert, weil ihm die Feldwebelachselklappen überall unter den Offiziersepauletten hervorsahen. Sobald ein preußischer höherer Offizier kam, setzte er sich gleich in Feldwebelpositur, und dem entsprach auch seine Unterhandlung mit demselben. —

Jeder von uns hatte aus der Kasse zwanzig Gulden zu der Reise erhalten. Diese hielt Lang sehr fest und ich mußte immer für ihn mit bezahlen; zu Trinkgeldern und dergleichen war er nur zu bewegen, wenn ich ihn mehrmals darauf aufmerksam machte. In Constanz kaufte er sich aber eine hübsche Weste und einen Nachtsack, den er in Oos seiner Frau gab. Das sind Kleinigkeiten und es mag kleinlich erscheinen, daß ich dergleichen erzähle; allein es charakterisirt die Feldwebelnatur des Mannes, der ganz gewiß zu weiter nichts geschaffen ist, als zum Feldwebel."

„Die Offiziere, die mich am Thore erwarteten, sagten mir, sie freuen sich, daß ich wieder da sey, denn kaum habe ich die Festung verlassen, so sey überall der Teufel los gewesen. Tiedemann sey völlig übergeschnappt und treibe die närrischsten Dinge. Mit den Soldaten sey nicht mehr auszukommen, dieselben thun was sie wollen und gehorchen Niemand mehr. Sie dringen mit Gewalt in das Proviantmagazin und holen, was ihnen gefalle. — Reiter, den ich antraf, sagte mir, es seyen höchstens noch für acht Tage Lebensmittel vorhanden. Ich erschrack darüber sehr, denn das war entscheidend. Bisher hieß es immer, wir hätten noch für mehrere Wochen zu leben."

„Der kleinere Kriegsrath kam gegen Abend zusammen und ich erstattete ihm treu und gewissenhaft meinen Bericht. Ich erklärte, wir haben durchaus nicht mehr die geringste Hoffnung, wir müssen uns unter allen Bedingungen ergeben; wir könnten es höchstens noch einige Tage verzögern, allein damit sey nichts gewonnen, im Gegentheil erbitterten wir dadurch den Feind. Ich würde für ein Durchschlagen stimmen, allein das setzte die Truppen dem sichern Verderben aus. Lang sey bereits überall umhergelaufen, habe durch Verkündigung seiner Jeremiaden die Leute entmuthigt und wir würden nicht den fünften Theil der Leute zu einem solchen Entschlusse bewegen. Kämen wir auch an den Rhein, so fänden wir keine Schiffe und würden von den Preußen eingeholt und gefangen oder niedergemetzelt. Unsern Leuten könne unmöglich viel geschehen, da die Menge zu groß sey, und aus Egoismus, weil vielleicht für uns Anführer einige Hoffnung des Entkommens sey — dürfe man nicht ein Blutbad herbeiführen, das unzählige Opfer kosten müßte."

„Meine auf die gesunde Vernunft und die Sachlage gegründeten Vorstellungen fanden Eingang und es ward beschlossen, auf möglichst gute Bedingungen zu kapituliren, indessen auf den andern Morgen der große Kriegsrath zusammenberufen, welcher aus sämmt-

lichen Offizieren und drei Leuten von der Compagnie bestand. Ich mußte lächeln, als ich vernahm, welche sanguinische Hoffnungen einige unter uns noch hegten. Das mindeste, was man fordern und worauf man bestehen müsse, sey freier Abzug für alle Fremden, und zwar mit Gepäck und Waffen, welche letztere man erst am Rhein ablegen wolle. Biedenfeld hatte gar noch Bedingungen im Sinn, nach welchen die Offiziere in ihren Chargen bleiben sollten."

„Um 8 Uhr am andern Morgen kam im Saal des Schlosses der große Kriegsrath zusammen. Tiedemann las meinen Bericht vor und ich ergänzte ihn darauf selbst. Die Aufregung war allgemein. Da waren viele, welche hohe Worte im Munde führten, aber weder etwas Gescheidtes noch etwas Ausführbares vorbrachten. Ich nahm daher das Wort und stellte der Versammlung mit dürren ungeschminkten Worten die Sachlage vor. Nach kurzer Debatte ward beschlossen, die Kapitulation auf so gute Bedingungen als möglich einzuleiten. Ich ward beauftragt, die Unterhandlung zu leiten und noch am Vormittag in's preußische Lager zu gehen. Zugleich beschloß man, — auf wessen Antrag habe ich vergessen — um dem Feinde mit edlem Beispiel voranzugehen, daß ich den bei Ladenburg in unsere Gefangenschaft gerathenen preußischen Major vom Generalstab, v. Hindersin,

mitnehmen sollte. Dieser Offizier galt in der preußischen Armee sehr viel, und da er in Bezug auf seine Behandlung Ursache hatte, vollkommen mit uns zufrieden zu seyn, und er zugleich Manches zu unsern Gunsten wußte, so hoffte man, daß sein Fürwort uns von Nutzen seyn werde."

„Tiedemann hielt es für nöthig, einen Brief mitzugeben, den aber glücklicherweise nicht er, sondern ich geschrieben. Ich machte darin geltend, was sich für uns geltend machen ließ; ich sagte, wir haben von den verschiedenen Proklamationen des Großherzogs nicht das geringste erfahren und seyen jetzt, nachdem sie uns bekannt geworden, bereit uns zu unterwerfen, weßhalb wir auch Anspruch auf die darin enthaltenen Verheißungen machten. Wenn wir die Festung jetzt übergeben, statt sie so lange als möglich zu halten, ersparen wir dem Feinde eine Menge Kosten, welche durch die Belagerung erwachsen würden, und überliefern einen in vollkommen gutem Stande befindlichen Platz, während man, wenn man uns zur Verzweiflung triebe, leicht nur einen Schutthaufen mit Tausenden von Menschen erkaufen müßte. Halte man die Festung, so habe man immer noch Hoffnung auf einen Entsatz, der durch einen leicht möglichen Umschlag in den Nachbarländern herbeigeführt werden könnte."

„Nachdem wir in Niederbühl einige Zeit hatten warten müssen, fuhren wir, ich mit verbundenen Augen, ins preußische Lager. Mein Kutscher — ich hatte dießmal einen Wagen mitgenommen — mußte mit verbundenen Augen am Wege sitzen bleiben und ein Soldat nahm seinen Platz auf dem Bock ein. Wir hielten und nachdem ich mit Hülfe des Grafen Schmettau ausgestiegen war, führte mich dieser eine ziemliche Strecke weit, und am Gemurmel rings um uns entnahm ich, daß wir im Lager waren. Endlich forderte mich der Graf auf, mich tief zu bücken und das Tuch abzunehmen. Jetzt befanden wir uns in einem kleinen runden Zelt, in welchem ein Tisch mit Schreibzeug und ein Stuhl standen und wo mich der Graf allein ließ."

„Nach einiger Zeit trat oder vielmehr kroch Graf Carl v. d. Gröben, kommandirender General des zweiten Corps der Rheinarmee, ins Zelt."

„Graf Gröben ist ein hübscher, noch nicht alter Mann; seine Haare fangen kaum an sich grau zu färben; sein Gesicht trägt den Ausdruck der Güte und Milde, dem auch seine Manieren und der Ton seiner Stimme entsprechen. — Ich übergab ihm meinen Brief und nachdem er ihn gelesen, sagte ich ihm, ich sey von der Besatzung von Rastatt beauftragt, wegen Uebergabe der Festung zu unterhandeln. Der

General mochte am Ausdruck meines Gesichts sehen, wie schmerzlich mich dieser Auftrag berührte; er ermuthigte mich und sagte mir, unser Loos werde besser seyn, als wir alle erwarteten. Der Großherzog — ich hatte im Schreiben ausdrücklich gesagt, daß sich die Besatzung diesem ergebe — sey ein milder Herr, der schon wegen der Menge der Schuldigen nicht zu strenge verfahren könne. — Er machte mich darauf aufmerksam, daß Truppen, die sich in Freiburg ergeben, auf die Fürsprache des dort befehligenden Generals v. Hirschfeld, vom Großherzog sogleich nach Hause entlassen worden seyen; an seiner Fürsprache für uns solle es ebenfalls nicht fehlen, und er zweifle nicht, daß dieselbe von Seiten des Großherzogs berücksichtigt werde. Bedingungen könne man jedoch der Besatzung nicht zugestehen, sondern verlange die Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Dieses Wort klinge allerdings hart, allein es sey mehr eine Form; ich solle ihm nur vertrauen, ich werde sehen, daß dieses Vertrauen gerechtfertigt sey."

Corvin, als Abgeordneter aus der Festung, sträubte sich längere Zeit gegen das Ansinnen, die Festung auf Gnade und Ungnade zu übergeben. — Zuerst verlangte er freien Abzug für alle Fremden und Compromittirten, dann wollte er für die

Besatzung die Amnestie in Anspruch nehmen, welche am 5. oder 6. Juli für alle diejenigen erlassen worden, die bis zum 15ten zum Gehorsam zurückgekehrt seyn würden.

„Der Graf," erzählt Corvin ferner, „erinnerte sich dieser Verordnung und glaubte, sie müsse noch auf seinem Schreibtisch oder beim Civilcommissär liegen, jedenfalls solle uns Alles zu gute kommen, was irgend andern der aufständischen Truppen zu gute gekommen. Er wolle gleich nachsehen, ob er jenes Aktenstück nicht finde. Was die direkte Unterhandlung mit dem Großherzog anbelange, so werde sich diese vielleicht machen lassen, da derselbe in Mainz und dieses durch die Eisenbahn nicht weit entfernt sey. Nachdem er mich verlassen, war er so artig, mir einen preußischen Offizier zur Gesellschaft zu schicken. Es war außerordentlich heiß an dem Tage und in dem Zelte herrschte solche Schwüle, daß man es kaum darin aushalten konnte. Um einen Luftzug herzustellen, wurde das Zelt an verschiedenen Stellen von der Erde gelöst, was denn auch etwas half. Da ich brennenden Durst bekommen hatte, so bat ich um etwas Wasser; man brachte Murgwasser, da kein anderes vorhanden, welches aber erst zu trinken war, als der preußische Offizier Zucker und Wein kommen ließ." Die Unterhaltung, die nun hier in Abwesenheit

des Generals geführt wurde, war höchst ungezwungener Art, ja einigemal fast komisch zu nennen. „Wie kann man," meinte der preußische Offizier, „die Hartnäckigkeit so weit treiben, und einen Platz vertheidigen wollen, wo auf einen Entsatz, die letzte Hoffnung aller Belagerten, in keinem Fall zu rechnen ist. Ich gebe sogar zu, Sie hätten Lebensmittel und alles zum Leben Nothwendige im Ueberfluß, was ja auch nicht einmal der Fall seyn soll." Worauf Corvin antwortete: „Was den ersten Punkt anbelangt, so wissen wir wohl, daß wir einen Entsatz nicht zu hoffen haben, Lebensmittel aber haben wir die Hülle und Fülle, und können noch lange Zeit eine vergnügte Existenz führen; ich habe Sie," setzte er hinzu, „bei der großen Hitze oft bedauert, so ohne allen Schatten im Feld unter den dünnen Zelten liegen, ist keine Kleinigkeit, und wenn ich Ihnen vielleicht mit einem Kübel Eis dienen kann, so wird es mir großes Vergnügen gewähren." „Es muß doch jeder Mensch," versetzte der preußische Offizier, ohne das Eisanerbieten einer Antwort zu würdigen, „bei Unternehmungen einen Zweck, irgend eine Hoffnung haben, und das scheint bei Ihnen nicht der Fall zu seyn, oder glauben Sie vielleicht, daß wenn sie auch das Unglück der Stadt Rastatt durch ein herbeigezogenes Bombardement noch vergrößert haben, mit heiler

Haut entrinnen zu können?“ Corvin entgegnete: „Bis jetzt habe ich noch nicht ernstlich daran gedacht, mich für meine Person zu salviren, doch glaube ich, das würde mir nicht schwer werden.“ „Ich versichere Sie,“ sagte der Offizier, „daß, bevor Sie die Stiefel ausgezogen haben, um über den Rhein zu schwimmen, Sie zehnmal abgefaßt sind.“ „Wissen Sie denn, ob ich über den Rhein entfliehen will? Es gibt auch andere Wege.“ „Aber nur durch unsere Vorposten, und Sie werden bei einigen Gelegenheiten bemerkt haben, daß es nicht gar leicht ist, sich durch eine preußische Vorpostenkette zu schleichen.“ „Sie werden mir erlauben,“ entgegnete Corvin, „die Hoffnung zu haben, daß ein alter Jäger, wie ich, der unzähligemal den Auerhahn schoß, wohl im Stande seyn wird, eine preußische Schildwache zu beschleichen.“ — „Das kann wohl seyn,“ versetzte der Offizier, „aber Sie müssen bedenken, daß eine preußische Schildwache nicht in der Brunst ist und nicht mit geschlossenen Augen, wie ein Auerhahn, dasteht.“ „Mein Terrain,“ bemerkte Corvin, „kenne ich ganz genau, ich werde gewiß nicht im schwarzen Frack oder im Freischaarenanzug meinen Rückzug antreten, und jemand, dem es darum zu thun ist, sein Leben zu retten, findet Schlupfwinkel genug und müßte er davonkriechen wie ein Kaninchen.“ „Nur wollen Sie

nicht vergessen," sagte der Offizier, „daß das Kaninchen ebenfalls zu erwischen ist, und daß man demselben bei einer solchen Veranlassung das Fell über die Ohren zieht, was auch Ihnen geschehen könnte, wenn Sie als Kaninchen abreisen würden."

Auch auf Staatsformen kam das Gespräch, und Corvin meinte, eine gemüthliche Anarchie sey die beste Staatsform, ein gesellschaftlicher Zustand nämlich, wo jeder thun und lassen könne, was er wolle, und wo dieses Thun und Lassen weder des Nebenmenschen Freiheiten schmälerte, noch einem andern Schaden zufügte. Allerdings, entgegnete der Offizier, wäre ein solcher Zustand nicht so übel, doch gehörten Engel dazu, um ihn durchzuführen; daß aber die Menschen, die jetzt hier auf Erden einen solchen Zustand einzuführen dächten, durchaus keine Engel seyen, müsse er ihm doch zugeben.

Als nun Corvin einsah, daß General v. d. Gröben von den an ihn gestellten Bedingungen, die Festung auf Gnade und Ungnade zu übergeben, weder abgehen wollte noch konnte, sah er sich genöthigt, auf dieselben einzugehen und begab sich nach Rastatt zurück, um das, was er ausgerichtet, dem großen Kriegsrath mitzutheilen. „Alle," fährt er in seinen „Erinnerungsblättern" fort, „waren ziemlich bestürzt über meine Mittheilung. „Was wird aber aus uns?"

riefen Böning und Lefebre, die Anführer der Freischaaren- und Flüchtlingslegion. „Wir," antwortete ich, „thun unsre Schuldigkeit als Männer von Ehre und opfern uns für unsere Leute." Die Uebergabe auf Gnade und Ungnade ward beschlossen. Es war ein großer Moment, als die Mitglieder des Kriegsraths mit fester Hand das Protokoll und muthmaßlich damit ihr Todesurtheil unterschrieben, denn über unser Schicksal machten wir uns keine Täuschung mehr, wenn auch einige nicht gerade an den Tod dachten. Ich für meine Person war darauf gefaßt und hatte meiner Frau schon von Freiburg aus Lebewohl gesagt. Ich sehe sie noch alle so lebhaft vor mir, daß ich sie malen könnte! Links von mir Tiedemann, rechts Biedenfeld, neben ihm Böning, dann Jacobi, Heilig und die Andern im Kreise umher. Von Einigen hat der Sand von Rastatt bereits das Blut getrunken." — — — —

Am 23. Juli früh um acht Uhr wurde im allgemeinen Kriegsrath sämmtlicher Offiziere, zu welchem von jedem Fähnlein zwei Unteroffiziere und Gemeine beigezogen waren, der Bericht Corvins vorgelesen. Den Antrag auf Uebergabe machte Tiedemann auch zu dem seinigen. Ein einziger Soldat oder als solcher maskirter Volkswehrmann, Strobel, wollte dem Bericht nicht glauben und die Festung halten, bis —

Alles aufgezehrt sey. Der Kriegsrath stimmte aber für sofortige Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Einen großen Einfluß auf diese schnelle Entschließung hatte wohl die vollständige Zuchtlosigkeit der Besatzung, die, sobald sie von den Unterhandlungen gehört, allen Gelüsten die Zügel schießen ließ.

Schon in der vergangenen Nacht waren in der Stadt Excesse vorgefallen, wie sie wohl auf Schiffen, die dem Untergang nahe sind, stattzufinden pflegen. Die Soldaten hatten die Magazine erbrochen und allerlei Gewaltthätigkeiten verübt, welche die Bewohner mit gerechten Besorgnissen erfüllten. Der Schloßhof war beständig voller Menschen, die alle nach der Montirungskammer wollten, um hier noch Tuch und andere Gegenstände zu fassen.

In derselben Nacht desertirte die Mannschaft einer Lünette, Wachen verließen ihre Posten, Thore blieben offen, zum Theil unbesetzt, und eine Handvoll Preußen hätte vielleicht ungehindert die Stadt besetzen können. Bemerkenswerth ist, daß verschiedene der Insurgenten, die am frühen Morgen durchgehen wollten, von den preußischen Vorposten nach der Festung zurückgejagt wurden, indem sie ihnen zuriefen: „macht, daß ihr wieder hineinkommt, morgen kriegen wir euch doch!“

Diese Umstände mögen auch wohl an dem

schnellen Entschluß des Kriegsraths schuld gewesen seyn, noch während derselbe am 23. Juli versammelt war, schallte wüthendes Geschrei vom Schloßhof herauf, die Soldaten trieben allerlei Unwesen, Artilleristen und Dragoner, auch Infanteristen hatten die Montirungskammer gestürmt und eilten mit gestohlenen Ballen Tuch davon. Um diesem Scandal ein Ende zu machen, wurden sogleich zwei Geschütze, jedoch nur blind geladen, gegen die keckten Haufen abgefeuert und ein Mann an der Hand verwundet, worauf die Menge auseinander stob, besonders als sie den Befehl hörte, mit Kartätschen zu laden.

Gegen zehn Uhr Morgens kam Corvin in Begleitung Biedenfelds in das preußische Lager und brachte den bei Ladenburg gefangenen Major v. Hinderfin mit sich hinaus. Major v. Hinderfin, ein tüchtiger Generalstabsoffizier, hatte das Unglück, schon zu Anfang des Feldzugs, wie bekannt, gefangen zu werden. Er war im Ganzen in der Festung ordentlich behandelt worden, und als er die Thore verließ, dankte er, wie er erzählte, einem Bürgerhauptmann, dessen Zureden am Abend der „Spionenschlächterei" sein Leben vor der Wuth der Kanoniere geschützt, auf's Herzlichste. Man hatte ihm, als er gefangen wurde, seinen Säbel genommen, ein ihm werthvolles Geschenk, und der Umstand, daß er einem Freischaaren-

führer, der ihm versprach, er werde seinen Säbel bei der Auswechslung wieder erhalten, im Vertrauen auf diese Zusicherung Geld gab, blieb ohne den gewünschten Erfolg. Er bekam seinen Säbel nicht wieder, und als der Major, da er in Freiheit gesetzt wurde, nach seiner Waffe verlangte, so händigte man ihm einen Dragonersäbel ein, mit dem er dann im preußischen Lager ankam. Da derselbe aber begreiflicherweise ohne Portepee war, so gab der Prinz von Preußen das seinige, welches er von seinem Degen ablöste, dem braven Offizier, und dieß Zeichen der Gnade seines hohen Führers wird ihm auf dem trüben Hintergrunde der Rastatter Gefangenschaft eine erhebende Erinnerung seyn.

Die Kapitulation wurde gegen Mittag unterschrieben, wornach die Besatzung von Rastatt Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden und den in seinem Namen vor der Festung liegenden preußischen Truppen dieselbe auf Gnade und Ungnade übergab.

XX.

Rastatt. — Freiburg.

Am 23. Nachmittags befanden sich die Lager um Rastatt in einer außergewöhnlichen Aufregung. Der Vorpostendienst war sehr verschärft, denn es war anzunehmen, daß Einzelne aus der Festung Versuche machen würden, sich durchzuschleichen. Deßhalb war auch von Mittag an der Eintritt in die Lager jedem Fremden, der nicht eine besondere Erlaubniß vorzuweisen hatte, streng untersagt. Adjutanten und Ordonnanzoffiziere sprengten nach allen Richtungen in die verschiedenen Lager, und wer Nachmittags in die Nähe von Kuppenheim kam, sah deutlich, daß hier etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. Kuppenheim war belebter als sonst, nur in ganz anderer Art; statt der Soldatengruppen, die gestern noch müßig und plaudernd zusammenstanden, lief heute alles bunt durcheinander. Aus den Häusern traten die Infanteristen vollständig feldmäßig bepackt, an den Wagen

wurden die Pferde eingespannt und Husaren und Kürassiere eilten im Galopp zu ihren Sammelplätzen. Auf allen Gesichtern las man das freudige Ereigniß, das Ende eines beschwerlichen Lager- und Einschließungsdienstes.

Rastatt ist über!

Im Lager selbst trat die Mannschaft zusammen, die Geschütze fuhren auf und die Husaren sattelten unter lautem Lachen und Scherzen ihre Pferde. Alles jubelte laut, und ich bin fest überzeugt, daß auch die Landwehr schon lange nicht mehr ihre Tornister mit solch' angenehmem Gefühle umschallte, wie heute.

Ein kleiner Unfall war heute zu beklagen. In dem Lager der zwölfpfündigen Batterie, in der Nähe der Favorite nämlich, brach Feuer aus, man sagte, durch ein weggeworfenes Streichhölzchen, und fünf bis sechs Strohbaracken standen in einem Augenblick in hellen Flammen. Die Mannschaft, welche in größter Schnelle ihre Pferde und die gefüllten Protzen bei Seite schaffen mußte, konnte ihre Effekten zu gleicher Zeit nicht retten, und so verbrannte ihnen vieles. Später sah man zwischen dem verkohlten Stroh verbrannte Tornister, Patrontaschen und dergleichen umherliegen.

Gegen vier Uhr rückte das preußische zweite Armeecorps, sämmtliche Belagerungstruppen, unter

Trommelschlag und klingendem Spiele von allen Seiten gegen die Festung, und gegen halb fünf Uhr folgte der Prinz von Preußen, von einem zahlreichen glänzenden Gefolge umgeben, den Truppen und ließ die Divisionen, welche von Kuppenheim durch Niederbühl gegen Rastatt vorrückten, vor letztgenanntem Dorfe ein großes Carré bilden, wo er zu den preußischen Soldaten mit kräftiger, weithin vernehmbarer Stimme einige zu Herzen gehende Worte sprach: er versicherte sie, daß er mit ihrem Benehmen bis jetzt vollkommen zufrieden sey, er erkenne es an, daß sie sich unter Mühseligkeiten aller Art gut und pflichtgetreu benommen und daß es das Werk ihrer Tapferkeit sey, diesen Feldzug zu so schnellem Ende geführt zu haben; daß sie bald ein trauriges Beispiel vor sich sehen würden, wie dagegen eine Armee endige, die ihrem Eid und ihrer Fahne untreu geworden — fern von der Heimath, so schloß der Prinz, ruf ich euch den Dank eures Königs und Herrn zu, dem ich den meinigen aus vollem Herzen anschließe. Nach einem dreimaligen lauten Lebehochrufen sämmtlicher Truppen verließ der Prinz das Carré und ritt nach der Favorite zurück, da er wahrscheinlich bei dem nun folgenden traurigen Schauspiel der Entwaffnung nicht zugegen seyn wollte.

Die preußischen Truppen vor dem Niederbühler

Thore wurden nun in Hufeisenform aufgestellt, von welcher zwei Seiten durch Infanterie und eine Seite durch Artillerie mit abgeprotzten Geschützen gebildet wurde. In der Mitte hielt General v. d. Gröben mit seinem Stabe.

Alles war äußerst gespannt auf das Erscheinen der Insurgenten, die nach und nach aus den Thoren Rastatts herauskamen. Von den Führern erschien der Gouverneur Tiedemann, der Kriegsminister-Stellvertreter Enno Sander, Corvin und ein Adjutant Peters zu Pferde. Die erstern in einem Gemisch von badischer und Phantasieuniform und hatten seltsam genug am Käppi und an der Schabrake das großherzogliche L mit der Krone. Ein alter, seltsam aussehender Mann, der bekannte Böning, präsentirte sich als Chef der Freischaaren, er hatte unter einem Heckerhut langes, weißes Haar und einen wallenden Bart.

Zur Entwaffnung rückten zuerst ungefähr fünfzig Dragoner in das geöffnete Carré der preußischen Truppen, wo sie Säbel und Patrontaschen ablegten und alsdann zurückgeführt wurden; ihr Offizier fragte einen der Preußen, ob er auch seine Epauletten ablegen müsse und auf die Antwort „allerdings" warf er sie etwas heftig zu Boden. Alsdann kamen fünf bayerische Chevaurlegers in Paradeanzug, sonst recht

unsauber und ohne Halsbinden, aber auf wohlgenährten, gut aussehenden Pferden; sie saßen ab, die Pferde wurden von blauen Husaren in Empfang genommen, die Waffen zu den andern gelegt, und sie traten zurück. Ihnen folgten drei Compagnien Freischaaren, mit ziemlich militärischer Haltung, die meisten in badischen Soldatenmänteln mit Gewehren und Patrontaschen, hie und da sah man eine rothe Feder; einige ihrer Offiziere trugen dreifarbige Chärpen. Das Commando derselben zum Ablegen der Waffen war schlecht und unmilitärisch, ebenso das Aussehen der Einzelnen. In diesen Haufen befanden sich, neben jungen Burschen von vierzehn bis fünfzehn Jahren, verlebte Kerle von vierzig bis fünfzig. Nach ihnen erschien das traurigste, was man in diesen Verhältnissen nur sehen konnte, drei vollständige Bataillone badischer Linieninfanterie, freilich aus allen Regimentern zusammengesetzt, geführt von ihrem Obersten und Chef Biedenfeld. Sie hatten anfänglich die Absicht, mit klingendem Spiel aus der Festung zu ziehen, und man hörte schon einzelne Töne ihrer Musik, als ihnen aufs Strengste bedeutet wurde, Leute ihrer Art dürfen sich nicht einfallen lassen, mit militärischen Ehren abzuziehen. Sie kamen in ziemlich guter Haltung daher, ordentlich geschlossen und festen Schrittes; sie trugen neue,

sauber aussehende Uniformen; zwei Bataillone hatten Helme nach Art der preußischen, ein Bataillon die alten Tschako's mit den Greifen. Die Commandos ihrer Offiziere waren gut und deutlich und die Griffe wurden ebenso ausgeführt: „Bei Fuß Gewehr, streckts Gewehr!" Auch hatten sie ihre Fahnen, wie sich von selbst versteht, in Wachstuch eingehüllt, bei sich. Ihre Tornister, die ziemlich schwer schienen, durften sie nachher wieder aufnehmen. Nach ihnen kamen einige Artilleristen von ziemlich schlechtem Aussehen.

Der größte Theil dieser Truppen wurde vor dem Iffezheimer Thore entwaffnet, vielleicht mehr als dreihundert; unter ihnen waren schöne Leute, aber alle sahen schlecht und verkommen aus. Ueberhaupt war die ganze Besatzung eine recht verwilderte Bande, und namentlich trugen die Physiognomien vieler unter ihnen den Stempel des Trunks und Liederlichkeiten aller Art, denen sie sich in der Festung ergeben.

Nach der Entwaffnung wurden zwischen den Insurgenten kleine Abtheilungen preußischer Infanterie eingeschoben und dieselben mit den obgenannten Führern in die Kasematten der Festung gebracht.

Etwas seitwärts am Glacis stand die sogenannte Flüchtlingslegion unter Lefebre, vielleicht einige vierzig

Mann, eine abgerissene Bande mit confiscirten Gesichtern; es sollen Franzosen, Spanier, Italiener, Polen, kurz alle möglichen Nationen da vertreten gewesen seyn. Von einer Uniformirung war natürlich keine Rede; dieser trug einen zur Jacke verschnittenen Soldatenrock, jener eine durchlöcherte Blouse, hier sah man einen zerfetzten Schnürrock, dort einen alten Sammtspenzer, dazu waren die meisten betrunken und viele hatten kleine Pfeifen im Munde. Ihre Entwaffnung war schon in der Stadt von ihren politischen Glaubensgenossen besorgt worden. Eine solche Unmasse von Bart- und Haupthaar aber, solche Urwälder, die nie ein schneidendes Instrument berührt zu haben schien, wie bei ihnen, ist wohl nie beisammen gesehen worden. —

Anfänglich, ehe die Preußen einrückten, war die Stadt ruhig und still, der Schritt hallte in den Straßen, und vielleicht an zwei Drittheilen der Häuser waren Thüren- und Fensterläden fest verschlossen. Was sich von der Einwohnerschaft im ersten Augenblick auf den Straßen und an den Fenstern sehen ließ, war von nicht viel besserm Aeußern, als ihre militärischen Brüder, namentlich sah man Weibsbilder, die unter der Belagerung sehr gelitten zu haben schienen.

In der Nähe des Klosters sah man die Ruinen

zweier abgebrannten Häuser, die bei der ersten Beschießung der Preußen durch glühende Kugeln aus Feldbatterien in Brand gesteckt worden, hie und da flatterten weiße, wie badische Fahnen, und vor dem Thore hing eine alte zerfetzte schwarz-roth-goldene. Die Straßen der Stadt waren an verschiedenen Stellen abgegraben, damit Cavallerie und Artillerie nicht eindringen könne, diese Löcher aber heute wieder nothdürftig zugeworfen worden.

An mehreren Häusern, so wie an den Straßenecken sah man nachfolgende Proklamation angeschlagen:

„Kameraden, Mitbürger! Morgen früh 8 Uhr wird der große Kriegsrath in dem Lokal, wo er heute versammelt war, von Neuem berufen, um die Antwort, welche uns vom preußischen Lager geworden ist, mitgetheilt zu erhalten. Ich erwarte erforderlichen Ernst und keine Excesse, damit wir am Ende unsere edle Sache nicht besudeln mit Vergehen und Verbrechen. Die Preußen haben um einen Kübel Eis gebeten, welcher ihnen durch einen Unteroffizier übersandt werden wird. Der Gouverneur G. N. Tiedemann, Oberst.“

Diese Eisgeschichte ist wirklich gut; das Wahre an der Sache ist, daß Corvin nach seiner Zurückkunft wirklich einen Kübel Eis hinaussandte, der

aber natürlicherweise von den preußischen Vorposten zurückgewiesen wurde.

Wie durch einen Zauberschlag hatte sich in der nächsten halben Stunde das Leben in Rastatt verändert, und bald wimmelte es von preußischem Militär. Hie und da öffnete sich ein verschlossener Fensterladen, an den Hausthüren standen Jäger und Husaren mit den Einwohnern plaudernd, und vor dem Gasthofe zum Kreuz, wo der General v. Cöllen sein Absteigquartier nahm, standen ein paar Batterien, einige Bataillone Landwehrinfanterie, grüne Kürassiere und blaue Husaren, alles voll Lust und Freude. Später erschien der Prinz von Preußen einen Augenblick in der Stadt und mit ihm der neue Gouverneur der Reichsfestung, General v. Holleben. Der Prinz wurde von den Soldaten, wo er sich sehen ließ, mit lautem Jubelrufe begrüßt. Von den blauen Husaren hatte eine Schwadron auch in der Umgebung der Stadt zu thun, um Ausreißer, die sich bis jetzt versteckt gehalten, einzufangen, und die guten Reiter mit ihren flinken Pferden waren außerordentlich bei der Hand und vollführten dieß Geschäft mit großem Vergnügen; wo keine Widersetzlichkeiten stattfanden, wurden die Gefangenen ruhig eingebracht, wo sich dieselben aber zur Wehr setzten, gab es, und mit vollem Recht, flache Säbelhiebe genug. Uebrigens

muß man es lobend anerkennen, daß bei dem Ingrimm, den das ganze preußische Militär gegen die Aufrührer hatte, keinerlei Excesse gegen die Eingefangenen vorfielen, ja kein Laut, keine Schimpfreden hörbar wurden, es ist dieß ein neuer Beweis von der vortrefflichen Disciplin der preußischen Armee.

Was Platz fand, wurde einquartiert, und alles andere campirte theils in Rastatt selbst, theils auf dem Glacis.

Als wir in der Nacht gen Baden zurückfuhren, war es dunkle Nacht, rings sah man die Wachfeuer brennen, und die vielen Lichter in Rastatt strahlten hell über der schwarzen Häusermasse empor, und verbanden sich in glänzenden Streifen mit dem klaren Nachthimmel. Es war, als senkte sich von oben herab ein besserer lichter Geist auf die Stadt, die schon so viel erfahren.

Tief unten aber in den finstern Kasematten der Festung lagen jene, die all' das Unglück herbeigeführt. —

Am andern Tage erschien aus dem preußischen Hauptquartier, Schloß Favorite, nachfolgende Proklamation:

„Die Festung Rastatt, die letzte Zuflucht des Insurgentenheeres, hat sich gestern auf Gnade und Ungnade der siegreichen preußischen Armee ergeben.

Die Garnison streckte um sechs Uhr Abends im Angesicht des zweiten preußischen Operationscorps die Waffen auf dem Glacis der Festung. Da seit meinem Armeebefehl vom 8. Juli die in dem Schwarzwald zerstreuten Banden der Insurgenten sämmtlich die Schweizergrenze flüchtend überschritten haben, so ist die der Armee gestellt gewesene ehrenvolle Aufgabe nunmehr vollständig erreicht. In Zeit von sechs Wochen ist die bayerische Rheinpfalz und das Großherzogthum Baden von den Insurgentenschaaren befreit worden, und beide Länder sind ihrer rechtmäßigen Regierung zurückgegeben. Euch tapfern Kriegsgefährten gebührt der Ruhm dieser Erfolge, die Ihr unter dem treuen Beistande Eurer deutschen Brüder, des Neckarcorps, errungen habt. Eurem Muth, Eurer Ausdauer und Hingebung für die gerechte Sache, zu der der Befehl unsers Königs uns ins Feld rief, ist es zu verdanken, daß in so kurzer Zeit zwei Länder Euch ihre Befreiung von Willkür und Gesetzlosigkeit verdanken. Während in Euren Reihen Zucht, Ordnung und Gehorsam herrscht, habt Ihr gesehen, was aus einer Truppe wird, in der diese Erfordernisse eines wohldisciplinirten Heeres fehlen, namentlich wenn dazu noch der Vorwurf des Gewissens tritt, seinem Herrscher und dessen Fahne den Eid freventlich gebrochen zu haben. Während

Ihr in Treue gegen König und Vaterland beharrtet, während Vorgesetzte und Untergebene in Pflichterfüllung wetteiferten, folgt der Sieg unsern Fahnen; mit Stolz sehe ich auf eine Armee, der es unter Gottes Beistand beschieden war, den alten wohlbegründeten Kriegsruhm zu erneuern; die gezeigt hat, daß die Zeit eines 33jährigen Friedens, Dank sey es unserer Heeresverfassung, wohl angewandt seyn muß, da sich die Truppen auf dem Schlachtfeld, wie in den übrigen Dienstobliegenheiten überall bewährt haben. Nochmals, Kameraden, rufe ich Euch meinen Dank für Eure ehrenvolle Leistung zu; fahret nunmehr fort, wo die friedliche Besatzung Badens durch die Armee erfolgt, Euch neue Ansprüche auf Anerkennung zu erwerben, indem Ihr ein rühmendes Beispiel aller Soldatentugenden gebet. Zugleich bewillige ich Euch eine Gratifikation von 1 Thlr. für den Unteroffizier und ½ Thlr. für den Gemeinen. Der Oberbefehlshaber der Operationsarmee am Rhein. (gezeichnet) Prinz von Preußen." —

Einen Gang, den ich heute mit Erlaubnißkarte durch Rastatt und die Festungswerke machte, war wohl im Stande, bei der großen Unordnung aller Art, die man sah, einen tiefen Eindruck zu hinterlassen, und ich werde den Anblick dieser verwilderten Werke sobald nicht vergessen.

Auf dem Schloßplatz lag in buntester Unordnung eine ungeheure Menge Artilleriematerial aller Art durcheinander; doch schien man hier noch einigermaßen Ordnung gehalten zu haben. Auf den Wällen hatte man aber in letzter Zeit entsetzlich gehaust. Da sah man zerbrochene Flaschen und Krüge in Menge neben Kartuschen, die aufgeschnitten und in einen Haufen Pulver verwandelt mit Kugeln, Erbsen, Linsen, Brod, Unrath vermengt, ein empörendes Durcheinander boten.

Von den Kanonenröhren fanden sich viele vernagelt und so verdorben, daß man neue Zündlöcher einschrauben mußte. Andere waren mit Steinen und Kugeln von verschiedenem Kaliber so vollgestopft, daß man sie kaum wieder entleeren konnte. Von den schönen neuen Liel'schen Laffetten, auf denen die Belagerungsgeschütze ruhen, waren viele mit Aexten zusammengehauen.

In den Wachstuben hatten es sich die Insurgenten durch Matrazen und vollständige Betten so bequem wie möglich gemacht.

Um nun dieser entsetzlichen Wirthschaft ein schnelles Ende zu machen, war die preußische Artilleriemannschaft heute schon emsig beschäftigt: man sortirte Kugeln, kehrte die Pulverhaufen zusammen, reinigte die Geschütze und das Alles über den Köpfen derer,

die noch gestern Herr in der Festung waren, und jetzt tief drunten in den Kasematten saßen.

In der Stadt selbst sah es schon ein bischen besser aus. Gestern noch verschlossene Häuser öffneten sich den zurückkehrenden Eigenthümern, von denen viele auf den umliegenden Dörfern diesem Moment mit banger Erwartung entgegen gesehen. Wie fanden vielleicht manche die zurückgelassenen Ihrigen, wie ihre Habe?

Man that alles Mögliche, um den Straßen wieder ein nettes, ordentliches Ansehen zu geben, und Viele, welche gestern noch den hereinmarschirenden Preußen mit bleichen Gesichtern und angstvoll entgegengeseufzt, waren heute wieder frohe, glückliche Menschen.

Die Stadt hatte plötzlich ein ganz anderes Ansehen bekommen.

Der neue Gouverneur der Festung, General v. Holleben, erließ nachfolgende Ansprache:

„Bewohner von Rastatt! Nachdem eure Stadt und die Festung Rastatt den Händen der Meuterer entrissen worden, ist der Empörung im Großherzogthum Baden der letzte Anhalt genommen. Zur Wiederherstellung der seit Monaten niedergeworfenen Ordnung, zur Wiederaufrichtung des Gesetzes sind die strengsten Maßregeln erforderlich. Bei Gefahr

eurer eigenen Personen werdet ihr aufgefordert, allen von den Militärbehörden zu treffenden Anordnungen die unbedingteste Folge zu leisten. Schwer lastet das Vorgefallene auf einem namhaften Theil der hiesigen Einwohnerschaft, und obgleich ich hoffe, daß noch eine, wenn auch kleine Anzahl gutgesinnter Bürger vorhanden ist, so ist doch mein Mißtrauen groß; es kann nur durch Bethätigung des größten Gehorsams und musterhafter, ruhiger Aufführung allmählig schwinden und für euch gelindere Maßnahmen herbeiführen. Bürger! ich mahne euch, eingedenk zu seyn der edlen Pflichten der Bürgertreue und der Achtung vor den Gesetzen; nur so ist es möglich, daß jenes wahre Bürgerglück euch wieder zu Theil werden kann, dessen ihr euch selbst, wie leider ein großer Theil der Bewohner dieses schönen Landes, durch Schwäche und Gesinnungslosigkeit oder durch offenen Aufruhr verlustig gemacht habt."

Einige Tage nach der Uebergabe von Rastatt verließ der Prinz von Preußen die Favorite und ich ging mit dem Hauptquartier nach Freiburg. Unterwegs war auf allen Stationen, auf allen Bahnhöfen kriegerisches Leben, Truppenabtheilungen verschiedener Waffen und Regimenter, welche die Bahn auf und abfuhren, alle heiter und guter Dinge, denn der Feldzug war zu Ende und die Landwehrmänner, so

brav sie sich auch im Gefechte geschlagen, sahen doch großentheils freudig der Rückkehr entgegen, welche sie den Ihrigen wiedergeben würde.

Freiburg, sonst eine stille Stadt, war sehr belebt, auf Straßen und Gassen klirrte der Säbel und glänzte die Pickelhaube. Man hörte hier Dialekte aus allen Theilen der preußischen Monarchie und neben dem Rheinländer, der sich einen Schoppen Wein geben ließ, bat der Norddeutsche um ein Schnäpschen, und nie, ohne hinzuzusetzen: „wenn Sie so gut seyn wollen.“

An Plakaten fehlte es auch nicht und aus den meisten konnte man entnehmen, daß die Partei des Aufruhrs im Stillen immer noch beschäftigt war, die leider noch vielfach glimmenden Kohlen aufs Neue anzufachen. Man begriff nicht, wie es Menschen geben konnte, die, trotz aller mißlungenen und für sie selbst übel ausgefallenen Versuche, die Soldaten zu verführen, zum Aufruhr zu predigen und den Behörden durch an und für sich unbedeutende Kleinigkeiten trotzig entgegen zu treten, immer noch fortfuhren zu wühlen und Unruhen hervorzurufen. Und doch war dem so. Die Bestrebungen, den Soldaten seiner Pflicht abwendig zu machen, scheiterten aber beständig und vollkommen an dem guten Sinn der verthiertesten aller Söldlinge, der Preußen, und

trugen nur den Versuchern große Unannehmlichkeiten und körperliche Zurechtweisungen gutgemessen ein. Gab es doch einen Clubb hier, bei dem auch Frauen und „Jungfrauen" betheiligt waren, von welchen alles auf- und angeboten wurde, den Soldaten zu verführen.

Die königlichen Soldknechte ließen sich dieß auch wohl gefallen, betrugen sich anständig und verbanden nachher, wenn die Klausel vorgebracht wurde, wornach der militärische Bruder versprechen mußte, nie mehr auf's „Volk" einzuhauen, das Angenehme mit dem Nützlichen, indem sie die Verführer tüchtig durchbläuten und sie oftmals von weiteren Versuchen auf solche Art abhielten, meistens auch, ohne sie alsdann dem Gerichte zu übergeben.

Mancher Wühler wurde aber auch von den Soldaten angezeigt und darauf hin eingesteckt, und ebenso manche Wühlerin, wodurch die andern veranlaßt wurden, behutsamer aufzutreten.

In den letzten Tagen sah man wieder hie und da eine rothe Halsbinde, sowie schwarze Freischaarenhüte, deren Träger sich namentlich in der Nähe der Kommandantur auffallend gern zeigten, was den Major v. Wangenheim, den Kommandanten der Stadt Freiburg, der überhaupt nicht viel Spaß verstand, veranlaßte, nachfolgende Proklamation anschlagen zu

lassen: „Die schwarzen sogenannten Freischaarenhüte sind durchaus verboten, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, die die hiesigen Zuchthäuslinge bei Gelegenheit seit Jahren tragen. Freiburg, 28. Juli. Major v. Wangenheim." Diese Gelegenheiten sind nun aber die Beerdigungen der Zuchthausgefangenen, wo sämmtliche Sträflinge, die dem Zuge folgen, die obenerwähnten Hüte tragen. Wen man künftig mit solchem Hute auf der Straße antrifft, der würde also für einen leidtragenden Zuchthäusling gehalten werden, was unangenehme Folgen haben könnte.

Ein anderes Plakat warnte „vor jenen politischen Proselytenmachern und Volksbeglückern von Profession, die ihr sauberes Handwerk noch im Geheimen fortzusetzen trachten und im Trüben fischen," und setzte ferner eine angemessene Geld- und Gefängnißstrafe für Jeden aus, der obrigkeitliche Maueranschläge beschädigte oder herabriß. Wie viel aber dergleichen Ermahnungen bis jetzt genützt, sah ich an deutlichen Zeichen auf einem derselben, wo zwei schmutzige Finger bemüht gewesen waren, gerade dieß Plakat zu vernichten.

Im Zähringer Hofe hatte der Prinz von Preußen wieder sein Quartier genommen und war dasselbe umlagert von Adjutanten, Ordonnanz- und andern

Offizieren. Jeden Augenblick brachten Couriere und Staffetten Meldungen aller Art, und Soldaten verschiedener Waffen, die hier zu thun hatten und aus- und eingingen, machten das Getreibe noch lebendiger. In der Küche, im Hof, in den Ställen, Remisen und Stallungen tummelte sich ein kleines Hoflager umher. Bediente, Reitknechte, Tafeldecker und Silberdiener liefen durcheinander und rannten nicht selten mit den Kellnern zusammen, die sich durch die fremde Bedienung in ihrem Hausrecht einigermaßen gekränkt fanden.

Als es Abend wurde, füllte sich die Straße in der Nähe des Zähringer Hofes mit spazierengehenden Soldaten, die Arm in Arm herbeikamen, um einer großen militärischen Serenade zu lauschen, mit welcher der Prinz von Preußen am Tage seiner Ankunft bewillkommt wurde. Bald waren die Straßen dicht besetzt mit Soldaten und Einwohnern der Stadt, und aus den geöffneten Fenstern horchte eine zahlreiche Damenwelt in der lauen, angenehmen Abendluft den Klängen der preußischen Militärmusik. Die Musiker, sie waren vom 17. Regiment, Rheinländer, standen im Kreise und kleine Freiburger Gassenjungen hielten ihnen die Notenblätter und thaten das eben so sicher und gewandt, wie es noch vor Kurzem die jugendlichen Straßenbummler von Köln gethan.

Die alten Gassen des strengkatholischen Freiburg

bekamen zuerst die Piushymne zu hören, was auch dem schwarzen finstern Münster, der ernst auf das Gewühl schaute, nicht übel zu gefallen schien. Nach dem Hanseemarsch in seiner frischen muntern Weise stiegen die ernsten melancholischen Klänge schwäbischer Volkslieder zu dem Nachthimmel hinauf und grüßten die Weinberge des Breisgaues. Von einem dieser Lieder fielen mir zufällig ein paar Strophen ein, die, wenn ich nicht irre, heißen:

„Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn ich wiederum komm',
Kehr ich ein mein Schatz bei dir."

Ich weiß nicht, warum sie mir heute Abend so bedeutungsvoll in die Ohren tönten.

Den Schluß der Serenade machte: „Heil dir im Siegeskranz" und das bekannte Preußenlied.

Als die Musik schwieg, trat ein Landwehrmann aus dem Haufen seiner Kameraden, nahm seine Mütze ab, blickte zu dem geliebten Heerführer auf, der auf dem Balkon des Hauses stand, und brachte drei Hurrah dem Prinzen von Preußen, zu denen die Worte waren: er solle leben, immer und ewig! Tausende stimmten ein und die Soldaten zogen darauf unter den Klängen des preußischen Zapfenstreiches lustig nach Hause.

Des andern Tages wandte auch ich mich nach

Hause, nach Stuttgart, zurück und nahm meinen Weg über Effringen nach Basel.

Zwischen diesen beiden Orten — wir verließen Effringen bei einbrechender Dunkelheit — standen an der Schweizer Grenze die preußischen und schweizerischen Vorposten dicht neben einander. Die Mannschaft lagerte auf dem Felde unter Strohbaracken, und die einzelnen Schildwachen standen plaudernd auf der Chaussee.

Bei dem Schein der Wagenlaterne untersuchte ein Unteroffizier der Schweizer unsere Päſſe, und dieser Republikaner nahm es ziemlich genau damit. Auf die gleiche Art wurden wir noch einmal an den Thoren der Stadt Basel angehalten.

Von hier aus ging ich über Schaffhausen nach Friedrichshafen, wo ich an dem schönen Wasserspiegel des majestätischen See's noch ein paar Tage sehr angenehm verlebte.

Hause nach Stuttgart zurück und nahm meinen Weg über Eßlingen nach Basel. [illegible] — Zwischen diesen beiden Orten — [illegible] Efringen bei einbrechender Dunkelheit — kamen an der Schweizer Grenze die preußischen und schweizerischen Vorposten nicht weit voneinander. Die Mannschaft lagerte auf dem Felde einer Straßenstrecke, und die einzelnen Schildwachen standen während auf der Chaussee.

Bei dem Scheine der Wagenlaterne untersuchte ein Unteroffizier der Schweizer unsere Pässe, und dieser Republikaner nahm es ziemlich genau damit. Auf die gleiche Art wurden wir noch einmal an den Thoren der Stadt Basel angehalten.

Von hier aus ging ich über Schaffhausen nach [illegible], wo ich an dem schönen Wasserfalle [illegible]. Dann noch ein paar Tage [illegible] angenehm verlebte.

Hackländer